

Hausen im Wiesental

das Heimatdorf
unseres alemannischen Dichters
Johann Peter Hebel



Von Johann Georg Behringer und Reinhold Zumtobel

Hausen im Wiesental

das Heimatdorf
unseres alemannischen Dichters
Johann Peter Hebel



Von Johann Georg Behringer und Reinhold Zumbel
Herausgegeben von der Gemeinde Hausen
Hausen 1937

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Verfasser.

Druck von Gg. Mehlin, Schopfheim.

Gewidmet

den Ehrengästen der Basler Sebelstiftung,

den 12 „alte Männe“ beim Sebelmähle

und den 12 Frauen beim Sebelfestkaffee

In ihrer Art will dieses Buch mit ihnen plaudern,
wenn die schöne Heimat, verklärt vom stillen, feierlichen
Sonntagszauber, ihnen entgegenlacht, und wenn sie
beim gemütlichen Beisammensein unseres alemannischen
Heimatlichters, Johann Peter Sebel, und auch der
vielen Lieben gedenken, die sie noch gut gekannt
haben, die aber jetzt alle über den Sternen wohnen.

„ . . . und us der Heimat dunnt der Schli,
's mueß lieblich in der Heimat sg!“

Die Verfasser.

ERSTER THEIL

Johann Peter Hebel
und sein Heimatdorf Hausen im Wiesental



ZWEITER THEIL

Des Dorfes wechselvolle Geschichte

Und was me in si'm Früehlig lehrt,
me treit nit schwer, und het's emol;
und was me in si'm Summer spart,
das chunnt eim in si'm Spötlig wohl.

Einleitende Bemerkungen

Wir leben in einem Zeitalter größter Ummwälzungen. Wohl noch nie hat eine solche Umgestaltung aller Verhältnisse stattgefunden, wie im 19. und 20. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Vor wenig mehr als 100 Jahren gab es z. B. in ganz Deutschland noch keine einzige Eisenbahn. Der erste Schienenstrang in unserem Vaterland wurde im Jahr 1835 auf der kurzen Strecke Nürnberg = Fürth angelegt. Die Lokomotive, die dem Zügle vorgespannt war, kann natürlich nicht verglichen werden mit den heutigen Schnellzuglokomotiven, wurde aber von den Menschen der damaligen Zeit mit Recht als ein Wunderwerk der Technik und des Menschengesistes bestaunt. Die erste Lokomotive überhaupt hat der Engländer *Stephenson* im Jahr 1814 erbaut.

Unser liebliches Heimattal erlebte die erste Fahrt einer Lokomotive am Hebelsest 1862. Sie lief probeweise auf der Teilstrecke Basel = Lörrach und hatte den Namen *Johann Peter Hebel* erhalten, woraus hervorgeht, welche Liebe und Verehrung schon damals unserem alemannischen Heimatdichter entgegengebracht wurde. Doch die kluge Bahnverwaltung verfolgte vermutlich mit der Benennung der ersten Lokomotive der Wiesentalbahn noch einen andern Zweck. Vielen Bewohnern unseres Heimattals paßte es nämlich ganz und gar nicht, daß die heimischen Fluren durch einen Schienenstrang zerschnitten, das Vieh durch die Eisenbahn von der Weide vertrieben und die Landschaft durch den Steinkohlenrauch eines fauchenden Dampfroßes verqualmt werden sollte. Da wird sich die Bahnverwaltung eben gesagt haben, daß sie es mit einer Lokomotive, die auf den Namen des volkstümlichsten Dichters getauft war, noch am ehesten wagen dürfe, der widerstrebenden Bevölkerung die Vorteile des neuen Verkehrsmittels vor Augen zu führen.

Erst viel später, im Februar 1876, ist dann auch die Bahnstrecke Schopfheim = Zell in Betrieb genommen worden. Die Schmalspurbahn Zell = Todtnau wurde sogar erst im Jahr 1889 fertiggestellt. Es leben gegenwärtig in unserem Heimattal noch viele alten Leute, die sich an die bahnlose Zeit und an die Tage erinnern können, da statt der Eisenbahn noch die Postkutsche lief und auch der Güterverkehr mit Pferdegespannen durchgeführt werden mußte. Sie erinnern sich auch noch an den *Lichtspan* und das „*Kempeli*“,

in deren matten Schein sie an den langen Herbst- und Winterabenden oft am Ofentisch saßen, wenn der „Netti“ oder die Großmutter alte Märchen und Volksagen erzählten.

Dampfmaschinen, Turbinen, Telegraph, Telephon, Elektrizitätswerke, Stromleitungen, Kraftwagen, Flugzeuge, Zeppeline, Rundfunk und viele andere Wunderwerke, die der Menschenggeist erschaffen hat, sind Errungenschaften der neueren und neuesten Zeit. Von einer solchen Bereicherung des Lebenspielraums wußten unsere Vorfahren nichts, sie mußten dem Boden in mühsamer Arbeit das Notwendigste zum Leben abringen. Ohne die Pionierarbeit der Vorfahren wäre aber die Losschälung unserer Heimat aus der Wildnis, in der sie unendlich lange Zeiträume hindurch gelegen hat, nicht möglich geworden. Der heutige hohe Kulturstand und die Fortschritte der Technik sind somit nicht das ausschließliche Verdienst der jetzigen Generation, sie sind vorläufige Endglieder einer langen entwicklungsgeschichtlichen Kette, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten von vielen Generationen durch Einzel- und Gesamtleistungen Glied um Glied zusammengefügt wurde.

Der verdienstvolle Anteil unserer Vorfahren an der zivilisatorischen Gesamtleistung tritt also in unser Blickfeld, wenn wir die Geschichte der Vergangenheit durchforschen. Indem wir die mühsame Aufbauarbeit unserer Vorfahren überprüfen, gewinnen wir erst den richtigen Maßstab zur Bewertung der großen Errungenschaften der Neuzeit, und je mehr es uns gelingt, das Dunkel der Vergangenheit aufzuhellen, um so mehr wird die Heimat zum Mutterboden, aus dem der Gemeinschaftsgeist, der zum völkischen und nationalen Zusammenleben erforderlich ist, seine beste Triebkraft erhält. Wenn irgend möglich, soll daher die frühere Geschichte eines Gemeinwesens nicht der Vergessenheit anheimfallen, sondern niedergeschrieben zukünftigen Generationen übermittelt werden. Das ist für ein Dorf nicht minder wichtig, wie für eine Stadt; diese Erkenntnis setzt sich erfreulicherweise heute immer mehr in allen Kreisen durch, und auch die kulturpolitischen Behörden fördern alle dahin zielenden Bestrebungen.

Von solchen Beweggründen haben auch wir uns leiten lassen, als wir das Wagnis unternahmen, die Geschichte unseres Heimatdorfes Hausen im Wiesental niederzuschreiben und in Buchform den interessierten Kreisen zugänglich zu machen. Ein Wagnis war es, dessen sind wir uns bewußt, denn es ist für Menschen, deren Bildungsweg nur durch die Volksschule des Heimatdorfes führte, nicht leicht, das weitverstreute Quellenmaterial für die Ortsgeschichte zu sammeln und zu sichten, das weniger wichtige Material auszuondern und das wichtigste zu verarbeiten. Wenn wir trotzdem das Wagnis unternahmen, so waren hierfür noch einige besondere Gründe ausschlaggebend. In der zusammengefaßten und geschriebenen oder gedruckten Geschichte eines Dorfes soll sich, so sagten wir uns, vor allem dessen Eigenart widerspiegeln, sie soll die Züge erkennen lassen, die dem Dorf das besondere Gesicht geben. Um dies zu er-

möglichen, kommt es wohl nicht in erster Linie auf das Allgemeinwissen an, als vielmehr auf das Vertrautsein mit den Menschen und Dertlichkeiten, die im Mittelpunkt der geschichtlichen Ereignisse gestanden haben. Verwurzelung im Heimatboden schien uns am wichtigsten zu sein und diese Voraussetzung glaubten wir als gegeben annehmen zu dürfen.

Die Eigenart des Dorfes soll sich in dessen Geschichte widerspiegeln, das ist bereits betont worden, und da ist von unserem Dorf zu sagen, daß es unter den Dörfern und Städten der gesegneten, weinfrohen alten badischen Markgrafschaft eine Sonderstellung einnimmt.

Hausen ist das Heimatdorf des gefeiertsten und volkstümlichsten alemannischen Dichters Johann Peter Hebel.

Hausen war ferner der Standort eines bedeutenden Eisenwerks der Markgrafschaft, und unser Dorf war bis zur napoleonischen Zeit ein südöstliches Grenzdorf der Markgrafschaft an der vorderösterreichischen Grenze.

Der Leser durchwandert in unserem Dorf und in der Landschaft, die es umgibt, das Rinderland Hebels. Sein Heimatvölklein hat der Dichter mit einer besonderen Ehre ausgezeichnet, er hat es sozusagen zum Treuhänder seines alemannischen Dichtergutes ernannt; ihm hat er die erste Ausgabe seiner alemannischen Gedichte als „Blumenkranz“, dessen schönste Blumensträußchen der Dichter in den heimischen Fluren gesammelt hat, zum Geschenk gemacht. Es hatte eine tiefe Bedeutung, als Hebels bedeutendster Landsmann und Verehrer, der Dichter Hermann Burte, in seiner die Herzen durchglutenden Gedenkrede beim großen Hebelfest am 10. Mai 1935 Hebels geschichtliche Schenkungsurkunde mit innerer Ergriffenheit beleuchtete und in seiner Rede die Mahnung durchklingen ließ, es möchte das Heimatdorf Hebels sich des bedeutsamen Treuhänderamtes bewußt bleiben und sich der großen Ehre, von Hebel zu diesem Amt berufen zu sein, allezeit würdig erweisen.

Unserem Heimatdichter Hebel ist der erste Teil dieses ortsgeschichtlichen Buches als Ehrenplatz eingeräumt. In bescheidener Form will des Dichters Heimatvölklein auf diese Weise der Dankespflicht genügen, die es dem großen Sohn des Dorfes gegenüber zu erfüllen hat. Auch in der Fremde und in hohen Stellungen ist Hebel das Heimatdorf stets lieb und teuer geblieben. Es ist die Sprache des Heimatdorfes, die aus Hebels alemannischen Gedichten so glockenhell hinaus klingt ins Land und die Menschen innerlich ergreift. Den ortsunkundigen Hebel freunden will daher dieses Buch die Möglichkeit bieten, sich mit den Dertlichkeiten des Heimatdorfes unseres volkstümlichsten alemannischen Dichters vertraut machen zu können und Einblick zu gewinnen in die wechselvolle Geschichte des Dorfes.

Soweit dies möglich war, sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebel und seinem Heimatdorf zusammengefaßt dargestellt.

„Und wenn sich das ganze Wiesental in Hebels Gedichten spiegelt, Hausen ist die Sonne seiner Jugenderinnerungen, der Stern seiner Träume, der Mittelpunkt seiner Gedanken.“ So sagt Hebels Biograph E. Keller. Er zeigt den Urboden auf, aus dem der Kraftstoff kam, der Hebel zur Entfaltung seiner dichterischen Gaben drängte. Liebe zur Heimat beflügelte den Geist des Dichters. Mit Heimweh im Herzen hat Hebel in Karlsruhe die alemannischen Gedichte niedergeschrieben. Und Heimweh gab ihm die Entschlußkraft, mit den Kindern seiner Muse, die des Dichters Innenleben widerspiegeln, auf die ihm sonst wenig zugängliche Bühne der Öffentlichkeit zu treten.

Hebel wird die Leser dieses Buches durch die ganze Ortsgeschichte begleiten. Wir werden aber anderseits auch Hebel begleiten und ihm an manche Vertiklichkeit folgen, an welcher der Dichter schöpferische Anregungen empfangen und bei der Niederschrift der alemannischen Gedichte im Geist oftmals geweilt haben mag. Es ist, so nehmen wir an, ein sonniger Frühlingmorgen. An jedem Gräsle und auf jedem Blümle funkeln Tautropfen, wie Silberkügelchen in der Sonne, „d'Summervögeli“ gaukeln über dem grünen Mattenteppich und um die belaubten „Hürschli“, „d'Immli“ sammeln schon fleißig den Rohstoff für ihre konkurrenzlose hausgemachte Süßigkeit, die durch ein Himmelspatent geschützt ist und von den Menschen Honig genannt wird, die Waldungen rauschen uns in strotzender Jugendkraft alle Volkslieder zu und des Feldbergs Tochter „wedelet“ ein wenig hochmütig als eben ausgestaffierte Starkgräserin talabwärts Basel zu.

Da folgen wir in Gedanken Hebel auf der Wanderung, von der er den Blumenkranz der alemannischen Gedichte als „Chröml“ heimgebracht hat. Wir machen über Raitbach den Weg nach der finsternen Möhr und gehen von hier zurück über den rauhen Pfalzberg nach dem blumigen „Alzebüehl“. Von hier wandern wir mit Hebel weiter ins liebliche Tal der Wiese, hinein ins freundliche Dorf, am ehrwürdigen Hebelhäuschen vorbei ins „Usserdorf“ und auf den Maiberg. Hier kann sich Hebel schier nicht satt sehen am herrlichen Landschaftsbild seiner Heimat. Und als nun gar noch hinter dem fernen Sur eine ganze Kette Schweizer Alpengipfel nach dem Maiberg herübergrüßt, da gewahren wir, wie der Dichter mit nassen Augen „abeluegt“ in sein Heimatdorf. Unwillkürlich wird nun dem Leser eine Stelle in Hebels Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht“ einfallen. Er fühlt sich in die mitternächtliche Stunde versetzt und vermeint vom Dorf herauf die klagenden Töne eines Nachtwächterhorns und den schwermütigen Spruch des Wächters zu vernehmen:

„Wie wird's mer doch uf eimol so furios?
 Wie wird's mer doch so weich um Brust und Herz?
 Als wenn i briegge möcht, weiß nit, worum,
 as wenn i's Heimweh hätt, weiß nit, no was.

Loset, was i euch will sagel
 D'Glocke het zwölfi gschlage.
 Und isch's so schwarz und finster do,
 se schiine d'Sternli no so froh,
 und us der Heimet chunnt der Schli;
 's mueß lieblich in der Heimet sy!“

Der Hebel gewidmete Teil dieses ortsgeschichtlichen Buches will, nochmals sei es betont, nach Möglichkeit geschichtliche Zusammenhänge zwischen Hebels Dichtungen und den Verhältnissen und des Dichters Beziehungen zu seinem Heimatdorf aufzeigen. Solche Zusammenhänge werden übrigens auch im allgemeinen geschichtlichen Teil öfters erkennbar werden, wenn aber der Leser auch im zweiten Teil des Buches immer wieder Zitate findet aus Hebels Gedichten, Erzählungen und Briefen, Zitate, die den einzelnen Abschnitten vorangestellt, oder in sie hineinverwoben sind, so spielt hierbei noch die Absicht mit, den Leser anzuregen, recht oft zu Hebels Werken zu greifen und den darin enthaltenen Reichtum an seelischen und geistigen Werten für sich nutzbar zu machen. Aus Hebels tiefen Heimatbrunnen können alle Menschen klares erquickendes Grundwasser schöpfen, das ihr Inneres befruchtet. So wünscht es auch unser Dichter Hermann Burt, der als berufenster Wortführer der alemannischen Landsleute seinem großen Vorbild Hebel in der „M a d l e e“ die Liebe und Verehrung schlicht und einfach so ausspricht:

„Du hest as Wälderbüebli Beeri gunne
 Am Alzebüchl, sie riise so e Laim:
 Im Sunndigchinderland bisch all deheim
 Vo Inter Liedt und Liebi überspunne.

Verzellsch e Gschicht, so lächlet 's Läbe-n-aim,
 Erklärsch d'Natur, verklärsch sie voller Sunne,
 De singsch e Lied, no bruuscht e ghaim Brunne
 Wenn aber briegsch, no gaisterets us em Laim!

So lang e Muul no: Mueder! sage cha,
 Bisch du die guebli Stund ob alle Mode,
 Ne Stärn, do hangen Aller Auge dra.

Du ziehsch vom Bolch, vom Bolch dy diesen Ode
 Un chunnsch es wieder warm un läbig a,
 Du reinst Siel ab eufem beste Bode.“

Es wäre wohl nicht nötig, mag aber, um Irrtümer auszuschließen, ausdrücklich betont sein, daß die Verfasser dieses ortsgeschichtlichen Buches nicht von der Absicht geleitet wurden, sich auf das Gebiet der gelehrten Hebelforscher zu begeben. Dazu sind sie nicht berufen. Wohl aber würden sich die Verfasser und alle, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite standen, recht freuen,

wenn es ihnen gelungen sein sollte, die ortsunkundigen Hebel Freunde etwas mehr mit Hebels engerer Heimat vertraut zu machen, als es bisher möglich war. Nicht minder würden sie sich freuen, wenn durch ihr Werk eine bisher in der reichen Hebelliteratur bestandene Lücke in bescheidenem Umfang ausgefüllt werden könnte. Auf diese Weise möchte das Heimatvölklein Hebels nachträglich den Dank abstatten an den Dichter, der ihm den Blumenkranz der alemannischen Gedichte geschenkt und ihm das Treuhänderamt über sein unvergängliches volksthaftes Dichtergut anvertraut hat. Der *Vasler Hebelstiftung* aber möchten die Verfasser durch dieses ortsgeschichtliche Buch bekunden, daß ihre Bemühung, die Jugend im Heimatdorf des Dichters dadurch in dessen Geist erziehen zu helfen, daß sie alljährlich am Hebel fest einigen schulentlassenen Volksschülern unseres Dorfes das *Hebelbüchlein* als Geschenk und Ratgeber auf den ferneren Lebensweg mitgibt, nicht erfolglos geblieben sind. Die mit diesem teuren Kleinod Beschenkten, wie auch alle andern Dorfbewohner, die das Glück hatten in ihrer Kinderzeit am Hebel fest teilnehmen zu können, bleiben zeitlebens mit Hebel und der Heimat aufs innigste verbunden. Die menschenverbindende und Gegensätze ausgleichende Persönlichkeit unseres alemannischen Heimatdichters wirkt sich, so darf behauptet werden, auch im Zusammenleben der Dorfgemeinschaft günstig aus und macht diese zu einer großen Familie.

* * *

Die *allgemeine Geschichte* unseres Dorfes ist im *zweiten Teil* dieses Buches behandelt. Um dem Leser die Uebersicht zu erleichtern und das Auffinden besonders interessierender Abschnitte rasch zu ermöglichen, ist auch der zweite Teil, wie der erste, in viele Haupt- und Unterabschnitte aufgespalten; die Titel der einzelnen Abschnitte sind aus dem Inhaltsverzeichnis zu ersehen. Auf die Geschichte der Markgrafschaft, also der größeren politischen Gemeinschaft, wird nur eingegangen, soweit das äußere Schicksal des Dorfes davon berührt wurde. Auf eine ausführlichere Behandlung kann verzichtet werden, denn Dörfer und Städte, die lange Zeiträume hindurch zu derselben staatlichen Gemeinschaft gehörten, weisen eine ziemlich gleichmäßig verlaufende geschichtliche Schicksalskurve auf. Abbiegungen von dieser Kurve wird es dort dann und wann gegeben haben, wo ein Ort durch seine strategische Lage oder durch die sonstige Bedeutung stärker im Brennpunkt der Ereignisse gestanden hat. Bei den *Städten* wird dies mehr der Fall gewesen sein als bei den Dörfern, daher wird es Aufgabe städtischer Geschichtsschreiber sein, auch die allgemeine Geschichte erschöpfender in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Chronisten der Dörfer brauchen dies nicht zu tun, denn eine ausführliche Darstellung der allgemeinen Geschichte würde in jedem ortsgeschichtlichen Buch zu zeit- und raumbespruchenden Wiederholungen führen. Es soll aber auch nicht verschwiegen werden, daß die Kenntnis der allgemeinen Geschichte ein gründliches Studium voraussetzt, das Dorfchronisten selten möglich ist, während die Geschichtsschreiber der Städte wohl vorwiegend den

höheren Bildungsschichten angehören. Den letzteren wird es nicht schwer fallen, die Leser in die allgemeine Geschichte einzuführen. Was Chronisten eines Dorfes zu diesem Zweck brauchen, um örtliche Begebenheiten verständlicher zu machen, können sie also bei den städtischen Geschichtsschreibern „verlehn“ . Mit Hilfe solcher geistigen Anleihen können es dann vielleicht auch einige ehemalige Volksschüler, wenn sie über gesunden Menschenverstand und genügend Lebenserfahrung verfügen und ein Herz in der Brust tragen, das für die Heimat schlägt, wagen, einen „Geschudierten“ zu ersehen.

Es scheinen uns zu dieser Frage aber auch noch einige weitere Anmerkungen zweckmäßig zu sein. Eine lückenlose Geschichtsschreibung wird nie möglich sein, weder für ein Dorf, noch für eine Stadt, dazu reicht das vorhandene Nachrichtenmaterial nicht aus. Es genügt schon ein Hinweis auf das Alter unserer Erde, um zu zeigen, daß wir von der Geschichte der Menschheit nicht allzuviel wissen. Die Gelehrten schätzen das Alter der Erde, (ohne natürlich die Richtigkeit ihrer Schätzungen verbürgen zu können), auf hunderte von Millionen Jahren, ein Zeitraum, der unserem menschlichen Vorstellungsvermögen kaum faßbar ist. Das Schicksal der Erde vermögen die Gelehrten zwar ziemlich genau am geologischen Aufbau und an den Stoffen des Erdinnern und der Erdoberfläche abzulesen, über das Schicksal der Menschheit aber von der Urzeit an weiß kein menschliches Wesen genauen Bescheid. Auch wenn es unseren verdienstvollen Gelehrten und Heimatforschern durch unermüdlige Arbeit gelingt, immer größere im Dunkeln liegende Strecken der Vergangenheit geschichtlich aufzuhellen, werden doch den Menschen in alle Ewigkeit viele Rätsel unauflösbar bleiben.

Gemessen am Alter der Erde, liegt der Zeitpunkt, an dem der Mensch in die Geschichte eingetreten ist, gar nicht weit zurück, kaum einige Jahrtausend kommen in Frage. Das geschichtliche Alter unserer heimatischen Dörfer und Städte beträgt sogar noch weit weniger, es umfaßt einige Jahrhunderte, in den weitreichendsten Fällen kaum mehr als ein Jahrtausend. Auch da bleibt noch manche Lücke offen. Wir vermögen somit unseren Nachkommen nur einen unvollständigen Ausschnitt aus der Geschichte ihrer Heimat zu überliefern, doch auch das Wenige wird ihnen zeigen, wie mühsam und opferreich der Kampf ihrer Vorfahren war, ehe die Heimat die fruchtbare Landschaft und die gesicherte sonnige Siedlungsstätte wurde, auf der wir und hoffentlich noch recht viele unserer Nachkommen als deutsche und alemannische Kulturmenschen leben und wohnen können. Es will deshalb dieses ortsgeschichtliche Buch die Heimat- und Vaterlandsliebe auch dadurch wecken, erhalten und vertiefen, daß es die Vergangenheit organisch mit der Gegenwart und der Zukunft verbindet.

Seine Entstehung verdankt das vorliegende Buch der harmonischen Zusammenarbeit seiner Verfasser. Es ist das Werk einer Gemeinschaftsarbeit im besten Sinne des Wortes, wobei auch mancher Freund

die Verfasser mit guten Ratschlägen und mit mancherlei alten Erinnerungen unterstützt hat. Um das Ganze zu schaffen, waren viele Einzelleistungen nötig. Auch ein neues Haus ist der sichtbare Ausdruck einer großen Summe von Einzelleistungen mannigfacher Art und vieler Menschen. Ein Baukundiger verfertigt den Plan, aber erst durch die Heranschaffung des Baumaterials und durch die Arbeit der Handwerksmeister und ihrer Gefellen und Hilfsarbeiter können die im Bauplan niedergelegten schöpferischen Ideen des Architekten durch ein fertiggestelltes Haus zur praktischen Verwertung kommen und nach außen sichtbaren Ausdruck finden. So ähnlich ist dieses ortsgeschichtliche Buch über Hebels Heimatdorf Hausen entstanden.

Bei dieser Gelegenheit sei allen, die am gemeinsamen Werk mitgeholfen haben, insbesondere den sachkundigen Heimatfreunden und Heimatforschern, die mit Rat und Tat den Verfassern wertvolle Hilfe leisteten, der herzlichste Dank ausgesprochen.

Gewidmet sei dieses Buch den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung beim Hebelmähli, den 12 „alten Männern“ und den 12 ältesten Frauen unseres Heimatdorfes. Ihnen besonders soll es ein Stützpunkt der Erinnerung sein, wenn sie beim Marktgräserwein und bei Raffec und Gugelhupf über ihre Jugendzeit plaudern und ihrem großen Freund und Landsmann Hebel huldigen. Sie wandeln auf dem Firn des Lebens und schauen wohl manchmal, wenn die Sonne am Abend hinter den Bergen versinkt, die Glocke im Dorfkirchlein „Betzit lüet“ und das aufleuchtende Abendrot am Himmel die Menschen an den Feierabend mahnt, nachdenklich nach dem Westen in den verdämmernden Tag, doch wenn am andern Morgen Tal und Höhen der Heimat von neuem vom Sonnenlicht überflutet werden, dann grüßen auch die Alten des Dorfes wieder hoffnungsfroh den jungen Tag und freuen sich, daß der 10. Mai wieder um einen Tag näher gerückt ist. Mag die Last der Jahre drücken, der Gedanke ans Hebel fest übt verjüngende Wirkung aus und stets bleibt es der Wunsch der Alten, beim nächsten Hebelfest wieder mitmachen zu können. Möge dieser Herzenswunsch für alle recht oft Erfüllung finden, denn:

„Ne freudig Stündli,
ischs nit e Fündli?
Jez hemmers und jez simmer do;
es chunnt e Zit, würd's anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?“

Hausen, am Hebelfest 1937

Johann Georg Behringer.

Reinhold Zumbel.

Hebels Schreiben zum „Blumenkranz“

Nachdem die erste Auflage der alemannischen Gedichte Hebels fertiggestellt und im Druck erschienen war, übermittelte der Dichter seinen Freunden, Verwandten und Landsleuten im Heimatdorf Hausen ein erstes Bändchen als Geschenk. Er gab den „alemannischen Sommervögelein“, wie Hebel die Gedichte in einem Brief vom 12. Februar 1803 an seinen Freund, den Rötteler Pfarrer Hügig, nannte, eine Widmung mit auf den Weg ins geliebte Oberland. Sie lautete:

„Meinem lieben Freund, Herrn Berginspektor Herbst, und dann meinen guten Verwandten, Freunden und Landsleuten zu Hausen im Wiesental zum Andenken gewidmet von J. P. H.“

Dem Gedichtbändchen war außerdem ein Schreiben beigelegt, das für Hebels Heimatdorf von größter geschichtlicher Bedeutung ist. Hier der Wortlaut:

„Hoch von der langen, schwarzen Ahrhohr herab,
vom Pfalzberg her, auf wohlbekanntem Pfad,
erschein' ich Dir, o Freund, den Blumenkranz
Dir bringend, den ich jüngst in Wald und Flur
und von der Wiese duftigem Gestad
und um die stillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
nur Erdbeerblüten. Dolden, Wohlgemut
und zwischendurch ein dunkles Rosmarin,
geringe Gabe! Doch so gut sie kann,
hat lächelnd und mit ungezwungner Hand
des Feldes Anuse sie in diesen Kranz
gewunden, und der reine Freundesinn,
der Dir ihn bietet, sei allein sein Wert.

Und hing' er nun hier unterm Spiegel schön,
 so schwankt er schöner doch am Lindenast
 in freier Weitung, leichter Weste Spiel.
 Dort schwank' er denn! Und sammelt um sich her
 die Linde unterm Sonntagshimmel blau
 das frohe Völklein, das Dich liebt und ehrt —
 und unter ihnen mancher mir von Blut
 verwandt und mancher aus der goldnen Zeit
 der frohen Kindheit mir noch wert und lieb —
 so teilst Du gern des kleinen Spasses Freud'
 mit ihnen. „Seht, zu diesem leichten Strauß,
 so sagst Du, sind die besten Blümlein doch
 von unsrer Flur und unser Eigentum
 mit Recht.“ — Jo weger, uf em Alzebühl,
 jo weger, uf em Maiberg henn sie blüeht;
 und bin i nit im frische Morgetau
 dur d'Matte gschtreift und über d'Gräbe gumpt?
 Und han i nit ab menggem hohe Berg
 mit nasse Auge abegluegt ins Dorf —
 und han ich Fried und gueti Stunde gwünscht?
 's isch weger woht; und glaubsch mers nit, se frog
 der Bammert: menggmol het er mi verschuecht
 im Habermark und im verhängte Wald.
 So bschauet denn mii Bluemehränkli au
 am Lindenast, und 's freut mi, wenn's ich gfallt;
 und nehmet so verlieb! Es isch nit viel.“

Hermann Burte urteilte über dieses Widmungsschreiben in seiner
 Gedenkrede so:

„Eine dichterische Widmung, die nach meiner Meinung
 eines der empfindensten Gedichte des ganzen deutschen
 Schrifttums ist, weich und warm im Atem, wie Maienwind,
 in einem Tone, wie ihn vor Hebel und nach ihm Keiner mehr
 angeschlagen hat! Diese Widmung ist eine Art Vermächtnis
 an Hausen, sein Heimatdorf.“

Der Kranz an die Linde des Unsterblichen

Zeig, Madlee, nützt us Rüb- und Aichelaub
E zünstige Chranz, dhue wiist Astere drg,
E blau Sideschlaife drum, schriib „Sebel“ druff
An gang der hundertjährige Linde zue!
Sie ragt in d'Luft as wie ne g'waldig Särz —
An henk dr Chranz an schwanke Lindenast!

Gang so, as ane chunsch, wenns nachte duet!
Wenn d'Sunne dunde isch und ob em Rhg
Der Obestern us zaarde Wimpere luegt,
Deb syni Schwilstrig alli wieder chömme
Und ihti Duur am Firmament no göhn —
Loos, wenn sie wandle, singts in selige Dön!

De lehnsch am Stamm un luegsch dur d'Grippele uf
De Nässe no an Zwiig un Blätter uuse —
No würds der grad, de stüendisch imme Münster:
Die grüeni Throne: 's Swölb uf Gurt un Pfiler!
Glengt bis an Himmel, d' Sterne werde Bluest —
Es chunnt der haimelig un hailig vor!

Die schöni Linde füllt die ganzi Welt
In dyngen Auge us, jez denksch an Ihn:
Wie cha ne Menschehindli z'Snade cho!
Es isch em geh', er sait un singt so schön,
As d' Aengel wäget stuune, wenn sie's höre:
Er hets vo ihne un mir häns vo ihm.

Es wandle d' Stärne übere blaue Grund,
Es wandle Wind un Wasser übere Bode,
Die alnte werde blaich, die andere still.
Du aber g'spürsch in dere Nacht am Baum,
As öbbis blibt im Schwinde: Gottis Liebi! —
An über dem, se grüest der Dag ins Land!

Vo Dau un Früehrot glitzeret dy Chranz,
Sy Name glüeht: es goht der dur un dur,
Wenn d' Linde ruuscht im chüele Morgeluft.
Wer denkt an Dod, wenn 's Lebe so verwacht
Zuem ewige Sunndig? Lueg sy Wese stoht
E Sunne do, wo nie meh undergoht!

Germann Burtz.

Aus: „Der Markgräfer“ vom 22. Sept. 1926. Nr. 17. 3. Jahrgang.

Die Linde unterm Sonntagshimmel blau

„Jedes Jahr hängt Hebels Genius den Blumenkranz an die Linde, damit er dann vom Spiel der Winde und dem Hauche unserer Herzen bewegt, in freier Weite schwankt, als ein Sinnbild des Herrlichsten, was unsere Heimat durch ihren besten Sohn hervorgebracht hat.“

Die vorstehenden Worte sind Hermann Burtes Gedenkrede entnommen, die er am großen Hebelfest 1935, wie schon in den einleitenden Bemerkungen zu unserem ortsgeschichtlichen Buch erwähnt wurde, auf Hebel gehalten hat. Seine Worte bezogen sich auf jenes warmherzige Widmungs-schreiben, das Hebel dem nach Hausen übermittelten Gedichtbändchen beigelegt hatte. Die Leser haben den Inhalt des Schriftstücks bereits kennen gelernt.

Der Lindenplatz war in Hebels Heimatdorf der beliebteste Ort für gesellige Zusammenkünfte, namentlich an Nachmittagen und Abenden sommerlicher Sonntage. War dies der alleinige Grund für Hebel, die Linde mit seinem Blumenkranz der alemannischen Gedichte in Verbindung zu bringen? Wir dürfen annehmen, daß noch ein tieferes Herzensbedürfnis hierzu vorgelegen hat, denn mit der Linde und dem Lindenplatz waren für Hebel vielerlei Erinnerungen an die Kinderzeit verknüpft, die wieder aufgefrischt wurden, als er seinem Heimatvölklein den Blumenkranz zum Geschenk machte. Die Linde jedoch, mit der so geschichtlich bedeutsame Erinnerungen verknüpft sind, ist nicht mehr, längst ist sie der Vergänglichkeit anheimgefallen. Auch das Landschaftsbild, dessen prachtvollster Schmuck die Linde war, hat seit Hebels Zeit mancherlei Veränderung erfahren. Deshalb soll durch die nachstehende Schilderung der Versuch unternommen werden, die Hebel Freunde auf diesem Wege einigermaßen mit den geschichtlichen Vertlichkeiten und der umliegenden Landschaft vertraut zu machen.

Ihren Standort hatte die Linde gegenüber dem „Herrehus“, unweit der heutigen Schreibstuben des Werkes 1 der Fa. M. B. B. Bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts war um die Linde ein großer freier Platz, der früher zum Eisenwerk gehörte, aber nicht überbaut war. Die Linde stand sozusagen unter freiwillig ausgeübtem Denkmalschutz. Auch die Fabrikanten, die nach der Eisenwerkszeit Besitzer der bebauten und unbebauten Grundstücke waren, nahmen bei ihren Bauvorhaben pietätvolle Rücksichten auf die Linde, die Hebel so lieb und teuer war. Nur langsam schoben sich die Fabrikanlagen bis nahe an den stolzen, mächtigen Baum heran. Die Linde ist schließlich auch nicht durch Menschenhand, sondern durch höhere Gewalt zerstört worden.

Werfen wir nun einen Blick in die Landschaft, wie sie vom Lindenplatz aus zu sehen war. Schon die nahe vorbeischießende Wiese gibt der Landschaft hier ein besonderes Gepräge. Nirgends auf ihrem 45 Kilometer langen

Lauf vom Feldberg bis zum Rhein erlebt die Wiese eine solche Häufung von Wechselfällen, wie auf der kurzen Strecke vom Auslauf aus dem Zeller Becken beim „Grendel“, bis etwa zur „Steinalde“ gegenüber dem „Herhus“, und der „Tischlegi“. In scharfen Wendungen muß des „Feldbergs Tochter“ wiederholt den weit ins Tal vorgeschobenen Felsenwänden ausweichen und sich durch die lockere Erdschicht auf felsigem Untergrund den Weg bahnen. Auf dieser Strecke liegt auch das Plätzchen, an dem Hebel die personifizierte Wiese den Glaubens- und Trachtenwechsel vornehmen läßt.

Am Fuß des „Pfaffebergs“, oberhalb des Umkleideraums der Wiese, steht ein steinernes Kreuz. Hier war nicht nur die Gemarkungsgrenze für Hausen, Raibach und Zell, hier waren auch die badische Markgrafschaft und das vorderösterreichische Gebiet durch die Grenzlinie getrennt. Heute ist hier die Scheidelinie zwischen dem „neubadischen“ katholischen Gebiet und dem „altbadischen“, das evangelisch ist. Erwähnenswert sind auf dieser Strecke des Flußlaufes ferner die zwei großen Wasserlöcher, die forellenreiche „Gumbi“ bei der „Bruckwoog“ und die nicht minder fischreiche „Chrüzgumbi“, wo des „Feldbergs Tochter“ den Glauben „schangschiert“. In der „Gumbi“ bei der „Bruckwoog“ befinden sich auch geheimnisvolle Untiefen und Wirbel, über die manche alten Leute gruselige Geschichten zu erzählen wissen, die aber auch schon vorwitzige Menschen in die Tiefe gewirbelt haben und nur tot wieder herausgaben.

Die eindrucksvollsten Bilder auf der Schaubühne der Natur sind jedoch die gewaltigen Umgruppierungen, welche die Schöpfung in diesem Teil des Wiesentals vor uralten Zeiten beim Aufbau und der Gliederung der Landschaft vorgenommen hat. Östlich, nördlich und westlich ragen als bedeutende Gebirgsstöcke die Möhr, der Zeller Blauen, der Rümmelesbühl, der Knobel usw. in die Höhe, während dem Süden zu die aus dem Erdfessel herausgeschleuderten oder vom Meer abgelagerten Schutthalben als mäßige, bewaldete Höhen das breiter werdende Tal einsäumen, oder als Verwerfungszone, wie die Geologen sagen, überschneiden.

Es war also eine Landschaft von seltener Schönheit und Vielgestaltigkeit, darin Linde und Lindenplatz lagen. Die Linde stand gewissermaßen im großen vom Himmel überspannten Torbogen, der das gebirgige und klimatisch etwas rauhere hintere Wiesental mit dem vorderen Tal, das ein milderer Klima und eine reichere Pflanzenwelt hat, verbindet.

Rund um den mächtigen Stamm der Linde, die zweifellos die herrlichste ihrer Gattung war im Markgräflerland, war ein Ruhebänkchen angebracht. Hier wird wohl Hebel als Knabe an Sonntagen und auch an Werktagen, wenn er im Eisenwerk durch Kohlentragen und Erzsteine zer schlagen für sein Mütterlein einige Kreuzer verdient hatte, oft gesessen und manche Anregung für sein späteres dichterisches Schaffen empfangen haben. Wenn die Frage gestellt würde, ob es innerhalb des heimatischen Ortsbanns wohl ein Plätzchen gebe, an dem Hebels geistige und charakterliche Entwicklung in der

Kinderzeit in Verbindung mit der vorbildlichen mütterlichen Erziehung besonders günstig beeinflusst wurde, ein Plätzchen, an dem Hebel seines Genies erste Regungen verspürte, die ihm die Berufung zum größten alemannischen Heimatdichter anzeigten, es dürfte das Lindenbänkchen als dieses mutmaßliche Plätzchen bezeichnet werden.

Auf dem Lindenbänkchen konnte der aufgeweckte Knabe im aufgeschlagenen Buch der Natur gar wunderbare und eindrucksvolle Erzählungen über seine und seiner Mutter Heimat lesen. Staunend und nachdenklich, an den mächtigen Stamm der Linde gelehnt, schaute er in die Wunderwelt der Natur, deren Geheimnisse seine kindliche Neugierde weckten, seine fromme Seele mit Ehrfurcht vor der göttlichen Allmacht erfüllten und seinen wissensdurstigen Geist beschäftigten. Hier umfing den Knaben zur Sommerszeit der berauschende Duft der Lindenblüte. In der Nähe gluckste leise die Wiese. Im Eisenwerk dröhnten die gewaltigen Eisenhämmer das Lied der Arbeit und die Wasserräder rauschten die Musik dazu. Von der „Enget“ her äugten ganze Rudel Rehe zum Lindenplatz hinüber. Am „Pfaffeberg“ hürnte der Geißhirt und kletterten die Zeller Geißen wie Gamsen in den Alpen an den steilen Hängen herum. Vom „Sätteli“ her wehte der Wind die Harzluft des Tannenwalds in den Duft der Lindenblüte. Und ein klarblauer Himmel überspannte das farbenreiche, vielgestaltige Landschaftsbild.

Es dürften also im tiefsten Herzensgrund verankerte Erinnerungen aus der Kinderzeit Hebel veranlaßt haben, das Bökklein seines Heimatdorfes einzuladen, unter der Linde den Blumenkranz seiner alemannischen Gedichte als Geschenk von ihm entgegenzunehmen; er wollte wahrscheinlich an der Stelle die Heimat belohnen, an der sie ihm in reicher Fülle gedankliches und stoffliches Gut für seine volkshafte Dichtung zukommen ließ.

Die Linde ist, wie schon erwähnt, durch höhere Gewalt zerstört worden; am 1. Juli 1890 fiel sie einem Gewittersturm zum Opfer. Der Tod eines nahestehenden Menschen löst keine größere Trauer aus, als die Kunde von der Vernichtung der geschichtlichen Linde sie bei allen Angehörigen der Dorfgemeinschaft auslöste. Lange schon hatten allerdings die mächtigen Aeste, die zur wunderbaren Rundung der weithin den Platz umspannenden Krone hochstrebten, mit Eisenfaschen und Ketten zusammengehalten werden müssen. Der Sturm brach die letzte Widerstandskraft der Aeste und in wildem Gewirr stürzte das eindrucksvollste Naturdenkmal unseres Dorfes aus Hebels Kinderzeit auf den Lindenplatz. Nur der Stamm, der nicht hoch war, aber den riesigen Durchmesser von 1,70 Meter hatte, ragte noch als vereinsamte Baumruine in die Höhe; seine Umlegung machte dem „Chole-Als“ und seinen Helfern viel Mühe und Arbeit.

Heute ist der frühere Lindenplatz in das Fabrikangewesen einbezogen und überbaut. Nach mündlichen Ueberlieferungen und auch nach Professor

Fechts schriftlicher Aufzeichnung in seinem Werk über die Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach, Schopfheim ist die Linde im Jahr 1712 von Bartlin Unziker (ein Vorfahre der Familie des verstorbenen Meier Gustav) gesetzt worden, hat also, wenn die Jahresangabe stimmt, ein Alter von 178 Jahren erreicht.

Auch nach Hebels Zeit blieb der Lindenplatz ein beliebter Treffpunkt der Dorfbewohner. Kleinere oder größere Volksfeste mit Musik und Gesang wurden oft an schönen Sonntagen auf dem Lindenplatz abgehalten. An weltlichen und kirchlichen Festtagen erfolgte die Aufstellung der Festzüge in der Regel auf dem Lindenplatz; auch das österliche Eierspringen der Rekruten erfolgte vielfach hier. Natürlich war das Lindenbänkle an schönen Frühlings- und Sommerabenden auch ein lauschiges Plätzchen für junge, verliebte Menschenfinder. Hebels Gedicht „Die Ueberraschung im Garten“ spielt zwar im Rebland, aber unter der Linde im Heimatdorf des Dichters hat so mancher Friedli dem Rätterli den zweitletzten Vers dieses Gedichts ins Ohr geflüstert:

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiis?
O Rätterli, was hilfst mer's Immlis Fliiß?
Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
i wär mit dir, wo au lei Blüemli lacht
und wo lei Immlis summt, im Paradies.“

Hermann Burte unter Hebels Linde

Die Ueberschrift wird vielleicht einige Verwunderung erregen, denn wenn die Linde im Jahr 1890 einem Sturm zum Opfer gefallen ist, kann Hermann Burte nicht als Gast darunter weilen. So wird dieser und jener Leser meinen, aber es wird dabei übersehen, daß Burte ein Dichter ist, dessen geistiges Auge Dinge sieht, die der Durchschnittsmensch weder sehen noch wahrnehmen kann. Dichter haben ihre Visionen. So behaupten die gelehrten Schrifttumskenner gerne. Und erzählt Hermann Burte im „Wiltfeber“ nicht selbst eine sehr packende Vision? Bei einem Turnfest auf dem „Hohen Kapf“ spielt sie. Wiltfeber hatte beim volkstümlichen Wettturnen schon eine ganze Reihe vollgewertete Bestleistungen hinter sich gebracht, aber beim linkshändigen Steinstemmen versagte er bei der fünften Hebung, weil er ständig den forschenden Blick der weißen Dame in seinem Nacken fühlte. Das war das visionäre Erlebnis eines werdenden Dichters.

Gewiß war die Linde zerstört und nur eine riesige Holzmasse zeugte nach dem Sturm noch einige Tage von des Baumes Größe und Herrlichkeit, dann wurde die Linde im Feuer zu Asche. Aber wie ein Phönix, der aus der Asche steigt, so ist die Linde für Hermann Burte ein Sinnbild der Unsterblichkeit geworden durch Hebels Blumenkranz am Lindenaft. Das

hat Hermann Burte in seiner Gedekrede auf Hebel ergreifend schön geschildert. Ihm blieb es auch vorbehalten, die fast verschüttete dichterische Goldader, die aus Hebels Widmungsschreiben zum Blumenkranz herausfunkelt, wieder freizulegen und sie in ihrer geschichtlichen und verpflichtenden Bedeutung aufzuzeigen.

Im Geistigen lebt also für den Dichter die Linde weiter und bleibt das erhabenste Mahnmal an Hebel. Doch Hebels erfolgreichster Schüler, Hermann Burte, der Dichter der „M a d l e e“, machte sich noch aus einem ganz besonderen Grund auf den Weg unter Hebels Linde. Er wurde nämlich der

erste Träger des Hebelpreises,

den das badische Staatsministerium gestiftet hat. Schon beim großen Hebelfest 1935 hatte Herr Unterrichtsminister Dr. Wacker, der als Gast an den Festlichkeiten teilnahm, in einer Rede angekündigt, daß vom badischen Staatsministerium beschlossen worden sei, einen Hebelpreis zu stiften, der alljährlich am Hebelfest in Hebels Heimaldorf Hausen übergeben werden soll. Das dichterische Schaffen im Geiste Hebels soll durch den Hebelpreis gefördert und das Volk immer mehr mit Hebels Dichterwerk vertraut gemacht werden. Zum erstenmal kam dieser staatliche Hebelpreis, dessen Verleihung, wie Unterrichtsminister Dr. Wacker in seiner Rede mit Nachdruck betonte, nicht an politische Grenzen gebunden sein werde, am Hebelfest 1936 zur Ausgabe. Unter starkem Beifall, der bewies, daß die Entscheidung dem Volkswillen entsprach, nannte der badische Kultusminister, der den Hebelpreis persönlich übergab, als ersten Empfänger des Preises den Dichter Hermann Burte. In bewegten Worten dankte der Geehrte, gab seiner tiefgründigen Liebe und Verehrung für Hebel Ausdruck und beteuerte, daß er ein dankbarer Schüler Hebels sei und bleiben wolle. Dann trat der Preisträger, dem viele Grüße und Glückwünsche zuzingen, im Geist den Weg an zu Hebels Linde. Hier hing er seinen Ehrenkranz zum Blumenkranz des Meisters und gab seinen Landsleuten und der weiteren Oeffentlichkeit von diesem feierlichen Vorgang durch die folgenden Verse Kenntnis:

Der Kranz an die Linde als Dank des Dichters.

Wer mir zum Hebelpreise
Glückwunsch und Gruß gesandt,
Gab in gewisser Weise,
Der Freude buntes Band
Zum Ehrenkranz! — Ich binde
Mit aller Zeichen Zier
Ihn hoch an Hebels Linde;
Von dort her kam er mir!

Hermann Burte.“

Das packende Bild, das uns die beiden alemannischen Heimatdichter Hand in Hand unter der historischen Linde zeigt, wäre unvollständig, wenn nicht noch eine Vision erwähnt würde, die Hebel einmal hatte. Er sah nämlich in weiter Ferne einen Landsmann auf dem von ihm begangenen Dichterpfad der Heimat zuschreiten und sein begonnenes Werk als Dichter der Alemannen fortsetzen. Des Dichters Vision ist uns in einem Brief überliefert, den Hebel an den Freund und Rektor Gräter im Februar 1802 nach Schwäbisch Hall geschrieben hat. In diesem Brief heißt es u. a.:

„ . . . Und wie, wenn irgend wo am Schwarzwald oder an den Alpen im dunklen Tannenhain oder auf der lachenden Trift der schlummernde Dichtergeist eines reingestimmten Natursohnes geweckt würde durch diese heimischen Töne, er nähme mir die Harfe ab und zauberte uns durch reiner geschöpfte Naturgefänge in die verwehten Tage der Vorzeit zurück und tröstete uns durch sie für die, die uns der Sturm der Zeiten weggeführt hat?“

Die Vision des Dichters ist Wirklichkeit geworden. Durch Hebels heimische Töne wurde der schlummernde Dichtergeist eines reingestimmten Natursohnes geweckt, der Hebel die Harfe abgenommen hat. In Hermann B u r t e wandelt er unter uns. Unter der Linde begrüßt H e b e l ihn herzlich.

Zwischen den Bergen von Hausen

„Es ist für mich wahr und bleibt für mich wahr, der Himmel ist nirgends so blau, und die Luft nirgends so rein, und alles so lieblich und so heimisch, als zwischen den Bergen von Hausen“

Vermutlich wollte Hebel mit diesem dem Heimatdorf geltenden Lobspruch — er hat ihn im Jahre 1801 geschrieben in einem Brief an einen Hausener Freund — das baldige Erscheinen seiner alemannischen Heimatgedichte anzeigen. Wie die hellen, reinen Töne eines Silberglöckleins klingen diese Worte aus einem Freundesbrief durchs liebliche Heimatal. In einem von herzlicher Innerlichkeit zeugenden Bekenntnis zur Heimat lassen sie die B e w e g g r ü n d e erkennen, denen die alemannischen Gedichte ihre E n t s t e h u n g verdanken.

Im Abschnitt „Die Linde unterm Sonntagshimmel blau“ ist der Versuch gemacht, die Vertikalketten zu schildern, an denen Hebel als Knabe die nachhaltigsten Eindrücke von der Schönheit und Erhabenheit der Heimat erhalten haben dürfte. In treuer Anhänglichkeit blieb Hebel auch im Alter mit seinem Heimatdorf verbunden, doch sind uns die Beziehungen, die Hebel nach dem Wegzug nach Karlsruhe zum Heimatdorf hatte, fast ausschließlich auf dem Umweg über die Briefe Hebels an seine zahlreichen Freunde und an G u s t a v e F e c h t, ferner in Erzählungen, die im S c h a t z k l ä s t l e i n des

„Rheinischen Hausfreundes“ gesammelt sind, überliefert. Unmittelbare Verbindungsfäden schriftlicher Art sind leider nur wenige bekannt, obwohl als sicher gelten kann, daß an Hebels Verwandte und Freunde in Hausen zahlreiche Briefe gelangt sind. Wo mögen diese vielen Hebelbriefe hingekommen sein? Wir wissen es nicht. Das Heimatdorf Hebel hat denn auch ganz besonderen Grund, sich dem Wunsch anzuschließen, den der Präsident der Basler Hebelstiftung, Prof. Dr. Wilhelm Altwegg in seinem prachtvollen Werk „Johann Peter Hebel“ ausspricht:

„Was von den Briefen die Zeit überdauerte — ohne die rein amtlichen Schreiben mehrere hundert Nummern —, das wird hoffentlich bald eine Sammlung vereinigen.“

Vielleicht finden sich dann in einer solchen Sammlung auch Briefe Hebels, die nach seinem Heimatdorf gingen, doch große Erwartungen sind in dieser Hinsicht leider nicht zu hegen, denn viele solcher Briefe werden kaum zu finden sein. Die Gründe lassen sich heute nicht mehr einwandfrei nachweisen. Mündlich überlieferte Gerüchte gibt es zwar mancherlei, doch kann niemand genau sagen, was daran Wahres und was erdichtetes Beiwerk ist. Schnöder Mammonsgeist, Fahrlässigkeit und Unkenntnis sind nach diesen Gerüchten die Hauptursachen, daß viel schriftlicher Nachlaß von Hebel in seinem Heimatdorf verloren gegangen ist.

Vom Bäcker Brack, in dessen Familie Hebel als Gast Aufenthalt nahm, wenn er im späteren Leben heim kam, wird behauptet, er habe schon die Besuche des vornehmen Herrn aus Karlsruhe nicht gerade gerne gesehen und oft habe er „bruddlet“, weil der Karlsruher „Nichtstuer“ die Beine unter seinen Tisch streckte. Doch Brack, so sagt die Ueberlieferung, hoffte, Hebel einmal beerben zu können. Da die Erbschaft nach Hebels unerwartetem Tod ausblieb, soll Brack im Zorn das ganze briefliche und sonstige Schrifttum, das ihm Hebel zur Aufbewahrung anvertraut hatte, in den Backofen gesteckt und verbrannt haben. Sollten diese Gerüchte den wirklichen Vorgang richtig schildern, so hätte Brack in seinem Unverstand sich selbst großen materiellen Schaden zugefügt, doch war dies seine Privatangelegenheit. Es wäre ihm aber auch der schwere Vorwurf zu machen, daß er seiner alemannischen Volksgemeinschaft durch Vernichtung unschätzbbarer ideeller Werte großen, nicht mehr gutzumachenden Schaden zugefügt hat. Wir dürfen aber Brack nicht verurteilen, denn das Beweismaterial ist zu lückenhaft. Die Familie Brack genoß übrigens in unserm Dorf großes Ansehen und war allgemein sehr geachtet. Noch in den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts betrieben die letzten männlichen Vertreter des Geschlechts der Brack in Hausen im heutigen Hause Stiegeler (Unterdorf), die Brüder Bartlin und Ernst Brack, eine Bäckerei, in der das beste Brot und die besten Neujahrswedden und „Eierring“ gebacken wurden. Mit den beiden ledig gebliebenen Brüdern, die noch zwei Schwestern hatten, „'s Brack Meili“ (Frau Würger) und „d'Brack Leis“, ist das Geschlecht der Brack in Hausen ausgestorben.

Es gehen auch noch andere Gerüchte um über das Fehlen der Hebelbriefe in unserem Dorf. Tatsache ist auch, daß früher öfters ortsfremde Besucher des Dorfes bei alten Hausener Familien das bei diesen aufbewahrte Schriftenmaterial durchforschten. Manches literarisch und geschichtlich wertvolle Schriftstück mag auf diesem Weg verschwunden sein, jedenfalls wurden solche Schriftstücke in der Regel nicht wieder zurückgegeben. Andererseits dürfte auch bei Aufräumarbeiten, wie so oft, viel wertvolles schriftliches Gut achtlos dem Feuer überantwortet worden sein.

Soweit der Schriftverkehr in Frage kommt, können also die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebel und seinem Heimatdorf nur durch Hebels Briefe an seine Freunde und an Gustave Fecht, sowie durch Erzählungen des Schatzkästleins aufgezeigt werden. Wir haben diese verstreuten Verbindungs-fäden gesammelt, doch sei betont, daß die Sammlung natürlich nicht lückenlos sein kann, immerhin werden die wiedergegebenen Stellen aus den fraglichen Briefen und Erzählungen als Beweis für die herzlichen Beziehungen gelten können, die Hebel stets mit seinem Heimatdorf verbunden haben.

Hebel verließ sein Heimatdorf bekanntlich im 14. Lebensjahr, um in Karlsruhe die höhere Schule zu besuchen. Besuche im Oberland konnte er zu jener Zeit nur selten machen, denn ohne Eisenbahn war das Reisen eine zeitraubende und beschwerliche Sache; Reisen kosteten zudem viel Geld, und das hatte Hebel nicht. Nach der Rückkehr vom Studium in Karlsruhe und Erlangen, als Hebel in Hertingen und Vörrach sich als Hauslehrer, Vikar und Hilfsprediger durchs Leben schlug und nebenbei den Vörracher „Chabisnidi“, den Wächler der Nacht, ärgerte, hat er, wie die Hebelforscher betonen, sein Heimatdorf absichtlich lange Zeit nicht mehr besucht. Sein Vormund hatte ihn „verdäult“. Um so stärker war Hebel von der Heimat ergriffen, als er im Jahr 1791 nach vielen Jahren zum erstenmal wieder heim kam. „Sie überwältigte ihn, neu geschenkt, mit frischer, nie geglaubter Macht.“ So sagt Wilhelm Altwegg in seinem Hebelbuch.

21 Jahre später, im Herbst 1812, hat Hebel sein Heimatdorf und das geliebte Oberland zum letztenmal gesehen. Der Eindruck, den die Heimat auf ihn machte, war nicht minder stark wie im Sommer 1791. Er schilderte diese Eindrücke später einem Freund. Bis Fahrna u hatten Freunde Hebel durchs Wiesental begleitet. Hier bat er sie, umzukehren und ihn allein gehen zu lassen, weil er von Fahrna u bis heim nach H a u s e n „mit jedem Hürschli zu sprechen habe.“ Vorher hatte er aber in Fahrna u das ihm von früher her bekannte Fluri Annemeili „no e weng für e Maare gha“, er ahnte unten im Hausgang die Stimme von Annemeilis Gatten nach und rief diesem wiederholt den Namen, obwohl „s Annemeili“ schon beim ersten Anruf von oben geantwortet hatte: „Was hesch denn au?“ Zu seiner freudigen Ueberraschung erkannte das Annemeili, als es sich unwillig nach dem Rufer umdrehte, den damals schon sehr berühmten alemannischen Heimatdichter Hebel.

In Karlsruhe hatte Hebel lange gehofft, einmal als Landpfarrer ins Oberland zurückkehren zu können. Seiner gezähmten Nachteule, die ihn vermutlich oft an die heimatlichen Wälder erinnerte, versprach Hebel, sie ins Oberland mitzunehmen und ihr seine Pfarrei zu zeigen. Wie sich in Hebels Seele immer wieder das Bild der oberländischen Heimat spiegelte, zeigt u. a. auch die Stelle aus einem Brief, den Hebel im Jahr 1799 seinem Freund Engler, dem in Schoppsheim wohnhaft gewesenen Hausener Pfarrer, geschrieben hat. Engler wandte sich öfters in Angelegenheiten seiner Pfarrkinder an Hebel, damit dieser Rat gebe und bei der Regierung Fürsprache leiste. In der Antwort auf einen solchen Brief schrieb Hebel seinem Freund im Oberland, er habe vom Generalkommando in Karlsruhe Order und Vollmacht erhalten, „die Militärposten zu Schopfen und Hausen zu visitieren . . . Mein munteres Fuchselein freut sich schon lange darauf und scheint mich, so oft wir uns begegnen, mit einem sehnenenden Blick zu fragen: „Gehen wir bald?“ Wahrscheinlich war aber beim lustigen Briefschreiber die Sehnsucht nach dem Oberland noch ungleich größer als beim Rößlein.

Obwohl Hebels Wünsche, es möchte ihm eine Landpfarrei im Oberland übertragen werden, die Beziehungen zum Heimatdorf nicht unmittelbar betreffen, mögen sie doch in diesem Zusammenhang Erwähnung finden. Zunächst hatte Hebel auf die Pfarrei Grenzach gehofft, wohl nicht zuletzt deswegen, weil sie nahe bei Basel lag, denn „3'Basel an mi'm Rhi, jo dört möchti sy!“ Nach einem Besuch in Ottoschwenden bei Emmendingen, bekam er Neigung für diese Pfarrei. Ueber den Ort und die Landschaft übermittelte Hebel seiner Freundin in Weil am Rhein sehr begeisterte Schilderungen. Besonders gerne hätte aber Hebel in Schoppsheim als Pfarrer gewirkt. „Ort und Gegend wären mir die liebsten zwischen allen Meridianen und Parallelcirkeln des großen Erdenrundes“, schrieb Hebel im Mai 1805 seinem Freund Hitzig. Aber die alte Schoppsheimer Kirche war räumlich zu groß, Hebel befürchtete stimmlich nicht durchzudringen; eine „Schindpfarrei“ wollte er aber auch nicht haben.

Die letzte Gelegenheit, im Oberland eine Pfarrei zu erhalten, bot sich Hebel im Jahre 1806, als der Breisgau zu Baden gekommen und in Freiburg die erste evang. Kirche gebildet war. Lange überlegte sich Hebel, was er machen sollte. Von Weil erbat er Rat. Auf der Rückreise von Freiburg nach Karlsruhe übernachtete er in Emmendingen beim befreundeten Dekan Rühl. Früh um 2 Uhr hörte er den Nachtwächter ausrufen:

„Und wem scho wieder, öb's no tagt,
die schweri Sorg am Herze nagt —
du arme Tropf, di Schloß isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.“

Sein eigener Vers brachte Hebel in das seelische Gleichgewicht. Er blieb in Karlsruhe; seine Freunde wünschten es, und zudem war dies auch des

Großherzogs Wille, „was mir sehr lieb ist, damit ich nicht selber wählen darf,“ meinte Hebel in einem Brief. Hebels Wunsch nach einer Pfarrei im Oberland blieb also unerfüllt. Inzwischen hatte er sich ja das Heimweh vom Herzen gedichtet; die alemannischen Gedichte bildeten den herrlichsten Brückenbogen, der den Dichter mit dem Oberland verbunden hat. Ganz verschont von Heimweh blieb aber Hebel auch ferner nicht; er brauchte nur *h e i m a t - l i c h e L a u t e* zu hören, und schon war die geliebte Heimat wieder in sein Blickfeld gerückt und beschäftigte seinen Geist von neuem.

Wie ein solches Erlebnis auf ihn wirkte, schildert Hebel in einem Brief an die Weiler Freundin. Er weilte im August des Jahres 1795 auf dem Tobel bei Frauenalb. Bald nach seiner Ankunft hörte er von seinem Fenster aus eine Frauenstimme fragen: „Franz, was hestü güggelet?“ Der Gefragte, der durch ein Glas die Gegend betrachtet hatte, gab zur Antwort: „Numme do no der Umsle hani glueget!“ Es waren *B e r n e r*.

„Sie glauben nicht“, schrieb Hebel an Gustave, „wie lieblich mir diese bekannten Töne so unerwartet ins Ohr fielen, obgleich der Vogel eine Wachtel war.“

Eine Umsel und eine Wachtel konnte der „Hufemer“ besser voneinander unterscheiden als der Berner. Mit diesem Berner Menschenpaar pflegte dann Hebel auf dem Tobel während seines Auserenthaltens besonders gerne gesellschaftlichen Verkehr.

Ebenfalls in einem Brief vom Jahr 1795 an Gustave schildert Hebel eine Reise, die ihn am Abend der *Alb* entlang führte. Da heißt es u. a.:

„. . . Doch konnte ich mich nicht enthalten, der *Alb* ein paar Mal zu sagen, daß mich die Wiese viel fröhlicher sah — und daß die Waldfinder dort oben gar ein bequemes Mittel haben, ohne Steg durch das Wasser zu kommen . . .“

Als im Jahr 1803 Hebels alemannische Gedichte erschienen waren, wurden sie bei manchen Landsleuten ganz falsch gedeutet, manche behaupteten sogar, Hebel habe mit seinen Gedichten die Heimat und seine Landsleute lächerlich machen wollen. Solche Mißdeutungen gingen Hebel recht nahe und im Vorwort zur vierten Auflage sagte er denn auch u. a.:

„Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf niemand deuten, niemand tranken und höhnen wollte.“

Sehr ungehalten war man zunächst auch in der Schopfheimer Statthaltereier über das Gedicht „Der Statthalter von Schopfheim“. Pfarrer *E n g l e r* erhob deswegen bei seinem Freund Hebel Vorstellungen. Ihm schrieb der Dichter dann u. a.:

„Aber lieber möcht ich jetzt mit Ihnen nach Hausen gehen und Ihnen ob Fahrnau auf ein Haar das Plätzlein zeigen, wo der Statthalter stand und dann Ihre Fastenpredigt in Hausen mit anhören. 's wird bi Gott suferi Arbet sy. Und weil ich das doch nicht kann, so bitte ich Sie, dem Jakob Dertlin anliegenden Brief mitzunehmen . . .“

Ein origineller Beweis für das heimatkundliche Wissen Hebels findet sich in einem Brief an Engler vom Januar 1805. Hebel sollte in Karlsruhe in einer Heiratsache vermitteln. Engler hatte ihn darum gebeten. Hebel schrieb zurück:

„Wenn die Heiratsvermittlung für die Landsmännin zu rechter Zeit angekommen wäre . . . , so wollte ich einem Krüglein Kirschwasser ab den heimischen Bäumen und mit Holz aus dem Müschelbach oder Rölshberg gebrannt, nicht aus dem Wege gehen“

Warum Holz aus dem Müschelbach oder Rölshberg? War dies ein rein zufälliger Einfall des Brieffschreibers? Dem Uneingeweihten wird es so vorkommen, aber Hebel hat die Bemerkungen vom Holz sicherlich in der bestimmten Absicht gemacht, seinem Freund Engler kund und zu wissen zu tun, daß im ganzen Hausener Bann in den Gewannen Müschelbach und Rölshberg das wertvollste Holz wächst. Der dortige Boden begünstigt das Wachstum von Qualitätsholz. An einem kleinen und unbedeutend scheinenden Beispiel wird hier klar, daß Hebel als Knabe nicht gedankenlos durch die heimatischen Matten und Wälder streifte, er suchte die Geheimnisse der Natur zu erforschen.

Im „Hexenmehl“ (eine Schatzkästleinerzählung vom Jahr 1813) rühmt Hebel die Heil- und Säuberungswirkung dieses „Streumehls“ bei Wunden. Es sei aus einer Pflanze hergestellt, die unter den verschiedensten Namen bekannt ist, „als Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil usw. Hebel fährt dann fort:

„In der Gegend von Hausen zum Exempel, auf dem Alzebühl, an dem Pfalzberg, im Wagengesperre hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehen und um den Leib herumgegürtet.“

Immer wieder finden wir in den Briefen Hebels Erinnerungen an seine Kinderzeit und an sein Heimatdorf. In einem Brief an Pfarrer Sonntag, datiert vom 17. Juli 1823, dankt Hebel für die übersandte Abbildung des Schulhauses (heutiges Rathaus in Hausen) und der Schulstube, die ihn an die Freuden und Leiden seiner Kindheit erinnert „und wo zwei Menschen wohnten, seine Mutter und sein Schulmeister Andreas Grether, die ihm so viel Liebe erwiesen.“

An seinem Lebensabend machte sich bei Hebel die Sehnsucht nach der Heimat wieder besonders stark bemerkbar. Im Oktober 1823 schrieb er z. B. an Gustave in Weil:

„ . . . Wenn nur das große Los einmal käme, daß ich mir in Hausen ein Häuslein neben dem Jobeli Friederli bauen und alle Wochen einmal mit meinen Schimmeln, die ich aber noch nicht habe, nach Weil fahren könnte“

Im Winter wollte dann Hebel in Basel wohnen, im Haus, wo er geboren, damit er jeden Tag nach Weil hinübersehen oder hinübergehen könnte. Kurz vor Weihnachten 1824 schrieb Hebel der Freundin, er sei jetzt

in 5 Jahren 70, dann bitte er um sein Ruhegehalt und komme heim. Bei dieser Gelegenheit betonte Hebel, er sei beim „Sandehanser Schwibogen“ im zweiten Haus davon daheim. „Selbiges Häuslein“ wollte Hebel dann kaufen.

Selbst in seinen Träumen machte Hebel oft Wanderungen durch seine Heimat, wie Eintragungen in ein Traumbuch, das zum Teil erhalten ist, beweisen. In Georg Laengins 1882 erschienenem Werkchen „Aus Johann Peter Hebel's ungedruckten Papieren. Nachträge zu seinen Werken, Beiträge zu seiner Charakteristik“ sind solche Eintragungen erwähnt. Nach Laengins Berichten trug z. B. Hebel am 5. Januar 1805 in das Traumbuch ein:

„Sehr oft gibt mir der Traum meine Mutter wieder Immer habe ich das Bewußtsein dabei daß ich sie lange entbehrt habe, und das Gefühl, daß ich sie nicht lange haben werde, aber nie frage ich mich, wo sie bisher war, oder wie sie mir wieder worden ist“

In einem Eintrag vom 6. November 1806 heißt es:

„Ich lag in dem Hause meiner Mutter in meiner ehemaligen Schlafkammer.“

Vermutlich aus dem Jahr 1811 (das Datum fehlt) stammt der folgende Eintrag:

„Ich wollte wieder einmal den Pfalzberg besuchen Ich wunderte mich sehr über diese Veränderung an einem Ort, wo sonst dichter Wald war; ich hoffte noch immer, Hausen bald wieder zu sehen“

Am 5. Juni 1812 trug Hebel in sein Traum-Tagebuch ein:

„Ich war von der Großherzogin nach Dotnau geschickt. Auf dem Heimweg gefellte sich zu mir meine Mutter aus dem Grabe. Wir kamen nach Hausen an unser eigenes Haus. Mir war so wohl, sie jetzt wieder zu haben, und ich erzählte ihr, wie ich oft um sie weinte, wenn ich an dem Hause vorbeiging, worin sie nicht mehr war“

Hebels Träume waren sicherlich oft die Nachwirkung von Gedanken, die ihn tagsüber beschäftigt hatten, während die im Traum ausgeführten nächtlichen Wanderungen durch die Heimat ihren Niederschlag in verschiedenen Gedichten Hebels gefunden haben dürften. Fast könnte es scheinen, der Dichter habe z. B. im Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht“ dem Traumbild, über das er am 5. Juni 1812 berichtet, nur einige ergänzende Züge beifügen wollen, als er den Wächter sagen ließ:

„Was will i? Will i über e Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es isch mer, d' Tür feng offe,
as wenn die Toten in der Mitternacht
us ihre Gräbere gienge und im Dorf
e weng luegte, ob no alles isch
wie ammig. 's isch mer doch bis dato kein
bigegnet, aß i weiß. Denkwohl, i tue's
und rüef de Tote — nei, sell tuen i nit!“

Hebel und seine Mutter

Wenn in dem Abschnitt „Zwischen den Bergen von Hausen“ die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebel und dessen Heimatdorf geschildert sind und schließlich auch noch an das herzliche Verhältnis erinnert wurde, das Hebel zeitlebens mit der Mutter verbunden hat und sogar in seinen Träumen eine Rolle spielte, so werden die Leser nun gewiß erwarten, noch einiges mehr über Hebel und seine Mutter zu hören. Alle Vertreter des deutschen Schrifttums, die über Hebels Lebensgang und des Dichters Persönlichkeit schreiben, sind einmütig in ihrem Urteil, daß Hebels vielgerühmtes und einzigartiges Wesen zum erheblichen Teil der mütterlichen Erziehung zu verdanken ist, daß es aber auch die Wesenszüge der Mutter selber erkennen läßt. Doch lassen wir die gelehrten Hebelreunde über diese Fragen sprechen. Hebels Biograph Ernst Keller weist darauf hin, wie schwer Hebels Mutter der Gedanke an das Sterben geworden sein mag, weil sie sich um die Zukunft ihres Sohnes, des einzigen Kindes, große Sorgen machte. „Doch konnte sie ihm“, so sagt Keller, „das Beste mitgeben, was wir in ihm verehren: sein feines, reines Gemüt, seine Lust und Fähigkeit, Liebe und Treue zu geben und zu gewinnen.“

Wilhelm Altwegg sagt in seinem Buch über Hebel:

„Hebel wuchs — was die mangelnde Entschlußkraft und so manchen anderen Zug seines späteren Wesens erklären mag — als einziges Kind heran, ohne die stählende Reibung an Geschwistern und ohne die feste Hand und den starken, auch Widerstand bietenden Willen eines Vaters. Um so nachhaltiger wirkte auf ihn die fromme Mutter, die etwas von dem natürlichen Adel gehabt haben muß, der so oft einfachsten Frauen des Markgräflerlandes eigen ist, und der dieser schlichten Dienstherrin unwillkürlich Achtung und Liebe erwarb. „Mutter“ wurde Hebel ein Höchstes . . . — Die Mutter vererbte ihm, der sich nie als Pfälzer, sondern stets als Alemanne fühlte, das alemannische Gemüt, das Beschauliche und Sinnige, und aus den Kindertagen unter ihrer Betreuung hat er die Tugend der Ehrfurcht mitgenommen und das Gefühl einer leichten Geborgenheit, die ihm, allem Schweren zum Trost, an einen gütigen Gott glauben und Welt und Menschen als seine schöne Schöpfung bejahen ließ . . .“

Und nun möge Hebel selbst sich äußern über die mütterliche Erziehung, die bekanntlich auch von pfarramtlicher Stelle aus als vorbildlich gerühmt wurde. Im Entwurf zu einer „Antrittspredigt“, die Hebel als Landpfarrer halten wollte, aber nie dazu kam, sie zu halten, spricht er sich über die Mutter so aus:

„Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren . . .“

Bei der Mutter, so sagt Hebel,

„Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen ich habe gelernt nichts haben und alles haben mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig.“

Als Hebel in seiner Eigenschaft als Prälat Mitglied der ersten Kammer des badischen Landtags geworden war, bemängelten es seine Freunde, daß er sich hier rednerisch so wenig hervortat. Da sagte Hebel einem dieser Freunde:

„Ihr habt gut reden, ihr seid des Pfarrers N. Sohn aus A. Ihr wart noch nicht 12 Jahre alt, so hat schon mancher euch Herr Gottlieb geheißt. Und wenn ihr mit eurem Vater über die Straße ginget und es begnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab, und erst, wenn euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch ihr euer Köpplein gelüpft. Ich aber bin, wie ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassenwitwe zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: Peter, zieh' 's Chäppli ab, es dünnt e Her! Wenn uns aber der Landvogt und der Hofrat begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf 20 Schritt nahe kamen: Peter, blieb doch stoh, zieh gschwind die Chäppli ab, der Herr Landvogt dünnt. Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zumute ist, wenn ich hieran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze, mitten unter Freiherren, Staatsräten, Ministern und Generalen, vor mir Standesherrn, Grafen, Fürsten, und die Prinzen und der Markgraf Leopold.“

Diese vortreffliche Frau und Mutter, der wir auch in manchem Gedicht Hebels begegnen, war ein Kind unseres Dorfes, hervorgegangen aus einem bauerlichen Geschlecht ältesten Hausener Ursprungs. Hierüber findet der Leser im zweiten Teil dieses Buches noch besondere Abschnitte.

Einiges über Hebels Lebensgang

Hebels Eltern ließen sich am 30. Juli 1759 in H a u i n g e n vom dortigen Pfarrer Friesenegger trauen, der vorher Pfarrer für Hausen war. Wohnsitz des jungen Ehepaares wurde H a u s e n, wo Hebels Vater, der „Dragunerjobbi“, das Recht als Schutzbürger erworben hatte. Als Wohnung diente der 2. Stock des heutigen Hebelhäuschens, Hebels Mutter hatte ihn als Erbteil erhalten. Da in der Stadt B a s e l den Sommer über bessere Erwerbsmöglichkeiten waren, als sie ein Leineweber in Hausen hatte, gingen Hebels Eltern in den Sommermonaten zu ihrer früheren Basler Dienstherrschaft, wo sie lohnende Arbeit erhielten.

Während eines solchen Sommeraufenthaltes der Eltern in B a s e l ist H e b e l, der drei Tage nach der Geburt in der Peterskirche auf den Namen J o h a n n P e t e r getauft wurde, geboren. Am 10. Mai 1760. Ueber das

Geburts- und Haus waren lange irrtümliche Meinungen verbreitet, jetzt ist aber, wie Dr. Wilhelm Altwegg in seinem Hebelbuch nachweist, festgestellt, in welchem Haus Hebel geboren wurde. Es ist das Haus Totentanz Nr. 2 in der St. Johannisvorstadt. Daß er in Basel in „Sandehans“ daheim ist, hat ja Hebel selbst auch wiederholt betont. Schon zu Hebels Zeit gehörte das Haus der Familie Riedmann, der Eigentümer des Hauses bei Hebels Geburt ist, wie Altwegg berichtet, im Taufregister als Hebels erster Götti eingetragen.

Was ein großer alemannischer Heimatdichter werden will, pfeift scheint's gern früh schon „uf eine hölzene Pfiisli“, oder reitet, wie Hermann Burtes „Wiltfeber“ als junger Bub in einem neuen Anzügli am Sonntag früh auf einem „Choli“ in „d'Schwemmi“. Von Hebel wird erzählt, er habe an der Basler Meß schon das Pfeifen auf dem „hölzene Pfiisli“ fertiggebracht, worüber sein Vater sich sehr gefreut habe. An der Entwicklung seines Erstgeborenen konnte sich aber leider der Vater nicht lange erfreuen. Im Juni 1761 bekam Johann Peter ein Schwesterlein, Susanne, dem aber nur ein ganz kurzes Leben beschieden war. Im Juli 1761 kam auch Hebels Vater als ein schwerkranker Mann heim nach Hausen und schon nach wenigen Tagen ist er, erst 41jährig, gestorben, sein Töchterlein Susanna folgte ihm kurze Zeit nachher. Die Unterhalts- und elterliche Erziehungspflicht ruhten nun ganz auf der Mutter. Sie erfüllte diese Pflicht so vorbildlich, daß ihr hohes Lob dafür zuteil wurde.

Auch nach dem Tod ihres Mannes ging Ursula Hebelin geb. Dertlin den Sommer über zu Iselins in Basel, um für sich und ihr Söhnchen, das sie jeweils von Hausen nach Basel mitnahm, (eine Eisenbahn gab es ja nicht) den Lebensunterhalt zu verdienen. Als Hanspeter größer wurde, ging er in Hausen beim Lehrer Andreas Bretter in die Schule. In Basel besuchte er die Gemeindeschule und 1772 auch bereits das Gymnasium. Von Hausen aus schickte die Mutter ihren begabten Sohn auf die Lateinschule in Schopfheim. Aus jener Zeit, da Hebel den Weg von Hausen zur Schule nach Schopfheim und zurück machte, werden mancherlei Bubenstreiche des späteren Heimatdichters erzählt. Auch von feierlichen Ansprachen, die der junge Hebel von der Laube des elterlichen Häuschens, oder von Stühlen, die als Kanzel dienten, gehalten hat, wußten die alten Leute unseres Dorfes immer viel zu erzählen, wobei vermutlich Dichtung und Wahrheit durcheinanderliefen.

Ein halbes Jahr vor dem Tod der Mutter erhielt ihr Sohn Kost und Wohnung beim Diakonus Obermüller in Schopfheim, der den Pfarrdienst in Hausen ausübte. Obermüller war es auch, der von Hebels Mutter schrieb, sie erziehe ihr Kind gut. Nach dem Tod der Mutter nahm sich Hofdiakonus Preuschen, wie er es als früherer Pfarrer von Hausen der Verstorbenen zu Lebzeiten versprochen hatte, des Waisenknaben besonders an. Er erwirkte vom Markgrafen Karl Friedrich die Erlaubnis zur Vorverlegung der Konfirmation seines Schüglings und im Frühjahr 1774 verließ Hebel seine Heimat, das geliebte Oberland, um in Karlsruhe das Gymnasium

zu besuchen. Vier Jahre lernte er auf dieser Schule, wurde als einer der begabtesten Schüler preisgekrönt und erhielt schließlich ein gutes Abgangszeugnis.

Im Mai 1778 bezog Hebel die Universität Erlangen. Hier setzte er das Studium als Theologe fort und wurde am 24. November 1780, nach bestandener Prüfung, unter die Pfarramtskandidaten aufgenommen, ohne allerdings eine Stelle zu erhalten, die ihm den Lebensunterhalt ermöglicht hätte. So kehrte er denn als Zwanzigjähriger ins Oberland zurück und der Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen, der für seine Kinder einen geeigneten Hauslehrer suchte, betraute den Pfarramtskandidaten Hebel mit dieser Aufgabe. Als Hauslehrer gab dann Hebel auch noch den Kindern eines reichen Hertinger Bauern Unterricht.

Im März 1783 erfolgte Hebels Ernennung zum „Präzeptoratsvikar“ am Lörracher Pädagogium. Ueber 8 Jahre wirkte nun Hebel in Lörrach als Lehrer und Hilfsprediger. Die letztere Amtstätigkeit übte er vertretungsweise manchmal auch in den Nachbardörfern aus. Die Lörracher Jahre waren, so nehmen die Verehrer und Forscher an, Hebels schönste Zeit. Hier entstand der vielbesprochene und vielbetuschte „Geheimbund Welschismus“ und in jenen Jahren entfaltete sich auch der Zauber der Freundschaft, die Hebel und die Pfarrerstochter Gustave Fecht zeitlebens verbunden hat.

Im November 1791 erfolgte Hebels Berufung als Lehrer an das Karlsruher Gymnasium. Am 12. Dezember 1792 wurde er zum Hofdiakon und am 21. März 1798 zum Professor ernannt. 1803 flogen die „alemannischen Sommervögelein“ ins Land. In die Zeit der napoleonischen Kriege fällt Hebels Tätigkeit als Kalendermann und Volkschriftsteller. Von 1808 an bearbeitete er auftragsgemäß die Biblischen Geschichten für die badischen Volksschulen.

Als es in der evangelischen Landeskirche Badens zur Ernennung eines Prälaten kam, übertrug Großherzog Karl dieses höchste kirchliche Amt des Landes Johann Peter Hebel, der damit Badens erster Prälat und in dieser Eigenschaft gleichzeitig Mitglied der 1. Kammer des Bad. Landtags wurde, da er hier als Prälat die Evang. Landeskirche zu vertreten hatte. Im September 1820 ernannte Großherzog Ludwig den Prälaten Hebel zum Kommandeur des Zähringer Löwenordens.

Im September des Jahres 1826 trat Hebel als Prälat, obwohl schon leidend, eine Dienstreise an, um in verschiedenen Städten Prüfungen abzuhalten. In Schwellingen sank er aufs Krankenlager und erhielt im Hause seines Freundes, des Großh. Garteninspektors Zehner, pflegliche Behandlung. Doch der Tod lag auf der Lauer. Was sterblich war an Hebel, sank am 22. September 1826 in Schwellingen in das Schattenreich des Todes.

Die Hebelstiftung

Es berührte Hebel schmerzlich, als in seiner Heimat, die er dichterisch besungen und als herrliches Fleckchen deutscher Erde bekannt gemacht hat, seine Absichten vielfach verkannt und falsch gedeutet wurden. Auf seine diesbezüglichen Klarstellungen in der Vorrede zur vierten Auflage der alemannischen Gedichte ist bereits im Abschnitt „Zwischen den Bergen von Hausen“ hingewiesen worden. Von allen Seiten hatte Hebel als Dichter hohes Lob geerntet. Selbst der deutsche Dichterkönig Goethe sprach sich in der Jena'schen Literaturzeitung sehr ehrend über Hebels alemannische Gedichte aus und rühmte die Darstellungskunst des Dichters. Doch die Enttäuschungen, die Hebel über die Einwände, die aus der Heimat kamen, empfunden haben wird, konnten vermutlich durch kein Lob aufgewogen werden. Es lag denn Hebel auch viel daran, die Mißverständnisse zu beseitigen, was in der Vorrede zur vierten Auflage der Gedichte in einer Form geschehen ist, die alle dummen oder auch böswilligen Rörgler zum Schweigen bringen mußte. Selbst zur Aenderung einzelner Stellen in den Gedichten fand sich Hebel bereit, nur um Wünschen und Beschwerden aus der Heimat Rechnung zu tragen. Ohne Zweifel haben die Beanstandungen in der Heimat Hebel die Freude am gelungenen Werklein arg vergällt.

Längst aber waren die Widersacher verstummt, als am 22. September 1826 von Schwyzingen aus die Kunde vom unerwarteten Tod Hebels durchs Land ging. Groß war die Trauer. In der Heimat und im ganzen Land. Ein ehrendes Andenken blieb dem alemannischen Dichter und volkstümlichen Erzähler im Herzen des ganzen Volkes gesichert. Bis aber die innere Verbundenheit Hebels mit dem Volk auch äußerlich durch ein Denkmal und durch eine Stiftung sichtbar gemacht wurden, verging in des Dichters Heimatdorf noch geraume Zeit. Selbst das ehrwürdigste Andenken an Hebel und dessen Eltern, das Hebelhäuschen, blieb noch fast ein ganzes Vierteljahrhundert nach dem Tod Hebels dem freien Spiel eigennütziger Kräfte überlassen; erst im Jahr 1850 wurde die Erhaltung desselben für die Nachwelt gesichert. Das Verdienst hierfür gebührt der Schopfheimer Lesegesellschaft zum „Pflug“, ferner dem Hüttenverwalter Eduard Böckh und dem damaligen Hausener Pfarrer Seisen. Wiederholt hatte das Hebelhäuschen seinen Besitzer gewechselt. Im Jahr 1850 sollte es im Konkursverfahren unter den Hammer kommen. Da griff die Schopfheimer Lesegesellschaft ein; sie ließ das Hebelhäuschen durch ihren Bevollmächtigten, den Kaufmann Eduard Steinhäusler, für die Lesegesellschaft kaufen; es sollte nicht länger ein Schacherobjekt bilden, sondern ein pietätsvolles Andenken an Hebel und seine Eltern bleiben. Am 31. Juli 1850 wurde der Kauf im Grundbuch der Gemeinde Hausen eingetragen, doch bezog sich der Kauf nur auf den 2. Stock des Häuschens, den Hebels Mutter

geerbt hatte. Der Kaufpreis, den die Lesegesellschaft bezahlte, betrug 651 Gulden. Verwalter Böckh vom Hausener Eisenwerk leistete die vorgeschriebene Bürgschaft.

Ohne das Eingreifen der Schopfheimer Lesegesellschaft wäre das Hebelhäuschen vielleicht nicht erhalten geblieben; daß sie rechtzeitig den geschichtlichen Wert erkannte und die Erhaltung des Hebelhäuschens als eine Dankespflicht dem Heimatdichter gegenüber betrachtet hat, muß ihr hoch angerechnet werden. Ihre Ziele waren aber noch viel weiter gesteckt. Sie plante damals schon auch die Gründung einer Hebelstiftung. Durch eine Sammlung im ganzen Land hoffte sie die Mittel zu erhalten zur Finanzierung einer Reihe von Liebeswerken, wie sie Hebel mit Hilfe seines ersparten Vermögens hatte verwirklichen wollen. Anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren aber für die Bevölkerung unserer Gegend schwere Notzeiten, so daß der Plan der Lesegesellschaft, wie auch Pfarrer Seisen in einem Brief an den Prälaten Dr. Ullmann betonte, zurückgestellt werden mußte. Erneut wurde jedoch der Plan wieder aufgegriffen, als von Schwezingen aus ein Aufruf zur Sammlung von Geldbeiträgen ins Land ging, um die Mittel zu einer würdigen Instandhaltung der Ruhestätte Hebels zu erhalten. Der Sammlung war ein guter Erfolg beschieden, sie erbrachte weit mehr als für den gedachten Zweck nötig war, so daß ein Ueberschuß verblieb von 417 Gulden. Dieser Betrag ist später in dankenswerter Weise der heimatischen Hebelstiftung überwiesen worden.

Im Jahre 1871 legte die Stadt Schwezingen einen neuen Friedhof an und bellte die Toten um, doch wurden die Gebeine Hebels und die einiger anderer bedeutender Männer, worunter sich auch Hebels Freund, der Hofgärtner Beyher befand, in dessen Haus Hebel gestorben war, auf dem alten Friedhof belassen. Daß Hebels Ruhestätte auf dem alten Friedhof belassen werden sollte, war auch ein Wunsch des Großherzogs Friedrich I. von Baden. Gleichzeitig ließ der Großherzog die Schwezinger Hofgärtnerei anweisen, die würdige Unterhaltung der Grabstätte Hebels zu übernehmen. Ende der 90er Jahre wurden dann die noch auf dem alten Friedhof belassenen Toten ebenfalls nach dem neuen Friedhof verbracht, nur Hebels Grab blieb unberührt. Anlässlich des 100. Geburtstags des Dichters war es mit einem in Basel angefertigten Denkmal geschmückt worden. Da der Gemeinderat von Hausen Kenntnis hatte vom Stand der Friedhofsfragen in Schwezingen, glaubte er den Versuch machen zu sollen, Hebels sterbliche Ueberreste in das Heimatdorf zu überführen. Er richtete im September 1895 eine dahin gehende Anfrage an die Schwezinger Stadtverwaltung, erhielt aber einen ablehnenden Bescheid. Hebels Grab wird somit immer in Schwezingen bleiben, es wird stets ein geweihtes Plätzlein sein, an dem die Unterländer und die Oberländer mit gleicher Liebe des Dichters gedenken, auf dessen Denkmal im Karlsruher Schloßgarten der Spruch steht:

„Immer bleibe dir Name und Ehr' und ewiger Nachruhm!“

Der Schwefinger Aufruf vom Jahr 1854 hatte auch die Oberländer Hebel-
freunde zu neuer Regfamkeit angefporn und gab der Schopfheimer Lese-
gefellschaft Veranlaffung, den Plan zur Gründung einer Hebelstiftung
wieder aufzugreifen. Die führenden Männer wandten ſich an den Hebel-
ausſchuß im Unterland, der feinen Siz in Mannheim hatte und dem u. a.
Hebels Freund, Hofrat Nüßlin, angehörte. Unter Vorlage ihres Pro-
gramms regten die Oberländer ein gegenseitiges Zusammenwirken an.
Nüßlin ſagte wohlwollende Prüfung der Anregung zu. Der Vorſitzende des
in Schopfheim gebildeten Hebelausſchuſſes, Oberamtmann von Borbeck,
ließ durch einen Mittelsmann auch den Großherzog um Vermittlung bitten,
und dieſer begrüßte die Anregungen der Oberländer ſehr und empfahl den
Hebelfreunden die Zusammenarbeit. Die Ueberweiſung des Ueber-
ſchuſſes der Schwefinger Sammlung war dann einer der
erſten ſchönen Beweiſe dieſer Zusammenarbeit, und die 417 Gulden bildeten
einen anſehnlichen Grundſtock der Oberländer Hebelſtiftung.

Eine Sammlung im ganzen Land.

Als der 100. Geburtstag Hebels nahte, erließ der Schopfheimer Hebel-
ausſchuß mit behördlicher Genehmigung im ganzen Land einen öffentlichen
Aufruf, um die Mittel zur Gründung der Hebelſtiftung zu erhalten. Außerſt
paſſend und warmherzig fand Hebels Bedeutung in dem Aufruf eine Wür-
digung. Gleichzeitig wurde der Zweck der geplanten Stiftung bekanntgegeben.
Hierüber wurde in dem Aufruf u. a. ausgeführt:

„In dem eine Stunde von Schopfheim entfernten Ort Hauſen befindet
ſich die Wohnung, wo Hebel's Eltern ihr kurzes Glück, und er ſelbſt
ſeine früheſte Kindheit verlebt; ein theures Andenken, das in ſeiner
auch noch dem Dichter in den glücklichſten Verhältniſſen eigenthüm-
lichen Anſpruchsloſigkeit dem von nah und fern kommenden Wanderer
eine Gedächtniſtafel als ſolches bezeichnet.

Die Veräußerung dieſer Wohnung iſt der in Schopfheim beſtehen-
den Leſegeſellſchaft der erſte Anstoß geweſen, ein Werk der Pietät zu
gründen, und ſo hat dieſelbe dieſes, den Eltern Hebels einſt zugehörige
Haus käuflich an ſich gebracht. Sie will dieſes Werk der Pietät aber
noch weiter ausdehnen, und das Haus zu einer Stiftung widmen,
deren Wohlthat entweder excluſiv oder doch vorzugsweiſe der
dürftigen Gemeinde Hauſen zugewendet ſein ſoll.

Allein hiezu reichen die Mittel dieſer ohnehin wandelbaren Geſell-
ſchaft nicht hin, obwohl bereits ca. 600 Gulden, namentlich ein Betrag
von über 400 fl von der Kommiſſion für Hebels Grabdenkmal in
Schwefingen inzwiſchen eingegangen ſind.

Theils deſhalb, theils aber auch, um den vielen entfernten Ver-
ehrern und Verehrerinnen Hebels Gelegenheit zu geben, an einem
würdigen, Erz und Marmor überdauernden Denkmal der Liebe in
ſeinem Heimathsort ſich zu betheiligen, erläßt im Namen und Auftrag
dieſer Geſellſchaft die unterzeichnete Kommiſſion gegenwärtige Ein-
ladung zur Gründung einer Hebel-Stiftung mittels Geld-
beiträgen.“

Dem Ausschuß, der im Januar 1860 diesen Aufruf im ganzen Land verbreiten ließ, gehörten an: von Porbeck, Oberamtmann, Bark, Dekan, Grethner, Bürgermeister, Joh. Sutter, Fabrikant, Ed. Steinhäusler, Kaufmann. Mit dem Erfolg des Aufrufs war der Ausschuß recht zufrieden, wie der am 4. Juli 1861 öffentlich gegebene gedruckte Rechenschaftsbericht zeigt. Darin hieß es einleitend:

„Der Aufruf vom Januar 1860 . . . hat uns aus allen Gauen unseres Vaterlandes und aus weiterer Ferne reichliche Liebesgaben zugeführt, und nachdem die letzten der zu erwartenden Beiträge im Monat Juni d. J. eingegangen sind, will das Comité keinen Augenblick mehr zögern, allen Gebern den innigsten Dank auszusprechen, und damit denselben und dem ganzen Lande öffentlichen Rechenschaftsbericht abzulegen.“

Es erfolgte dann eine Aufzählung der Einzelposten der Einnahmen und Ausgaben. Die Sammlung hatte den schönen Betrag von 4618 Gulden und 29 Kreuzer erbracht. In fast allen Orten des badischen Landes waren, wie im Rechenschaftsbericht des Ausschusses ausgeführt wurde, Beiträge, im ganzen 3116 Gulden, gesammelt und abgeliefert worden. Die restlichen rund 1500 Gulden waren vorwiegend durch größere Spenden zusammengekommen. Es wurden beigezeichnet

vom Großherzog	200 fl — kr
Fürst von Fürstenberg	100 „ — „
Schweningen (Ueberschuß der Sammlung)	416 „ 44 „
Zentralkomitee in Hausen	242 „ 28 „
Oberst W. Geign, Steinen	100 „ — „
Vern durch 12 Badener	55 „ 40 „
Freiburger Zeitung	78 „ 44 „
Hausen	61 „ 17 „

Unter den sonstigen Einnahmeposten sind auch 137 fl, 56 kr erwähnt, die den Erlös bildeten aus verkauften Briefen, Gedichten und Gedenkblättern. Der Hebel-Ausschuß hat also eine äußerst rege Sammeltätigkeit entfaltet und konnte nun auch ein gutes Ergebnis der Sammlung bekanntgeben. Als Ausgaben, einschließlich des Kaufpreises und der Kosten für die Instandsetzungsarbeiten am Hebelhaus, wurden im Rechenschaftsbericht 1257 fl und 23 kr ausgewiesen. Das Reinvermögen der Hebelstiftung betrug somit bei deren Gründung rund 3400 Gulden.

Die Liebeswerke der Hebelstiftung.

Nachdem die Sammlung abgeschlossen und ein Ueberblick über die verfügbaren Mittel möglich war, wurden die Satzungen der Hebelstiftung entworfen. Das Hauptziel, im Hebelhaus eine Rettungsanstalt für sittlich und sozial gefährdete Kinder zu errichten, konnte nicht, wie es ursprünglich gedacht war, gleich Verwirklichung finden, da hierzu die Mittel nicht ausreichten. Doch wurde die Ausführung dieses Planes für später in Aussicht genommen, daher bestimmten die Satzungen, daß dem zinstragend

angelegten Grundstockvermögen der Hebelstiftung jährlich 50 Gulden zuzuführen seien, bis das Kapital die Höhe von 10 000 Gulden erreicht habe, dann sollte die Errichtung der Rettungsanstalt erfolgen. Die Mittel der Hebelstiftung, die nach den erwähnten Rücklagen noch verfügbar waren, sollten zur Kostendeckung für kleinere Liebeswerke, die den Absichten Hebels entsprachen, herangezogen werden, wobei der Verwaltungsrat der Hebelstiftung auch damit rechnete, daß laufend kleinere Beiträge hereinkommen würden. Die Art der Liebeswerke und der Personenkreis, dem sie zugedacht waren, wurde in den Satzungen festgelegt. Die Höhe der Leistungen war natürlich abhängig von der Höhe der verfügbaren Mittel. Als alljährliche Leistungen wurden in den Satzungen der Hebelstiftung bezeichnet:

Beiträge für die Kinderschule in Hausen.

Beiträge zur schulischen und beruflichen Ausbildung armer Hausener Buben und Mädchen.

Aussteuerbeihilfen für Hausener Mädchen.

Erziehungsbeihilfen für arme Hausener Kinder.

Voraussetzung für die Zuteilung von Gaben aus der Hebelstiftung war, so bestimmte es die Satzung, ein unbescholtener Lebenswandel der Gefuchsteller. Auch die sonstigen Rechts- und Organisationsfragen wurden durch die Satzung geregelt, die am 3. Oktober 1861 die Zustimmung des badischen Innenministeriums erhielt. Dem Verwaltungsrat der Hebelstiftung gehörten satzungsgemäß an: der jeweilige Amtsverstand des Bezirks Schopfheim, sowie der Bürgermeister und der Stadtpfarrer von Schopfheim. Ferner der Bürgermeister und der Pfarrer von Hausen. Zu diesen ständigen Mitgliedern wählten die politischen und kirchlichen Gemeinderäte der beiden Orte noch je zwei weitere Mitglieder in den Verwaltungsrat, deren Amtsdauer sechs Jahre währte.

In dem Aufruf zur Sammlung für die Hebelstiftung war auch die Offenlegung eines Hebelalbums angekündigt worden, in dem Beiträge von Künstlern und Schriftstellern niedergelegt werden sollten. Der Ausschuß hatte gehofft, auf diese Weise eine kleine Einnahmequelle erschließen zu können; sie floß jedoch nur spärlich, so daß der Verwaltungsrat im Jahr 1865 auf die weitere Auflegung des Albums verzichtete. Es waren bis dahin eingegangen 10 Bilder, 35 Gedichte und 10 prosaische Beiträge, die der Verwaltungsrat nun in einer Mappe sammeln und aufbewahren ließ. Ein ziemlicher Mißerfolg war auch dem Opferstock beschieden, der einige Jahrzehnte im Hebelgarten stand; nur geringfügige Beträge konnten ihm entnommen werden, so daß die Entfernung des Opferstocks, der auch im harmonisch ausgeglichenen Gesamtbild beim Hebeldenkmal störend wirkte, beschlossen wurde.

Nachdem am 9. Mai 1870 in Baden ein neues Stiftungsgesetz erlassen worden war, ging die Hebelstiftung in die Verwaltung des Gemeinderats Hausen über. Zehn Jahre lang hatte die Stadt Schopfheim den ausschlaggebenden Einfluß in der Verwaltung der Hebelstiftung, die ja auch hauptsächlich ihr verdienstvolles Werk war, ausgeübt. Mittlerweile hatte sich, vor allem im Zusammenwirken mit der Basler Hebelstiftung, über die noch zu sprechen sein wird, eine feste Tradition des Hebelfestes herausgebildet, so daß die Schopfheimer Gründer und Verwaltungsratsmitglieder die Hebelstiftung vertrauensvoll in die Verwaltung des Gemeinderats Hausen geben konnten. Der Uebergang machte einige Änderungen der Satzung erforderlich, doch waren sie zum größten Teil rein formaler Art, nur der § 12 brachte eine grundsätzliche Neuerung, d. h. es wurde durch diesen Paragraphen ein bereits bestehender Brauch in der Satzung verankert. Es wurde nämlich in dem § 12 bestimmt,

daß die Preise und Beiträge, die alljährlich durch die Hebelstiftung zur Verteilung kommen, womöglich an Hebels Geburtstag, am 10. Mai jeden Jahres, in Hausen in würdiger Weise öffentlich an die Empfänger ausgegeben werden sollen.

Die Basler Hebelstiftung

Als Hebels 100. Geburtstag nahte, faßten auch die Basler Hebelfreunde den Plan, eine Hebelstiftung ins Leben zu rufen. In Basel, wo Hebel bekanntlich geboren wurde, — „von dem Sandehansener Schwibbogen das zweite Haus“ — hatte Hebel als Kind den Sommer über oft mit der Mutter bei der Familie Iselin gewohnt, hatte Basler Schulen besucht und mit Basler Buben Freundschaft geschlossen. Mit vielerlei Eindrücken, die sein lebhafter Geist dann in der Stille und Beschaulichkeit des Dorfes verarbeitete, kehrte der junge Hebel im Herbst von Basel heim. Zeit lebens bekundete er denn auch eine große Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt Basel, wie so manche Brieffstelle zeigt. Wohl den herzlichsten Ausdruck fand diese treue Anhänglichkeit Hebels in seinem Gedicht „Erinnerung an Basel“, das bekanntlich mit dem Vers beginnt:

„O' Basel an mi'm Rhi,
jo dörft möchti sy!
Weihst nit d'Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi'm liebe Rhi.“

Hebels heitere Wesensart entspricht in manchen Zügen der Wesensart der Basler, sie rührt somit nicht nur her vom Pfälzer Blut des Vaters unseres Hebel, sie ist vermutlich auch beim Basler Aufenthalt übertragen worden. Nirgends wird denn auch Hebel mehr verehrt, als in Basel. Die dortigen

Hebelfreunde konnten sich beim Herannahen des 100. Geburtstags des Dichters getrost mit einem Aufruf an die Basler Bevölkerung wenden, Beiträge zur Gründung einer Hebelstiftung zu spenden, des Erfolges durften sie sicher sein. Die Erwartungen wurden nicht getäuscht, in kurzer Zeit war ein Kapital zusammengefloßen, dessen Zinsen ausreichten, um die für die Hebelstiftung in Aussicht genommenen Ziele verwirklichen zu können. Diese Ziele waren ähnlicher Art, wie die der Hebelstiftung für das Heimatsdorf, Herzenswünsche des Dichters wurden zur Erfüllung gebracht.

Hebel hatte bekanntlich die Absicht, durch eine Stiftung den ältesten Bürgern seines Heimatsdorfes allsonntäglich den Genuß eines Schoppens guten Markgräfler Weines zu ermöglichen; der Verlust des größten Teiles seines Spargeldes durchkreuzte diesen originellen Plan. Nun aber griff ihn die Basler Hebelstiftung auf. Sie beschloß die Bewirtung der „alte Manne“ beim „Hebelmähli“ am alljährlichen Hebelfest im Heimatsdorf des Dichters. Die 12 „alte Manne“ der Gemeinde Hausen sind also beim „Hebelmähli“ die Ehrengäste der Basler Hebelstiftung. Sehr treffend sagt der jetzige Präsident der Basler Hebelstiftung, Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, in seinem prächtigen Buch „Johann Peter Hebel“ über diese erhebende Ehrung des Dichters:

„Das schönste Denkmal und wie es kein anderer Dichter noch irgend ein Großer dieser Welt gleich erhalten hat, ist nicht aus Erz und Stein. Es ist jenes Einzigartige, das Hausener „Hebelmähli“.

So hat Hebels Wunsch in dieser Form eine schöne Erfüllung gefunden. Die Basler Hebelstiftung sichert den „alte Manne“ des Hebeldorfes alljährlich beim „Hebelmähli“ „ne freudig Stündli“, das die sonnigste Erinnerung und das Sehnsuchtsziel des ganzen Jahres bleibt. Mögen die „alte Manne“ ihr Lebensschifflein nicht mehr mit viel Wünschen beladen, der Wunsch, auch das nächste „Hebelmähli“ wieder mitfeiern zu können, bleibt in ihnen wach bis zum Lebensende. Wie fühlen sie sich gesünder und glücklicher, als wenn sie am Hebelfest unter ihrer Fahne zum Bahnhof marschieren, um „d'Basler Here“, ihre Gastgeber, abzuholen.

Die Basler Hebelstiftung hat in ihren Satzungen noch eine Reihe weiterer Aufgaben festgelegt. Sie beschenkt ebenfalls zwei ehrbare Hausener Bräute mit Aussteuerbeihilfen. Weiter erhalten die vier besten Schüler der obersten Klasse der Hausener Volksschule (zwei Knaben und zwei Mädchen) von der Basler Hebelstiftung ein Hebelbuch zum Geschenk, dem eine entsprechende Widmung beigefügt ist. Wo immer ihr Lebenspfad die Beschenkten im späteren Leben hinführt, stets bleibt das Hebelbuch ein teures Andenken an die Heimat, an Hebel und die Basler Hebelstiftung.

Durch den Weltkrieg und die nachfolgende Inflation ist das zinstragend angelegte Vermögen der Hausener Hebelstiftung vernichtet worden. Es war bis zum 30. Dezember 1913 bereits auf 11 500 Mark angewachsen. (Beim Uebergang der Hebelstiftung in die Verwaltung der Gemeinde Hausen hatte es 4 150 Gulden betragen). Wäre der Weltkrieg nicht über uns hereingebrochen, so würde die Errichtung der geplanten Rettungsanstalt zweifellos bald möglich gewesen sein. Glücklicherweise blieb das Vermögen der Basler Hebelstiftung durch den Krieg unberührt, denn die Schweiz gehörte ja zu den wenigen neutralen Staaten, die als Oasen des Friedens inmitten der Kriegswüste die zerstörende Gewalt des Krieges nur mittelbar zu spüren kriegten.

Mit dem Verlust ihres Vermögens war der Hausener Hebelstiftung nicht nur die Erreichung des Hauptziels, die Errichtung der Rettungsanstalt, für lange Zeit unmöglich gemacht, sie konnte auch die alljährliche Gabenverteilung am Hebelfest nicht mehr beibehalten. Da bewährte sich die auch auf anderen Gebieten in der Kriegs- und Nachkriegszeit so oft von unseren Schweizer Nachbarn getätigte Hilfsbereitschaft in echt Hebelschem Geiste. Die Basler Hebelstiftung übernahm, soweit ihr Mittel hierfür zur Verfügung standen, nun auch die Kosten für die üblichen Gaben der Hausener Hebelstiftung. So kann das Hebelfest im althergebrachten Rahmen weitergeführt werden. Die alemannische Kulturgemeinschaft, deren Mittelpunkt Hausen und Basel, das Heimatdorf und die Geburtsstadt unseres Hebels, bilden, bewährt sich somit nicht nur in den Stunden der Festesfreude, sondern auch in Zeiten der Not. Dankbar weiß Hebels Heimatdorf die Hilfsbereitschaft der Basler Hebelstiftung zu schätzen.

Das Hebelfest

In der Hausener Gemeinderrechnung vom Jahr 1861 ist u. a. zu lesen:

„Es wird nunmehr alljährlich am 10. Mai, als am Geburtstag Hebels in seinem Heimatort Hausen zum ehrenden Andenken eine kleine Feierlichkeit stattfinden, veranlaßt auch hauptsächlich durch Stiftung des sog. Hebelmähli durch Basler Herren und Gründung einer größeren Hebelstiftung für die Gemeinde Hausen am 10. Mai 1860 durch Freunde und Verehrer Hebels nah und fern.“

Hier ist der geschichtliche Ursprung des Hebelfestes, dessen eigenartiger Zauber so oft gerühmt wird, aufgezeigt. Das „Hebelmähli“ ist der Mittelpunkt, um den sich die andern Veranstaltungen gruppieren. Wollte man für das ungezwungene Hebelfest eine bürokratische Einteilung treffen, so wäre zu sagen, es beginnt mit der Ankunft der „Basler Here“ und endet mit deren Heimfahrt. Doch das Hebelfest ist von allem Anfang an über diesen „offiziellen“ Rahmen hinausgewachsen, es ist zu einem Volksfest im besten

Sinne des Wortes geworden, an dem die gesamte Ortsbevölkerung teilnimmt, zu dem sich aber auch zahlreich die Hebel Freunde aus Alemannien von diesseits und jenseits der Landesgrenzen einfinden. Recht eindrucksvoll offenbart sich beim „offiziellen“ wie beim „inoffiziellen“ Hebelfest ein **Gemeinschaftsgeist**, der Hebels Idealen entspricht.

Den Höhepunkt des Volksfestes bildet jeweils die **Schülerfeier**. Den Kindern des Hebeldorfes wird das Hebelfest stets zum freudigsten Ereignis des Jahres. Schon die Kleinkinderschüler babbeln bei Limonade, Wurst und Weißbrot am Hebelfest von ihrem Freund Hebel. Die „großen“ Schüler aber marschieren lange vor dem Hebelfest mit fröhlichem Gesang in die heimatischen Wälder, um Moos, Epheu und „Dannästli“ zu holen, damit die jungen „Maidli“ abends fürs Hebelfest „chränze“ und nebenbei verstohlen „güggele chönne“, ob der „Hans“ auch kommt zum Abholen. Den Erwachsenen und Verheirateten schließlich bleibt das Hebelfest das ganze Leben hindurch eine der schönsten Erinnerungen an die sorgenfreie Jugendzeit und keine Wechselfälle des Lebens vermögen diese Erinnerung zu trüben.

Die „großen“ Schüler werden am Hebelfest mit Wurst, Weißbrot und Marktgräserwein bewirtet, wobei in der Regel der Bürgermeister und die Gemeinderäte die „Serviermeister“ spielen. Mit besonderer Sorgfalt und Liebe übt der Lehrer mit den 6., 7. und 8. Klässlern Hebel- und andere Volks- und Heimatlieder und Hebel'sche Gedichte ein, die nach der Schülerbewirtung vor einem großen Kreis erwachsener Zuhörer vorgetragen werden. Den Kindern ist die Einübung schon deshalb willkommen, weil sie sozusagen das Vorspiel zum Hebelfest bildet, dann aber auch deswegen, weil sie ja in ihrer Muttersprache singen und vortragen dürfen. Nie wird die Sprache des Dichters unserer alemannischen Heimat reiner und echter zu hören sein, als wenn am Hebelfest ein „Hufemer“ Schulkind auf den Stuhl steigt und z. B. vorträgt:

„Der Samstag het zuem Sonntag gseit:
Jeh hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
und 's goht mer schier gar selber so,
i cha fast uf te Bei meh stoh.“

Manches andächtig lauschende Mütterlein wischt sich verstohlen die Augen aus, wenn sein „Maidli“ oder sein „Bueb“ das gleiche Hebelgedicht vorträgt, das es selbst einmal als glückliches Kind am Hebelfest vortragen durfte.

Seit 1893 kommen im Anschluß an das „Hebelmähli“ auch die 12 ältesten Bürgerfrauen unseres Dorfes zum Kaffee, der als Nachtiß gegeben wird. Auch ihnen wird somit am Hebelfest „ne freudig Stündli“ zuteil, auf das sie sich das ganze Jahr hindurch freuen. Natürlich beschränkt sich die Bewirtung nicht auf guten Bohnenkaffee und Gugelhupf, auch die Frauen erhalten flüssigen Sonnenschein, also Marktgräserwein, denn an

Spendern fehlt es in der Regel nicht unter den vielen „Here“, die zum Hebelfest kommen. Auch zum „Hebelfest-z'Müni“, das nach schönem altem Brauch am Vormittag nach dem Hebelfest verabsolgt wird, kommen die Ehrengäste beiderlei Geschlechts, und wer Zeuge ihrer Gemüthlichkeit ist, wer die Alten singen hört und tanzen sieht, der kommt zur Ueberzeugung, daß diese oberste Gruppe der Altersstufe über das Hebelfest eine erfolgreiche Verjüngungskur durchmacht.

Die Einführung des Kaffeekränzles geht auf einen eigenartigen Zufall zurück. Im Jahre 1893 hatte sich nämlich keine Braut um das Brautgeschenk beworben. Die Verwendung des hierfür vorgesehenen Betrages fand dann in der originellen Form statt, daß die 12 ältesten Bürgersfrauen mit Kaffee und Gugelhopf bewirtet wurden. Aus der einmaligen Uebung ist nun ein ständiger Brauch geworden und es wäre sicherlich nur zu begrüßen, wenn sich dieser schöne Brauch schließlich noch zu einer Teilnahme der alten Frauen auch am „Hebelmähli“ ausweiten ließe.

Wenn der Verlust des Stiftungsvermögens die örtliche Hebelfstiftung vorerst zum Verzicht auf die Kostenübernahme für die satzungsgemäßen Liebeswerke gezwungen hat, so bedeutet dies allerdings nicht, daß Hebels Heimatgemeinde für das Hebelfest keine geldlichen Aufwendungen hätte. Schon die Instandhaltung des Hebelhäusles, die seit der Inflationszeit auf Kosten der Gemeinde erfolgt, verursacht erhebliche Aufwendungen. So sind für diesen Zweck in den letzten Jahren von der Gemeinde rund 1000 Mark aufgewendet worden. Sie hat außerdem die Kosten der alljährlichen Schülerbewirtung und auch die sonst mit dem Fest verbundenen Kosten (für Ausschmückungen usw.) zu tragen.

Die „Zentral-Hebelfeier“ am 10. Mai 1860

Das große Hebelfest anläßlich des 175. Geburtstages Hebels im Jahr 1935 ist zweifellos allen Teilnehmern in bester Erinnerung geblieben. Der bleibende Einfluß, den Hebels volkthastige Dichtung ausübt, offenbarte sich in einem Massenbesuch, wie ihn das Hebeldorf nie gesehen hat. An beiden Festtagen war dies der Fall, am Freitag, den 10. und am Sonntag, den 12. Mai. Tausende und Abertausende umsäumten die Ortsstraßen, als der geschichtliche Festzug, der viele der Dichtungen Hebels in schönen Bildern sinnbildlich darstellte, sich durchs Dorf bewegte.

Alle 25 Jahre findet ein großes Hebelfest statt; solche waren also in den Jahren 1910 und 1885. Sie verliefen, soweit die Festordnung in Betracht kommt, im gleichen Rahmen, wie das große Hebelfest von 1935. Einen besonderen Plak nimmt aber das erste Hebelfest ein, das die Bezeichnung „Zentral-Hebelfeier“ erhalten hatte. In Kürze mag der Ablauf jenes geschichtlich denkwürdigen Festes geschildert sein. Schon am 5. Februar

1860 versammelten sich Abgesandte aus folgenden oberbadischen Orten: Hausen, Fahrnau, Schopfheim, Wiechs, Maulburg, Steinen, Tumringen, Lörrach, Weil, Haltingen, Binzen, Rümmlingen, Kirchen, Randern, Müllheim, Enkenstein, Bresgen, Wehr und Zell. Es wurde ein Festausschuß gebildet, in den diese Orte Vertreter schickten. Zur Deckung der Kosten wurden in allen Orten Sammlungen veranstaltet, wobei ein etwa erzielter Ueberschuß der Hebelstiftung zuzuführen war.

Wie aus der damaligen Festordnung zu ersehen ist, flammten am Vorabend des Festes auf allen Höhen des badischen Oberlandes Freudenfeuer auf. Frühmorgens am 10. Mai trachten Böllersalven über das stille Tal und die Bergwerksmusik ließ ihre frohen Weisen erschallen. Die Festteilnehmer aus den Gemeinden des vorderen Wiesentals sammelten sich in Schopfheim, von wo der Zug geschlossen, begleitet von 4 Musikkapellen, dem Festort zu marschierte. Die Gemeinden des hinteren Wiesentals hatten sich in Zell gesammelt und beide Züge marschierten so von den Sammelplätzen ab, daß sie möglichst gleichzeitig an der Wiesenbrücke beim Eisenwerk eintreffen konnten, von wo über 's Bergwerch" der gemeinsame Einzug auf den Festplatz (Bühlacker) erfolgte. Eine Anzahl Gemeinden hatte auch Festwagen mitgebracht, so Weil (ein Faß Wein), Randern versinnbildlichte den Schmelzofen, Todtnau den Dengelgeist, Fahrnau hatte seinen Festwagen mit der gereimten Inschrift geziert: „Wenn's gilt, im Hebel Chränzli z'winde, so blibt au Fahrnau nit dehinte.“

Musik- und Gesangsvorträge und eine Begrüßungsansprache von Grether, Hausen leiteten auf dem Festplatz den Festakt ein. Auf der errichteten Sängerbühne formierten sich sämtliche anwesenden Gesangsvereine zu einem Massenchor, der „Ne Sang in Ehre“ zum Vortrag brachte. Dann begaben sich die Festteilnehmer in geschlossenem Zug durch das schön bekränzte und reich beslaggte Hebeldorf zum Kirchenplatz. Unter Mitwirkung von 12 Hausener Festjungfrauen, worunter sich das schönste „Markgräflermaidli“ weit und breit (die spätere Frau des unteren Müller Brödlin) befand, fand hier die Enthüllung des Hebeldenkmals statt. Böller krachten und Musikflänge ertönten, als die Hülle vom Denkmal fiel. Mit musikalischer Begleitung stimmten hierauf sämtliche Gesangsvereine den Choral an: „Wir glauben all an einen Gott.“

Nach dem aufgezeigten Programm wickelte sich die „Zentral-Hebelfeier“ in der Hauptsache ab. Sie ist der Ausgangspunkt des einzigartigen Hebelfestes, das seither alljährlich stattfindet. Nur in den Jahren des Weltkrieges ist das Hebelfest ausgefallen. Natürlich waren bei der „Zentral-Hebelfeier“ auch die Basler stark vertreten. Welche Bedeutung dem Fest im Lande Baden und vor allem im Oberland beigemessen wurde, geht daraus hervor, daß sowohl die Stadt Freiburg, wie die dortige Universität durch Abordnungen beim Fest vertreten waren. Solche Abordnungen aus Freiburg waren auch in den letzten Jahren öfters beim Hebelmähli in Hausen anwesend.

Das Hebelhäuschen

Ohne das Eingreifen der Schopfsheimer Vesegegesellschaft, wäre das Hebelhäuschen wohl kaum in seiner alten Bauart erhalten geblieben. Bildliche Aufnahmen aus der Zeit vor dem Ankauf durch die Vesegegesellschaft zeigen übrigens, daß gewisse Änderungen in der Bauart vorgekommen sind. Ob dies auf zwingende bauliche Gründe zurückzuführen ist, vermag nicht gesagt zu werden. Aber auch in der etwas veränderten Form zeugt das Hebelhäuschen jedenfalls davon, daß Hebels Eltern keinen Wohnungsluxus kannten.

Auch in der Nachbarschaft des Hebelhäuschens hat sich vieles geändert. Es sei zum Beispiel daran erinnert, daß es noch bis in die 90 er Jahre des vorigen Jahrhunderts im ganzen Dorf, wie auch in der Nachbarschaft des Hebelhäuschens viele strohgedeckte Häuser und Fachwerkbauten gab. Längst sind die Strohdächer durch Ziegeldächer ersetzt und manche Fachwerkwand ist durch einen dicken Verputz unsichtbar gemacht. Ebenso sind in der Nähe des Hebelhäuschens moderne Neubauten entstanden. Als altes, wenig verändertes Fachwerkgebäude steht noch das Hebelhäuschen einsam auf weiter Flur als Zeuge eines alten alemannischen Baustils. Es ist uns glücklicherweise auch als ehrwürdigstes Erinnerungszeichen an den alemannischen Heimatdichter und dessen Eltern erhalten geblieben.

Nach dem Tod der Mutter Hebels hatte das Hebelhäuschen noch ein recht wechselvolles Schicksal, bis es aus dem Privatbesitz in das Eigentum der Schopfsheimer Vesegegesellschaft überging. Hebel war der Erbe des Häuschens, nachdem seine Mutter gestorben war. Ihm kaufte es nun ein G r e s s e r Bürger, Jakob B ö h l e r, ab. Böhler mußte eine Reihe von Miterben ausbezahlen, die zusammen Forderungen in Höhe von 1700 Gulden hatten. Als Sicherung für diese Forderungen mußte Böhlers gesamtes Vermögen dienen. Nach dem Protokollbuch diente im Hausener Bann als P f a n d

„eine halbe Behausung samt Zugehörte wie ich solche von Johann Peter Hebel, laut Kaufbriefs vom 23. Februar 1774 erkaufte habe pro 320 Gulden . . .“

Diese „halbe Behausung samt Zubehörte“ verkaufte Böhler im Jahr 1787 an Konrad R ö t h e r. Auch nach dieser Zeit wechselte das Hebelhäuschen noch wiederholt den Besitzer, bis dann endlich im Jahr 1850 dem unwürdigen Zustand dadurch ein Ende gemacht wurde, daß die Schopfsheimer Vesegegesellschaft unter verdienstvoller Mitwirkung des Verwalters B ö d h vom hiesigen Eisenwerk das Häuschen erwarb. Ueber den Kauf heißt es u. a. im Hausener Grundbuch:

„Es hat den 31. Juli 1850 die Krämer Christian Weishags Eheleute dahier im Gantweg an Ed. Steinhäusler von Schopfheim namens der Vesegegesellschaft zum „Pflug“ von da unter Bürgschaft des Hüttenverwalters Ed. Bödh dahier verkauft. Ein Haus . . . usw. um 651 Gulden.“

Der bauliche Zustand des Hebelhäuschens ließ bei der Uebernahme durch die Schopfheimer Lesegesellschaft sehr zu wünschen übrig, es mußten denn auch ziemlich hohe Aufwendungen für Wiederinstandsetzungsarbeiten gemacht werden. Es sei ergänzend bemerkt, daß nur der z w e i t e S t o c k des Hebelhäuschens in den Besitz der Lesegesellschaft übergegangen war. Nur dieser war seinerzeit Hebels Mutter und nach ihrem Tod dem einzigen Erben Johann Peter Hebel als Erbteil zugefallen, der erste Stock blieb noch weiter in Privatbesitz. Als dann später die Sammlung für die Hebelstiftung einen recht guten Erfolg hatte, überließ die Schopfheimer Lesegesellschaft ihren Anteil am Hebelhäuschen zum Preis von 1000 Gulden der H a u s e n e r Hebelstiftung. Der Uebergang des Hebelhäuschens in das Eigentum und in die Verwaltung der Hausener Hebelstiftung erfolgte am Hebelfest 1862.

Aus dem Grundbuch der Gemeinde Hausen ist zu ersehen, daß dann die Hebelstiftung am 23. Juni 1875 durch Tausch auch den untern Teil des Hebelhäuschens erworben hat. Dieser befand sich damals im Besitz des Gemeindecrechners Jakob Friedrich R ö t h e r. Er erhielt im Austausch die untere Hälfte des an das Hebelhäuschen angebauten Wohngebäudes (heutiges Haus des Sattlers Jakob H u g). R ö t h e r erhielt außerdem noch ein Aufgeld von 1542 Mark. Das obere Stockwerk des Tauschgebäudes kam etwas später in den Besitz des Schuhmachers H a u s e r (Vater des heutigen Bürgermeisters Hauser), der nach dem Tod R ö t h e r s auch den unteren Stock erwarb. Bürgermeisters Hauser Schlafkammer in der Kinderzeit lag unmittelbar neben der ehemaligen Schlafkammer Hebels. Vermutlich saß auch Hebels Geist öfters an Hausers „Wagle“ und machte das Kind vertraut mit des alemannischen Dichters Lehren; die Hebelfestreden des Bürgermeisters lassen dies vermuten.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die frühesten bildlichen Aufnahmen vom Hebelhäuschen gewisse Veränderungen der Bauart erkennen lassen. Auf den ältesten Aufnahmen ist auch der vielbeachtete Spruch an der Giebelwand des Hebelhäuschens nicht sichtbar. Er lautet bekanntlich:

Wann Maid und Haß brent
Wie Ein feur • Wär Holz und
Rohlen Nicht So theur
U 1763 S

Die „gemischtsprachliche“ Ausdrucksform läßt annehmen, daß der Spruch von Hebels Vater, dem Pfälzer, stammt, der ja gerne gereimte Eintragungen in sein Tagebuch machte. U und H bei der Jahreszahl sind die Anfangsbuchstaben zu „Ursula Hebelin“. Wahrscheinlich hat Hebels Mutter den Spruch in ihres Mannes schriftlicher Hinterlassenschaft gefunden und dann in der Erinnerung an manche bittere Stunde, die ihr und ihrem Mann selig, dem „hergelaufenen“ Leineweber und „Dragunerjobbi“ von mißgünstigen Mitmenschen im Dorf bereitet wurden, an die Giebelwand des Häuschens schreiben lassen. Wie schon bemerkt, ist der Spruch auf den ältesten Aufnahmen vom Häuschen

nicht sichtbar, doch kann er durch den Wandverputz verdeckt gewesen und später wieder freigelegt worden sein. Auf jeden Fall drückt er die Empfindungen einfacher und rechtschaffener Menschen aus, die manches Unrecht erdulden mußten. Holz- und Kohlenhändler hätten aber vermutlich noch immer keine guten Zeiten, wenn Neid und Haß als Brennmaterial Verwendung finden könnten. Die Mahnung am Hebelhäuschen ist also immer noch zeitgemäß.

Die Erinnerungstafel am Hebelhäuschen

Wenn die mündliche Ueberlieferung richtig ist, dann gebührt das Verdienst für die Anbringung der hölzernen Erinnerungstafel am Hebelhäuschen dem Bürger und Krämer Christian Weishag, in dessen Besitz das Häusle von 1840—1850 war. Die Kenntnis dieser Tatsache verdanken wir dem Lokaldichter Christian Huber. Er war ein guter Kenner der Heimatgeschichte und hat lokale Begebenheiten von Bedeutung gerne in der Heimatsprache poetisch ausgewertet. Der „Hueber Christian“ war lange Jahre in der Krafft'schen Rammgarnspinnerei hier als einarmiger Buchhalter, später als solcher in Schopfheim tätig. Manches selbstverfaßte launige Hebelfestgedicht hat er beim „Hebelmähli“ vorgetragen und in einem solchen Hebelfestgedicht hat er am 10. Mai 1895 den geschichtlichen Hintergrund der Erinnerungstafel am Hebelhäuschen aufgezeigt, wie er ihm durch mündliche Ueberlieferungen bekannt geworden war.

Nach des „Hueber Christians“ Darstellungen empfand es Weishag als einen großen Mangel, daß die vielen Fremden, die ins Hebeldorf kamen, durch kein äußeres Erkennungszeichen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie hier vor dem ehrwürdigen Hebelhäuschen stehen. Vielleicht hat hierbei nicht lediglich Verehrung für Hebel, sondern auch ein wenig Reklamebedürfnis für den von Weishag betriebenen Kramladen mitgewirkt, jedenfalls aber hatte Weishag als erster die Frage aufgegriffen. Da er selbst die Mittel nicht hatte, soll er sich dann an einige Zeller Freunde gewandt haben, die eine Sammlung veranstalteten und den erforderlichen Betrag auf diesem Weg zusammenbrachten. Im Jahr 1845 konnte dann, nach diesen Ueberlieferungen, die Holztafel an der östlichen Giebelwand angebracht werden, auf der zu lesen ist:

Joh. Peter Hebel
des alemannischen Sängers Heimathaus.

Das Hebeldenkmal

Sinnend, wie er es so oft von den Höhen der heimatischen Berge getan, schaut Hebel vom Platz des evangelischen Kirchleins aus in sein Kinderland und in sein Heimatdorf, auf das des Dichters Ruhm besonders hell zurückstrahlt. Vor dem Dorfkirchlein hat das Denkmal für Hebel seinen Standort erhalten. Hier führt der Weg vorbei zur Landstraße Basel-Todtnau und zum Bahnhof. Wer aus dem Dorf auf den Zug will, um eine kleinere oder größere Reise zu machen, vielleicht auch um in der großen Welt, fern der Heimat, sein Glück zu suchen, kommt am Hebeldenkmal vorbei. Es ist, als rufe der Heimatdichter allen diesen Landsleuten von seinem erhöhten Standpunkt aus als Beileitspruch die Schlussworte zu aus seinem Gedicht „Noch eine Frage“:

„ . . . Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
lust lengt me bal in d'Äglen und in Dörn
und zieht e leeri Hand voll Schrunde zruß.
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denf mer dra
und tue ne wenig gmach! Doch wenn de's heßch,
se loß der's schmedel! Gonn der's Gott der Herll!“

Das Hebeldenkmal ist anläßlich des 100. Geburtstags des Dichters errichtet worden. Es hatte lange gedauert, bis in allen Kreisen der Ortsbewohner die Dankespflicht erkannt wurde, die das Heimatdorf Hebel gegenüber zu erfüllen hat. Um so erhebender aber äußerte sich die Liebe und Verehrung für Hebel bei der Schaffung des Denkmals. Keinerlei Kosten sind dafür verbucht. Durch freiwillige Arbeitsleistungen aller Bewohner des Dorfes, der begüterten wie der nichtbegüterten, ist es geschaffen worden. Es war vor allem die schwerarbeitende Belegschaft des Eisenwerks, an ihrer Spitze die rauchgeschwärzten, nervigen Hammerschmiede und die leitenden Männer des Eisenwerks, die es als ihre ehrenvolle Aufgabe betrachtete, dem großen Dichter ein Denkmal zu erstellen, der als junger Bub sozusagen zur Werksgemeinschaft gehörte und später als Dichter das Eisenwerk im Gedicht „Der Schmelzofen“ besungen hat.

Das Gipsmodell für die Hebelbüste wurde in Karlsruhe angefertigt. Nach diesem Modell ist sie im hiesigen Eisenwerk gegossen worden. Ebenso zeugen die Schrifttafeln und der Sockel des Denkmals von der technischen Leistungsfähigkeit des Eisenwerks und dessen Belegschaft.

Ziemlich heftige Meinungskämpfe gab es zunächst über die Frage des Standortes. Am jetzigen Denkmalsplatz befand sich nämlich eine Linde, die um das Jahr 1815 herum, vielleicht zur Erinnerung an die Befreiungskriege, gepflanzt worden war. Mit deren Beseitigung waren viele nicht einverstanden. Es war auch ein Plan erwogen worden, das Hebeldenkmal in der Gartenecke vor dem Hebelhäuschen aufzustellen (von diesem Plan sind Aufnahmen erhal-

ten), schließlich fiel aber die Entscheidung zu Gunsten des jetzigen Platzes. Das war sicherlich zu begrüßen, denn einen würdigeren Platz für das Denkmal konnte es nicht geben, als den alten „Gottsacher“ beim Dorfkirchlein, den Platz, auf dem Hebels Eltern zur ewigen Ruhe gebettet sind. Hier fand dann auch das Hebeldenkmal im Jahr 1860 seine Aufstellung, nachdem etwa 14 Tage vor dem ersten Hebelfest die Linde auftragsgemäß von Jakob Weiss-
h a g gefällt worden war.

Die Schrifttafel der Stirnseite des Denkmals enthält folgende Inschrift:
Johann Peter Hebel, Badens erster Prälat, lieblicher, alemannischer
Sänger und gemütlichheiterer Volks Erzähler.

Auf der Gegenseite, der Kirche zu, ist die Widmung angebracht:

Gewidmet zu seiner einhundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. Mai
1860 von den Einwohnern seiner Heimatgemeinde und auswärtigen
Verehrern.

Die Schrifttafel auf der östlichen Seite zieren jene Zeilen im zwölften
Vers vom Gedicht „Der Abendstern“, die mit den Worten beginnen: „O lueg,
wie's flimmert wit und breit . . .“

Auf der westlichen Denkmalsseite ist der dritte Vers aus dem Gedicht
„Der Schmelzosen“ wiedergegeben: „Ne Freudestund isch nit verwehrt . . .“

Eingefrorene Guthaben Hebels

Im Gedicht „Epistel an den Pfarrer Günttert zu Weil“ sagt Hebel u. a.:

„Bettler Vogt! Drum meint i, der chönnet mer öbbe do listoh!
Wenn der e scharfe Bisehl im Bammert schickt; der wüßet,
wie me mittem mueß rede! So düttli: „'s Dunder und 's Wetter
fahr ich in Ehrage denn aul Dier dunderdschießige Cheher!“

Der Inhalt des Gedichts gibt Aufschluß darüber, daß Hebel sich beim
„Bettler Vogt“ beschwerte, weil ihm der Bammert das „tusignett Psiffli“
trotz vieler Ermahnungen nicht zurückgab. Er hätte es Hebel reinigen sollen.
Es mag ja reiner Zufall sein, daß die „Epistel an den Pfarrer Günttert zu
Weil“ das erste bekannt gewordene alemannische Gedicht Hebels ist. Es
stammt nämlich aus dem Jahr 1787. Zu dieser Zeit führten Hebel und sein
Vormund einen langwierigen Kampf, um „eingefrorene“ Guthaben herein-
zukriegen. Möglicherweise hat Hebel indirekt seinem Aerger über seine leidigen
Geldangelegenheiten in der „Epistel“ an Günttert Luft gemacht.

In Geldsachen hatte Hebel überhaupt viel Pech. Schon bei der Ueber-
siedlung nach Karlsruhe fing es an. Alles mitgenommene Geld, im ganzen
71 Gulden und 30 Kreuzer, sind Hebel, wie Ernst Keller berichtet, auf der

Reise vom Oberland ins Unterland abhanden gekommen. Trotz aller Nachforschungen blieb das Geld verschwunden, und ganz erhebliche Kosten mußten noch für die Nachforschungen bezahlt werden. Dann setzte von Karlsruhe und von Hausen aus der Kampf ein um Hebels Guthaben. Später kam dann noch der Verlust eines großen Teiles des ersparten Vermögens hinzu, den Hebel beim Zusammenbruch der Bank eines Freundes erlitten hat. Bei solchem Mißgeschick, dessen Ursachen vorwiegend in menschlichen Schwächen und Fehlern zu suchen waren, konnte schließlich auch einmal ein im badischen Oberland beheimateter hoher weltlicher und geistlicher Würdenträger in Karlsruhe in die Wille kommen, und es konnte verstanden werden, wenn er auf alemannisch loslegte: „'s Dunder und 's Wetter denn au!“

Hebels Eltern hatten bei der Verheiratung ein für damalige Verhältnisse recht ansehnliches Vermögen nachgewiesen, waren also nicht die ganz armen Leute, wie es oft angenommen wird. Freilich bestand dieses Vermögen beim Tod der Eltern für den Erben Hebel zum erheblichen Teil aus „eingefrorenen“ Guthaben, oder, wie der Kaufmann sagt, aus zweifelhaften Forderungen. Hebels Vater, von dem sich offenbar die Gebefreudigkeit auf den Sohn vererbte, hatte viel Geld ausgeliehen, zum Teil nach Hausen, zum Teil nach Simmern. In Hausen hatte eine Schwester der Großmutter Hebels ein größeres Darlehen erhalten. Die Schuld ist im Protokollbuch gelöscht, wird demnach also bezahlt worden sein.

In Simmern hatten zwei Brüder und zwei Schwäger von Hebels Vater zusammen 640 Gulden als Darlehen erhalten, für die Schuldscheine ausgestellt wurden. Ein Teil dieses Geldes ist schon im Jahr 1753 weggegeben worden. Einschließlich der Zinsen war die ausgeliehene Summe, wie aus einem „Extractus“ des Vormunds Hebels, Sebastian Wähler, vom Jahr 1777 hervorgeht, auf rund 937 Gulden angewachsen. Dieses Geld hätte Hebel in Karlsruhe gut brauchen können. Um die Rückzahlung der Darlehen bemühte sich zunächst, wie der Schopfheimer Stadtschreiber Ziegler im Februar 1781 amtlich bescheinigte, Hofdiakonus Preuschen, der Gönner Hebels, und auch Hofrat Fein. Die Bemühungen hatten jedoch keinen Erfolg. Da wandte sich Hebels Vormund Wähler an den Markgrafen, es möchte die Churpfälz. Regierung aufgefordert werden, das Oberamt Simmern zu veranlassen, die

„Debenten zur ungesäumten Zahlung der Kapit und Zinsen nachdrücklich anzuhalten, und sofort wenn solches angegangen, dem hochfürstl. Oberamt Rötteln davon Nachricht zu erteilen, damit alsdann ein Handelshaus in Frankfurt, an welches dieses Geld anzuzahlen, angezeigt werden kann.“

Unterschrieben war die Bittschrift: „Ich getröste mich gnäd. willfahr und harre in tieffstem respekt Euer Hochf. Durchf. untertan. gehorft. Sebastian Wähler.“

Bei Beurteilung dieser Geldangelegenheiten sind natürlich die postalischen Verhältnisse aus dem Zeitalter der Postkutsche zu berücksichtigen, die Geldüberweisungen zu keiner so einfachen Sache machten, wie wir es heute gewohnt sind. Auf die Anfragen des Markgrafen berichtete das Schultheißenamt Simmern, das Geld sei schon zweimal nach Frankfurt geschickt worden, sei aber jedesmal wieder zurückgekommen. „Es würde am besten sein,“ so hieß es weiter in dem Schreiben, „wenn jemand Vertrautes mit dem jungen Hebel selbst hierherkäme, um die Gelder abzuholen.“

In einem Bericht des Oberamts Rötteln vom 1. Februar 1786 an den Markgrafen wird u. a. gesagt, daß Vikarius Hebel noch kein Kreuzer Geld erhalten habe, es sei zu vermuten, daß dieses Geld von den Schuldnern zwar zum Teil schon bezahlt, aber entweder auf der Post oder durch jemand anders unterschlagen worden sein müsse. Vom Posthalter in Simmern, der eigentlich mit der Sache nichts zu tun hatte, war auch ein Bericht eingelaufen, worin um Geduld gebeten und nicht geleugnet wurde, daß von diesem Geld Einzahlungen gemacht worden seien.

Am 16. Februar 1887 berichtete die Churpfälzische Regierung an den Markgrafen, das Geld sei nunmehr durch den Postwagen abgegangen. Wie groß die Summe war, und ob Hebel überhaupt etwas von diesem Geld erhalten hat, ist nicht bekannt, aber bekannt ist, daß diese bösen Erfahrungen Hebel nicht abgehalten haben, genau wie sein Vater, Geld als Darlehen wegzugeben. Er war kein Sklave des Mammons.

Der Schutzbürger Johann Jakob Hebel

Hebels Eltern lernten sich bekanntlich im Hause des Majors Iselin in Basel kennen, wo sie dienten. Beide gewannen Zuneigung füreinander und aus der Zuneigung keimte die Liebe. Von nun ab trug Johann Jakob Hebel, wenn er mit seinem Herrn in fremden Landen weilte, das Bild der Ursula Dertlin von Hausen in seinem Herzen, schrieb ihr schöne und verzierte Briefe und brachte ihr von der letzten Auslandsreise als „Chröml“ die Botschaft mit, daß er heiraten möchte, wenn sie ihm das Jawort gebe. Sie gab es ihm und aus den Liebenden war ein glückliches Brautpaar geworden. Johann Jakob Hebel stand damals im 39., Ursula Dertlin im 32. Lebensjahr, beide befanden sich also in einem Alter, da auch der dienende Mensch sich nach einem eigenen häuslichen Herd und nach einer eigenen familiären Gemeinschaft sehnt. Doch bevor der Herzenswunsch des Brautpaares in Erfüllung gehen und der Bund fürs Leben die kirchliche und bürgerliche Rechtsform durch die Trauung erhalten konnte, waren noch mancherlei Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das geht unter anderm aus dem Schriftwechsel hervor, der erforderlich wurde, um Johann Jakob Hebel das Recht zu erwirken, sich in H a u s e n, dem Heimatdorf seiner Braut, als

Schutzbürger (Hinterfasse) niederlassen und das Handwerk als Weinweber ausüben zu dürfen. Zunächst ging das folgende Schreiben an den Markgrafen ab:

Hausen, den 26. Juni 1759.
Johann Jakob Hebel von Simmern,
aus dem Churpfälzischen,
Weinweberhandwerks
bittet unterthänigst um
die hinterfällige Annahme
in Hausen.

Durchl. Markgraf, gnäd. Fürst und Herr!

In Basel u. hiesigen Gegenden bin ich der unterthänigste Supplicant in Arbeit gestanden und habe zugleich Gelegenheit bekommen mich in Hausen bekannt zu machen, auch an eine daselbstige Bürgerstochter Namens Ursula Vertlin mich ehel. zu verloben. Da ich nun aus diesem Anlaß entschlossen bin, mich in Hausen niederzulassen; So bitte Euer Hochfürstl. Durchlaucht unterthänigst mich zum Hinterfassen daselbstigen gnädigst anzunehmen. Ich werde diese Gnade mit unterthänigstem Dank preisen, und in tiefster Erniedrigung beharren.

Eanc.
Stadtschrei-
berei
Schoppsheim.

Euer Hochfürstl. Durchlaucht
Untertänigst Gehorsamster Knecht
Johann Jacob Hebel, von Simmern."

Das Oberamt Rötteln befürwortete das Gesuch des Bittstellers mit folgendem Schreiben:

"Auch Durchlauchtigster Markgraf
gnäd. Fürst und Herr.

Der unterthänigste Supplicant hat sich durch autentische Attestata wol legitimieret, daß er von ehel. Eltern geboren, 39 Jahre alt sey, das Weinweberhandwerk verstehe, ein Vermögen von wenigstens 700 Pfund mit sich bringe, und keine Leibeigenschaft auf sich habe. Seine Sponsalia sind auch rite geschehen und waltet deshalb kein Anstand ob, als daß er Reformirter Religion ist. Dieweilen er aber die mit einer Verlobten mit der Zeit erzeugende Kinder in unserer Religion zu erziehen versprochen und die Gemeinde Hausen auf sein bescheidenes Ansuchen ihn aufnehmen will, daferne solches Euer Hochfürstl. Durchl. nicht entgegen ist, so stellen höchstdemselben wir sein unterthänigstes Bitten zu gnädigst gefälliger Willfähr unterth. anheim mit ferner Submissivstem Vermelden daß dessen Braut 400 Pf. im Vermögen habe und beharren in tiefstem Respect.

Lörrach, den
27. Juni 1759.

Euer Hochfürstl. Durchlaucht
Untertänigst gehorsamster"
gez. Sühs.

Nachdem die menschlichen, vermöglichen, staats- und religionsrechtlichen Verhältnisse des Bittstellers von allen Seiten aus amtlich durchleuchtet waren und auch die Gemeinde (es waltete Joh. Jakob Maurer seines Amtes

als Vogt) Einwendungen nicht erhob, entsprach der Markgraf der Bitte. Es ging von Karlsruhe aus das folgende Schreiben ins Oberland:

„An das Amt und Spezialat Rötteln u. Sausenb. g.
Gleich wie wir in Gnaden gestatten, daß Johannes Hebel der reformirte Leineweber von Simmern im Pfälzischen die ledige Ursula Dertlin von Hausen, evang. lutherische Religion des unter ihnen obwaltenden Religions Unterschiedes ohngeachtet heirate, nicht weniger gegen gewöhnliche präständer sich als Hinterfaß zu gedachtem Hausen aufhalten und sein Handwerk treiben dürfe. Also habt ihr hiervon die Eröffnung an Behörde zu tun wir aber verbleiben . . .“

Das Schreiben des Markgrafen, das dem Brautpaar die frohe Botschaft brachte, daß Johann Jakob Hebel im Heimatdorf der Braut als Hinterfasse seinen Wohnsitz nehmen könne, war datiert vom 7. Juli 1759. Schon am 30. Juli fand dann in Hausen, wo der frühere Pfarrer von Hausen, Friesenegger, im Amt war, die Trauung statt. Des jungen Chemanns Lebensschifflein, das oft durch wilde Kriegsbrandungen hin und her geschleudert worden war, lief nun in die ruhigen Wasser des sicheren Hafens ein. Am Webstuhl saß jetzt im Winter der ehemalige Kriegermann und ließ die Weberschifflein fliegen, im Sommer aber ging das junge glückliche Paar nach Basel und nahm bei der alten beliebten Herrschaft wieder Arbeit. Doch lange war ihnen das eheliche Zusammensein nicht vergönnt, knapp zwei Jahre nach der Hochzeit, am 25. Juli 1761, ist der Vater unseres alemannischen Heimatdichters gestorben, auf dem „Gottsacker“ beim Dorfkirchlein in Hausen wurde er beerdigt. 12 Jahre später ist ihm seine Frau, Hebels Mutter, im Tode gefolgt. Sie starb am 16. Oktober 1773.

Johann Jakob Hebels Gesangbücher

Im Besitz der Hausener Hebelstiftung befinden sich zwei religiöse Gesangbücher, die Hebels Vater als Diener des Majors Iselin auf dessen Kriegszügen bei sich trug bzw. erworben hat. Pietätvoll hat der Sohn, Johann Peter Hebel, die beiden Bücher, die ihn an des Vaters bewegtes Kriegsleben, aber auch an dessen religiösen Sinn erinnerten, geschätzt und sie offenbar während seines Wirkens in Hertingen und Lörrach im Weiler Pfarrhaus aufbewahren lassen. Als Erbgut sind sie von hier aus in den Besitz des Freiburger evang. Stadtpfarrers Ziegler gelangt, der ein Sohn des Wiesentals war. Beim Herannahen des 100. Geburtstags Hebels, hat Ziegler die beiden religiösen Gesangbücher seiner Vaterstadt Schopfheim zum Geschenk gemacht, von wo sie in den Besitz der Hausener Hebelstiftung kamen. Auf einem den beiden Büchern beigelegten Zettel ist zu lesen:

„Die beiden angeschlossenen geistl. Bücher, welche der Vater des edlen Hebels mit sich auf seine Reisen nahm und die ich von der Frau Pfarrer Günttert in Weil erbt, übergebe ich meiner lieben Vaterstadt Schopfheim zu beliebigem Gebrauch bey eben Geburtsfeste des unvergeßlichen Dichters Hebel.

Freiburg, den 30. Januar 1860.

Ziegler, evang. Pfarrer.“

Eines der beiden Bücher hat Johann Jakob Hebel von der Frau Iselin geschenkt bekommen, das andere hat er nach einem Eintrag vom 20. Oktober 1758 in Ajaccio auf der Insel Corsica gekauft „vor 10 Soldi macht 12 Kreuzer“. Wie Wilhelm Altwegg, der Präsident der Basler Hebelstiftung und Verfasser des Buches „Johann Peter Hebel“ feststellt, handelt es sich bei letzterem Buch um ein holländisches „Nieuw Verbetert Psalmen Gesang-Boek“. Seinen Dank für das von Frau Iselin ihm geschenkte Buch bekundete Johann Jakob Hebel durch folgenden schriftlichen Eintrag:

„Dieses Gesangbuch ist mir von der Frauen mayor Iselin von Basel verehret worden, und werde mich so oft ich darinnen lesen werde, ihrer frey - gebigkeit erinnern und wird mir zum lebenslänglichem angedenken dienen.

geben in Basel im Anfang des 1747ten Jahres.“

Dieser Dankagung ist ein etwas rätselhafter Nachsatz beigelegt, bei dem die Jahreszahl 1770 steht. Der allem Anschein nach in der Schreibkunst noch nicht sehr geübte Schreiber des Zusages hatte vermutlich aus einem besonderen Grund das Bedürfnis, der Mit- und Nachwelt zu sagen, daß ursprünglich eines der beiden Gesangbücher vergoldete Schlösser gehabt habe. Sie seien, so sagt der Nachsatz, im Jahr 1770 abgenommen worden. Warum dies geschehen ist und zu welchem Zweck, ist nicht vermerkt, wie sich der Nachsatzschreiber auch darüber gänzlich ausschwie, wer die vergoldeten Schlösser abgenommen hat. Im Jahr 1770 war der junge Johann Peter Hebel 10 Jahre alt, schreiben konnte er damals wohl nicht besonders, aber vergoldete Schlösser „verfuggere“, wäre ihm als „Husemer Bueb“ wahrscheinlich nicht schwer gefallen. Sollte er selber der Täter gewesen sein, so würde der Nachsatz im väterlichen Gesangbuch beweisen, wie gut die Mutter ihren Sohn schon in diesem Alter erzogen hatte, denn durch die Anerkennung hätte er dann das Bedürfnis bekundet, sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er wenigstens in einer kurzen Beschreibung darauf hinwies, es seien an dem Buch einmal vergoldete Schlösser gewesen. Die beiden Bücher sind aber auch ohne diesen Schmuck wertvolle Andenken an des Dichters Vater Johann Jakob Hebel.

Hebel als verbindende Kraft

Selten wohl sahen und hörten die Gäste beim Hebelmähli zwei Männer, die in ihrem menschlichen Wesen so sehr eine an Hebel erinnernde Gleichheit aufwiesen, wie in den Jahren, da Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer als Präsident der Basler Hebelstiftung Sprecher der „Basler Here“ und Fritz Behringer Wortführer der „alte Manne“ war. Beide ruhen nun im „Hühle Bett“, Fritz Behringer schon manches Jahr, Prof. Hoffmann-Krayer seit dem Spätherbst 1936. Krankheit hatte ihn gezwungen, das liebgewordene Amt als Präsident der Basler Hebelstiftung, das er so viele Jahre bekleidet

hatte, seinem ebenbürtigen Nachfolger, Dr. W. A l t w e g g, zu übergeben. Doch noch im Todesjahr befand sich Herr Hoffmann-Krayer unter den „Basler Here“ und nahm am 10. Mai am Hebelmähli im „Adler“ teil. Es war sein letztes irdisches Hebelmähli. Still und unauffällig hat er sich am Tisch der „alten Manne“ von diesen verabschiedet. Behmut leuchtete aus den glütigen Augen und banges Ahnen zitterte in den herzlichen Abschiedsworten mit, die er an die „alten Manne“ richtete; sie klangen aus in den Wunsch auf ein Wiedersehen. Die letzten Worte, die der langjährige Präsident und gefeierte Universitätsprofessor von Basel am Hebelfest sprach, galten den „alten Manne“. Er wäre jetzt auch bei ihnen, meinte er zum Abschied, wenn er zu den „Husemer“ Bürgern gehörte. Wo Hebels Geist im Herzen wohnt, ist kein Platz für Standesunterschiede.

Hebels verbindende Kraft sei auch an einem örtlichen Beispiel aufgezeigt. Der Leser findet bei den Streifzügen durch die Ortsgeschichte wiederholt den Hinweis, daß in Hebels Heimatdorf das Gemeinschaftsleben im Ganzen genommen durch eine familiäre Harmonie sich auszeichnet, die weder durch Standesunterschiede, noch durch Gegensätze weltanschaulicher oder anderer Art gestört werden kann. Eine Ansichtskarte möge als Beweismittel dienen, wobei natürlich das Schwergewicht bei den menschlichen Beziehungen liegt, die durch die Karte unter Beweis gestellt werden. Eine bildliche Aufnahme von Todtnauberg zierte die Karte und in über 1000 Meter Höhe ist sie im Gebiet des „Dengelegeist“ am 16. Mai 1921 geschrieben worden. Absender der Karte waren Fabrikant Fritz B e h r i n g e r und Mühlenbesitzer Wilhelm M e n t o n, zwei gute Freunde, die oft gemeinsame Ausflüge machten. Empfänger der Karte war der im Jahre 1911 nach Freiburg verzogene Reinhold Z u m t o b e l. Gemeinsam war den drei Genannten die Verehrung für Hebel und die Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft durch Geburt und Blut. In sozialer und politischer Hinsicht aber verkörperten sie die denkbar größten Gegensätze. Zudem hatten sich Behringer und Zumbobel in den Jahren 1910/11 im Dorf bei drei Wahlgängen als Bürgermeisterkandidaten gegenübergestellt. Mit fast gleicher Stimmenzahl gingen sie jeweils aus dem Wahlgang hervor, doch waren einige Stimmen zerplittert oder ungünstig, so daß eine absolute Mehrheit von keinem der beiden Kandidaten erzielt wurde; entsprechend der Gemeindeordnung hat dann das bad. Innenministerium auf zwei Jahre einen Bürgermeister (Gustav B e h r i n g e r, Wagner und Gemeinderat) ernannt.

Unerwünscht wirkten sich solche Wahlkämpfe nicht selten auf lange Zeit nachteilig im Zusammenleben der Dorfgemeinschaft aus und trübten auch das menschliche Verhältnis der Gegner zueinander. Hier war dies nicht der Fall, Heimatgrüße wurden öfters ausgetauscht, und am Hebelfest saß man gemüßlich beisammen. Behringers ehemaliger Gegenkandidat schrieb regelmäßig über das Hebelfest einen Zeitungsbericht und auf einen solchen nimmt die Karte

Bezug, die, wie das Datum zeigt, bald nach dem Hebelfest geschrieben wurde. Die poetischen Grüße sind hier nun im Wortlaut wiedergegeben:

„Mer laufe hiit uf Hebels Spur.
— Zum Hebeldienst g'hört au d'Natur —
Dört, woner selber gwandlet isch,
Bliibt eim si Geist so noch und frisch.
Mer denke au ans Hebelfest,
mit alle siine liebe Gäst.
Und schicke Euch us hoher Sicht,
e Vergeltsgott für d'r Festbericht.
Freundl. Gruß Fritz Behringer.“

„Es freut is — und mer hen's jo glese,
daß, wenn auch Champf suscht Euer Wese
— und trotz Parteistritt — Gotterbarm! —
Euch 's Herz im Liib schlacht frisch und warm.
Frd. Gruß Wilh. Menton.“

Fritz Behringer feiert das Hebelfest jetzt bei der großen himmlischen Hebelgemeinde, Wilh. Menton ist zu den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung eingereiht und der Dritte im Bunde weilt auch noch unter den Lebenden. Die Karte bleibt ihm ein wertvolles Andenken an die Heimat; sie legt Zeugnis ab von Hebels menschenverbindender Kraft.

Drei „alti Manne“ vor dem Himmelstor

In einem Brief an die Weiler Freundin Gustave Fecht hat Hebel einmal die Frage aufgeworfen: „Ist es wahr, daß die erste Station von der Erde zum Himmel auf dem Belchen ist und die zweite im Mond und die dritte auf dem Morgenstern und daß dort alle 8 Tage ein Komet als Postwagen ankommt, und die angelangten Fremdlinge von aller Welt Ende ins himmlische Jerusalem zur ewigen Heimat fährt?“ Vielleicht hatte der Verfasser des nachstehend wiedergegebenen Gedichts jene Briefstelle in Erinnerung, als er die Ankunft von drei „alte Manne“ vor dem Himmelstor in der humorvollen Art schilderte, die Hebels Volkstümlichkeit begründete.

Bei den drei „alte Manne“ handelte es sich um die beiden Kriegsveteranen aus dem Feldzug 1870/71, Joh. Jak. Kiefer, Zimmermann und Wilhelm Dörflinger. Der erstere starb 86-, der letztere 84-jährig. Kiefer hatte bei einem Bauunglück das linke Bein verloren und trug ein „Stützibei“, Dörflinger war im hohen Alter fast erblindet. Beim dritten Wanderer zum Himmelstor handelte es sich um den langjährigen Militärvereinsvorstand und Leibgrenadier, Fabrikobermeister Wilhelm Eichin auf der „Wilhelmshöhe“. Ihm hat der Dichter die Rolle des Transportführers der verstorbenen drei Ehrengäste vom Hebelmähli zugeteilt, denn er war noch am „beste uf de Bei.“

Verfasser des Gedichts war der im Jahr 1927 verstorbene und im Jahr 1921 in die Reihen der „alte Manne“ eingetretene Frik Behringer. Er hat oft am Hebelfest, aber auch bei andern Gelegenheiten bewiesen, daß auch in seinen Adern Dichterblut floß. Manche seiner und auch von andern Lokaldichtern verfaßte poetische Hebelfestgrüße verdienten den Abdruck im ortsgeschichtlichen Buch, doch ginge dies über den einzuhaltenden Rahmen hinaus; es mag daher mit dem Abdruck dieses Gedichts sein Bewenden haben; es zeigt am wirkungsvollsten den Hebelgeist der „alte Manne“. Den Bergbewohnern lacht im Herbst und Winter oft vom klarblauen Himmel die Sonne entgegen, wenn unten im Tal dichte und trübe Nebel der Sonne den Weg versperren und die Menschen traurig stimmen. So versonnt das Hebelfest den Ältesten unseres Dorfes den Lebensabend.

Vermutlich ist zu dem Zeitpunkt, als die drei „alte Manne“ die Reise zum Himmelstor antraten, der Komet als Postwagen ausgeblieben, oder der Postwagen konnte wegen Ueberfüllung von den drei Hebelianern nicht benützt werden, jedenfalls schildert der Dichter Frik Behringer die Reise also:

„Sankt Petrus stoht am Himmelstor.
„Hüt chunnt au gar nüt „B’sunders“ vor“,
brummt er in Bart und löst derbi
die Himmels-Chunde us und ii.

„E jedem git er fründli B’scheid
und öffnet ’s Tor in d’Ewigkeit.
No nit ei Abstand het er g’ha,
drum chunnten d’langi Wiil bal a.

Er möcht halt au si Sensation —
die g’hört doch hüt zuem guete Ton —
So jede Tag e chleine Chrach,
das paßt em grad zue siiner Sach.

Chuum het er usbrummt, sieht er do
drei alti Manne uf’s Tor zue cho.
Ein füehrt der ander, Arm in Arm;
der mittler hintt, daß Gott erbarm.

Sie chömme weleweg wit her,
und d’Müedigkeit, die druckt gar schwer.
Sankt Peter stellt si vor sie hi
und denkt: das würd mi „B’sunders“ si.

Streng redt er’s a: „Wenn i nit irr,
so sin Ihr drei vor Wuche mir
schö a’gmeldt g’si. Worum so spot,
wenn’s um e Plaz im Himmel goht?“

„Herr Petrus!“ sait der Ältscht bodrus,
„Gang du emol die Milchstroß uf
miteme hölz’rne Stülzibei,
I wett, ’s passiert der Allerlei.“

„Und wenn nit fisch, verirrsch albott,
chunnsch au nit vorwärts, wie me sott.
Mir Alte wäre no nit do,
hättis der Jüngsch do nit mitquo.“

So muult der Zweit. Jekh' sait der Dritt:
„Der Weg vom Wiesetal isch wit.
Zuem Tod müed simmer alli drei,
Herr Petrus, gib der Weg doch frei!“

Chuun hört er 's Wort vom Wiesetal,
so rüest Petrus in Himmelsaal:
„Drei gueti Plägli machet frei
für d'Hebelmanne, Ihrer drei!“

Er dehrt sie um, brielt die drei a:
„Ne gueti Usred hen der g'ha,
doch saget mir, woher? Wohi?“
„Do H u s e!“ schallts zuem Petrus hi.

„Was isch denn au im Himmel los?
Isch das emol ne groß Getoß!
Jekh lueg au! Dört chunnt d'Hebelgmei.
Jä so, 's isch hüt der 10. Mai!“

Sie stöhn jekh vorem Himmelsaal
und grüesse 's alt, lieb Wiesetal.
Mi Namensvetter isch au derbi;
Sie Lächle mahnt an Sunneschi.

O lueget! — Do isch's wulkfrei! —
Wie d'Heimet prangt im schöne Mai!
Me hört au grad zuem dritte Mol,
E Hoch uf d'Stifter vom Hebelmohl.“

Husemer Allerlei

Unter der allgemeinen Ueberschrift „Husemer Allerlei“ sind eine Anzahl kleiner Erzählungen in das Buch eingefügt. Die besondere Ueberschrift zeigt den stofflichen Inhalt dieser Erzählungen an, während die Erzählungsform der volkstümlichen Art entsprechen dürfte, die in Hebel's engerer Heimat beliebt und üblich ist. Der Erzähler ließ sich bei der Niederschrift von dem Bestreben leiten, örtliche und andere Begebenheiten, soweit sie nicht ernsten Inhalts sind, so zu schildern, wie es bei den Alemannen, die einen spritzigen und gesunden Volkshumor lieben, Brauch ist. Daß die Erzählungen in der Heimatsprache verfaßt sind, werden die alemannischen Leserinnen und Leser nicht anders erwarten. Doch auch dem mit unserer Heimatsprache nicht Vertrauten wird das Lesen der Erzählungen nicht allzuschwer fallen. Das „Husemer Allerlei“ will der heiteren Unterhaltung dienen. Möge dieser Zweck erreicht werden.

Der Erzähler.

Sehnsucht no em Hebelbüechli

Zu de Hebelbüechliawärter vo der Buebesite het im Johr 1890, usserem hütige Burgermeister Albert Hauser, der Rehm Karli ghört, doch isch er usgfalle, wil er der Lehrer verdäubt het. Wie ne Dummheit in der Buebesitz eini im Alter cha leid si, lehrt dä Fall ganz bsunders. Der Rehm Karli isch hüt nordamerikanische Bürger und e tüchtige Lokomotivführer. Er het also e recht schwere und au e verantwortungsvolle Poste usz'fülle, und het jedefalls bewiese, aß er e rechte Mensch bliibe isch. Au am Chrieg Nordamerikas gege Cuba het der Rehm Karli teilgno. Sie Frau d' Fleig Lina, isch au ne Husemer Chind; in der Chrankepfleg het sie d'Schuelung durgmacht und als Chrankepflegeri isch sie in Wien, Konstantinopel, an der Riviera, in Spanien und in Chile gsi, het also, wie ihre Ma, recht viel gseh in der Welt und menggerlei mitgmacht. Beidi hange aber hüt no mit Liib und Seel an der alte Heimet, wie me no erfahre würd, doch zerscht wemmer is no e weng mitem Rehm Karli bischäftige.

Ne deufelhaftige Kerli isch er gsi. Sini Pflegeltere, der „Leus Hanschasper und 's Leus Bäbi“, hän menggmol döberet mitem, doch gnuht het's nit viel. Aber sell hän sie im Karli müesse norüehme, aß bei Bueb im Dorf e so schöni Burdene Holz ussem Wald heimgschleipst het, wie ihre Pflegesuhn. Kein vo de viele andere arme Buebe, wo an de Holztage ihre Muetere Lesholz heimtrait hän, het e so guet chönne Dürständerli abchnelle und an de dickste Bueche düri Nest abdrucke, wie der Rehm Karli, der jekig Rotscher und Waldmeister Vogt Emil z'Vörrech und no viel anderi chönnes bstätige. Im Chledere isch em sowieso kein biicho, höchstens no der chlai Gresseli (er isch, wie's Gressel Bartlis ganzi Familie, au nach Amerika usgwanderet). Isch

me im Früehlig gange go Vogelneſter ſueche im Wald, ſe hän bi de Grabbe- und Herevögelneſter die andere Buebe müeſſe go luege, was drin iſch, aber wenn uffere mächtige Eiche ne Hühnervogelneſt gſi iſch, oder uffere hohe Danne ne Eicherhütte, do iſch der Rehm Karli uſe. Het er der Stamm nit chönne umhämpfle, ſin d'Stiigſe agſchnallt worde und wie ne Eiche iſch der Rehm Karli in d'Grippele uſe gſliht und vo dört uf die höchſte Dölde und uf die ſchwankigſte Neſt uſe gſchledeſet, um z'luege, was im Neſt iſch und öb die Junge no blut ſin, oder Stupfle hän, oder ſcho bal zitiſch ſin zuem Uſneh.

Scho in ſinere Schuelzit het me ammig chönne merke, aß im Rehm Karli der Huſemer Bann z'chlai würd. Wenn in der Paus lei Schüeler bradenkt het, Geographie z'ſtudiere, der Rehm iſch ſicher vor der Landcharte gſtande und het alli Erdteil, alli Länder und Großſtädt, alli hohe Berg und alli Ström der Welt uſſindig gmacht. Sin aber au Aghörigi vonem in Amerika gſi und ſo iſch er denn ſelber ne paar Johr no der Schuelentlaſſig in der neue Welt glandet.

Worum er 's Hebelbüechli nit kriegt het? He nu, er hätt' ſölle ame Nomittag in d'Schuel cho und 's Hebelſeſtgedicht vorſage, iſch aber miteme Bikannte uf Bresge uf der Viechhandel, ſel het im Karli mehr Freud gmacht, aß ame Nomittag in d'Schuel hoche. Wo en derno der Lehrer am andere Tag z'Red gſtellt und gſait het, eigelli ghörtli em 's Hebelbüechli gar nit, iſch im Rehm Karli unüberleit das Wort zwüſche de Zäh uſe z'ſicht: „I wills jo gar nit“. An ſinere Stell het dänn au der Albiez Johann derno 's eint Hebelbüechli kriegt.

Deß aber im Alter, wenn 's Heimweh 's Herz druckt, kriegt der amerikaniſche Lokomotivführer e großi Sehnsucht no em Hebelbüechli, und ſie Frau, d'Fleig Lina, möcht halt au gern an de Sunntig-Nomittage e weng drin leſe. So het ſie denn chürzli ihrem Brueder z'Huſe gſchriebe, er ſöll doch ſo guet ſi und ihne ne Hebelbüechli ſchicke, 5 Dollar hän ſie zue dem Zweck au gſchickt. d'Lina het weleweg bim Brieffſchriibe arg s'Heimweh gha und mueß grüſeli ghüet ha, 's Brieffpapier iſch ganz durnekt gſi vo de Träne. Anderi lön vielleicht emol ne Schächteli voll Grund us ihrem Ortsbann als wertvoll Andenke an die alti Heimet ſchicke, wenn ſie in der Fremdi ſin, d'Wiefetäler und d'Markgräſler ſin aber in der glückliche Lag, im Hebelbüechli und in der „Madlee“ ſo z'ſage d'Heimet, wie ſie euſi Heimetdichter Hebel und Burte b'ſinge, als Wanderfilm ſtändig mitneh z'chönne, wo me au hi chunnt in der Welt.

Notürli het der Fleig Albert der Wuſch vo ſinere Schweſter und ſim Schwoger in Amerika erfüllt und hetene 's Hebelbüechli zuegſchickt. Er het aber au druf higwieſe, aß jeß ne ortsgſchichtlich Heimetbuech z'ha iſch und me würd ſcho e paar dervo uf d'Site lege müeſſe für euſi liebe Landslüt in Amerika. d'Freud würd groß ſie binene, wenn ſie ſehn, aß d'Heimet ans denkt, wie jo au ſi allewil wieder an ihri alli Heimet zruddenke. Am Hebelſeſt wemer ammig derno ne Schlud gute Markgräſlerwii trinke uſs gegesitig Wohl und uf die dütschi und alemanniſche Heimet.

Wie Alemanne enander finde

E Husemer und e Berliner sin emol in W i e n, der alte dütsche Kaiserstadt an der schöne blaue Donau, zemmedo. Ume geborene Berliner het's se si nit ghandlet, aber er wohnt scho lang in Berlin. Und der ander isch wohl vo Huse gebürtig, wohnt aber inere süddütsche Stadt. Ne bsundere Umstand het die Zwee in Wien zemmegführt, sie hän zuenere Reisegellschaft ghört, die uf Gladig vom Verein (jeh Volksbund) für das Deutschtum im Ausland in de dütsche Ehrenzmarke an Ort und Stell d'Verrucktheite vo de Friedensverträg, wie sie Dütschland und Oestreich no em Weltkrieg ufzwunge worde sin, gstudiert und chenne glehrt het, wie schwer dört s'uralt Recht der dütschblüetige Bevölkerung dur fremdrassigi Völkerschafte bidroht isch.

Ime große Gasthof in der Rärtnerstroß (eini vo de wichtigste Verkehre- odere Wiens), sin der Berliner und der Husemer und au no anderi Mitglieder der Reisegellschaft unterbrocht worde. Um andere Vormittag het zue Ehre der richsdütsche Gäst e chlaini Empfangsfür stattgfunde und noher isch me ins Quartier gange zuem Mittagesse. Zuefällig sin bi dere Gelegeheit der Berliner und der Husemer mitenander ime Chlauto verstaute worde, denn der Weg in Gasthof isch wit gsi; er het au an viele alte Baudenkmöler und chünstlerisch wie gschichtlich bidütsame Plätz und Hüser verbeigführt. Der Berliner (Dr. Scheuermann isch sie Name) het Wien guet gchennt und sini norddütsche Kamerade hänem nogrüehmt, er seig e selte gute und gedächtnisstarke Gschichtschenner und Sachverständige für alti Chunst. Liebenswürdig, wie Berliner sin, und hilfsbereit, het er sie Husemer Mitfahrer über mengerlei unterrichtet, derbi isch em aber schiints entgange, aß sie Zuehörer d'Rolle vom Faustische Schüeler spielt und aß em z'Muet isch, wie inere Chuch voreme neue Schüüretor.

Im Berliner muetz allmählig d'Sproch vom Mitfahrer ufgefalle si. Wohl isch hochdütsch gsproche worde, aber sel chönne halt d'Alemanne nit verhindere, aß ene ab und zue e alemannische Usdruck zwüsche der hochdütsch Sachbau chunnt. Vor allem löst sie die alemannische Klangfärbig nit verberge. Uebrigens het aber au der Husemer, dä Berlin besser gchennt het, aß Wien, gmerkt, aß si Lehrer und Kochber au nit echt berlinerisch schwächt.

Schließli het der Berliner si Wunderföigkeit nümme meistere chönne, er het gfrogt: „Wo sind Sie denn daheim, wenn ich fragen darf?“ d'Antwort het glutet: „In der Basler Gegend.“ Der Gfrogt isch nämli der Meinig gsi, vo Basel würd e Berliner au öbbis wüsse, vo Huse jedefalls weniger. Das Wort Basel höre und in d'Höchi schieße, isch eis gsie bim Berliner. „Ja wo in der Basler Gegend, im Badischen, oder im Elsaß?“ het er wüsse welle. Im Husemer isch bikannt gsi, aß me de Berliner als „Provinzler“ alles e weng ime Vergrößerungsglas zeige mueß, wenns wirke soll, und so het er denn gsait: „Wo Huse im Wiesental bin ich, das ist zwar noch kein so großer Ort wie Berlin, aber e stude 1300 zu der ersten Million Einwohnern hämer au scho bieinander.“

Uf die Hänselei isch der Berliner nit igange, er het im freudigste Don gemeint: „Wenn Sie aus H e b e l s Heimat kommen, dann können Sie doch gewiß auch A l e m a n n i s c h,“ Jetz isch aber au der Husemer schnell e paar Santimeter gwachse und het gsait: „Nöürli chani Alemannisch.“ Druf sait wieder der Berliner und diesmol im unverfälschte Elsässerdütsch: „He do schwäge mer doch in der alemannische Heimetsproch mitenander, i bi nämli au in der Basler Gegnig deheim, i bin e alemannische Elsässer.“ Und e so isch es ghalte worde, z'mitts im größte Wiener Verkehrslärm hän die zwee Alemanne, der elsässisch und der badisch, in der Heimetsproch ihri Unterhaltig witer gführt.

's isch eigartig, wie schnell in der Fremdi d'Mensche innerlich enander noch chönne, wenn sie ihri Muetersproch höre. Weltanschaulich sin der Berliner un der Husemer wit usenander gstande, aber wo si in der gliche Sproch mitenander verkehrt hän, isch jedes Vorurteil gwich und jedesmol, wenn der Berliner und der Husemer spöter wieder zemmecho sin, was no öfters der Fall gsi isch, do hets e freudig Wiederseh geh, wie's halt unter alemannische Landslüt der Bruch isch.

Bal hän sie au no e paar anderi Mitglieder der Reisegesellschaft uf alemannisch an der Unterhaltig biteiliget, vertriebeni Elsässer und badischi Alemanne, 's isch alle gange, wie im H e b e l usem Tobel bi Frauenalb, wo er Berner ghört het. d'Uswirkunge vo dem chaine alemannische Kulturkreis sin aber au uf die dütsche Destrücher, dere Sproch jo so viel Verwandtis het mit eusem Alemannisch, recht günstig gsi, me het uf bode Site gfliehl, as me zemmeghört.

„He, Aha, i bi au e Witfrau!“

Ume Hebelfest isch es gsi. Vor ungefähr 30 Johrc. d'Gäst vom Hebelmöhli in der „Vinde“ sin so langsam uf d'Laube use gange oder in Hof abe, um de Schüeler zu z'lose, wie sie Lieder singe und Hebelgedichtli vortrage. Ume schneewißdeckte Tisch im Saal sin aber no die 12 ältste Bürgersfraue vo Huse bim Hebelfestkaffi und Gugelhupf gsesse. 's het jedi Frau scho e paar Schüffeli voll Bohnetaffi trunke gha, me het jek im Markgräflerwii zuegsproche. In Doppelliterguddere isch der Wii ustrait worde, 's isch e Wiiguddere links und eini rechts vo der Raffichruuse und em Milchhase gstande.

Ne ältere Her mitere Brülle uf der Nase und mit zweu Chiini drunter het de Fraue der Wii igschenkt und mitene agstoße. Er isch au der Spender gsi; leider isch si Name nit bekannt, aber aß er z' L ö r r e c h e große Wirtshaft het, sell isch lei Geheimnis gsi. Er isch Gast gsi bim Hebelmöhli und het, wie alli Lörrecher Wirt, (oder ämel e Teil vonene) viel Geld im Sack gha und het also scho chönne e schöne Bolle dervo am Hebelfest verpulvere. Me

sait de Lörrecher Wirt jo au no, sie haige ne guete Wille; dä Wirt bim Hebel-
fest het dem Rues Ehr gmacht, sini Goldfischli sinem numme e so zuem Sack
use gumbet.

Uf die 12 Hebelfestfraue hets der Lörrecher Wirt bsunders abgseh gha, was
en aber nit ghinderet het, do und dört inere junge Markgräflerne der schön
voll Arm e wang z'verchlümme und über d'Brüllgläser e weng zuenere hi
z'blinze. Worum em grad die 12 Hebelfestfraue so guet gfallt hän, isch nit
gnau z'ergründe gsi. Friili het menggi vonene no so gattig usgseh im siidene
Fürtuech, im schön gfranzlete Halstuech und in der Markgräflerschappe, aß sie
scho ime ältere Lörrecher Wirt no hätti chönne der Chopf verdreie. Me
hetene überhaupt agmerkt, aß sie in de junge Sohre netti und lustige Mark-
gräflermaidli gsi sin, und wänn au d'Soor nümme so schön hellblund, oder
dunkelblund, oder chistenebrun glängt hän, wie frieier, so hän die wiisse
Soorsträhndli, wo unterem schwarze Hörnerchappelätsch füre güggelet hän,
doch au bi de Fraue im biblische Alter ehnder an Maieriisli gmahnt, aß an
Schneeflöckli.

Müglcherwiis het der Lörrecher Wirt in de jüngere Sohre mit der einte
oder andere vo de Hebelfestfraue karrissiert gha, me weißt's nit und s'goht
aim jo au nit a, mer wänn wägedäm au nit gsait ha. Wo's Raffichränzli
verbei gsi isch, het der Lörrecher Her alli Fraue iglade, mitem in „Adler“
dure z'geh. Er isch mit 's Adlerwirts bisründet gsi und het gwüßt, aß sie
ufs Hebelfest e recht gueti „Waldmeisterbowle“ gmacht hän, die nit numme
als Chrittersaft, vielmehr au wege der hochprozentige Bimischig vo Räbesaft
wie Sunneschii uf's Herz vo ältere Mensche wirke würd.

Ufere blizblanke Suppeschüßle im Nebezimmer vom „Adler“ isch dä
Waldmeister- und Räbesaft usggeschöpft worde in d'Gläser. Alli hänem
wader zuegsproche, dänn er isch nit numme gsund, er isch au recht gsüffig gsi.
D'Fraue und der Lörrecher Wirt sin allewiil fidelere und übermüetiger worde.
Me het au numme gstuunt, wie schön die alte Fraue und ihre Fründ mit-
einander singe chönne und was für netti Volksliedli ufs Dabeet brocht werde.
Wo d'Stimmg am höchste gsi isch, hän sechs Fraue bim Lörrecher Wirt am
rechte und sechs am linke Arm ighängt, hän hi und her guuet und gsunge:
„Gheb an en hi! Gheb an en hi!“

Der Wirt vo Lörrech isch so z'sage der Mond gsi und d'Hebelfestfraue
d'Sternli. Und wils in sellem Liedli heist: „... und 's Sternli chüßt si
Nöchberli“, het der Her vo Lörrech jeder Nöchberne amig zwüsche ine ne
Schmügli ge und d'Fraue im Her notürli au. Numme 's Annemeili
unte am Tisch isch vergesse bliibe und hätt' doch au so gern wieder emol e
Schmügli gha, dänn 's isch scho meng Johr her gsi, aß me sie Ma, der Hans-
jobel, uf der Gottsacker abe gfiiehet het.

Scho het der Lörrecher Her bal die zweuti Chehri duregmacht gha und
's Annemeili het allewiil no 's erst Schmügli z'guet gha. Zeh isch's em
aber doch z' dumm worde und recht lut hets zuem Mond, oder vielmehr zuem

Vörrecher Her use gruese: „He, Ma, i bi a u e Witfrau!“ Dä verzwiiflet SOS-Ruef useme ältere liebeshungrige Fraueherz het gli Erfolg gha, der Vörrecher Her het's Annemeili um der Hals gno und het nit numme die alli Schuld bigliche, er het im Annemeili au no e paar Schmückli uf Vorschuß ge.

Säll het derno im Meikätterli nit recht paßt und es isch e weng isersüchtig worde. Friili isch es mit 79 Johre au no e Johr älter gsi aß 's Annemeili und würd denkt ha, 's mueß de Jüngere sage, was sie ghört und was sie nit ghört. „Meinsch die Ma, der Hansjobel selig, tüet nit brüele miter, wänn er das gseh hätt?“ So het's Meikätterli zuem Annemeili gsait und het ne alti Herzwunde wieder usgriffe. „Nei, sell hätt' mi Hansjobel selig nit gmacht“, het 's Annemeili im Meikätterli zuer Antwort ge, aber recht schwermüetig hets derzue gfuegt: „I mueß es aber sage, im Hansjobel sini Schmückli siner halt amig doch die liebste gsi.“

Bi de alte Manne

So rund 20 Johr het der Bogt Johannis (er isch 1816 gebore gsi) 's Hebelstet bi de 12 alte Manne mitgmacht. E chlai Männli isch er gsi und e weng ne gchrümmte Buechel het er gha im Alter. 's Bsicht, us däm e Paar helli und schlaui Aeugli ins Hebeldorf gluegt hän, isch igrahmt gsi vome nette wiße Vollbart, dä recht guet paßt het zuem Bild, wänn der Bogt Johannis als Nachtwächter mitem Nachtwächterspieß unterem Arm und mit der Laterne in der Hand s'Dorf bewacht het. Nebebi isch er au no langjährige Orgeletretter gsi.

Wie für alli sini Kamerade au, isch 's Hebelstet für der Bogt Johannis der höchst weltlich Fiirtig gsi im Johr und menggmol, wänner am Sunntig bime Vierteli Wü gesse isch, het er mit der Hand der Bart gstriche und derno uf d'Brust gchlopfet und ime Ton, dä Sehne, Hoffe und der Wunsch noneme weitere Gratistvierteli verrote het, sage chönne: „So do inne abe bini no gsund, i glaub, i erlääb 's nächst Hebelstet au no.“

Er het 's achzigst Johr scho überschritte gha, do het der Bogt Johannis mitem Richert-Meier, dä no drei Johr älter und größer und stärke gsi isch (er het au zue de Hebelstetmanne ghört), aß er, ime Wirtshus Händel kriegt. Me het förche müesse, die zwee Achzger packe enander no am Krawatt und mache e Hoselupf in der Wirtschaft, 's isch aber derno nit sowit cho, die jüngere Gäst hän abgewehrt und der Wirt het zue de zwee alte Champsgüggel gsait: „Der Bscheiter git no“. Aß er als Nachtwächter vom Dorf der Bscheiter sie mueß, säll het der Bogt Johannis gli bigriffe, er het no ge, het aber, um sie nachtwächterliche „Autorität“ nit z'schädige, der Richert-Meier zuem Schluß no emol lut abrüelet: „Wänn au drei Johr älter bisch, aß ich, wägedäm förchi di doch no lang nit.“

Wo sim Orgeletretterdienst het der Bogt Johannis e recht hochi Meinig gha, jo er het menggmol bhauptet, er heig der wichtigst Ateil am Orgelespiel. Wo emol ain gmeint het, he der Lehrer vorne an der Orgele müeß doch au öbis chönne, do het der Bogt Johannis erklärt: „Der Schuelmeister cha vorne fingerle, so lang aß er will, wänn ich hinte lei Wind mach, gits vorne lei Muusig.“ 's isch au e so gsi.

*

Der Lehrer Hiß het emol ime Sunntig-Gottesdienst als Organist alli Register zoge gha. Me het e Sangbuechlied gsunge, für das ne chräftigi Singwiis vorgeschriebe gsi isch und in däm viel hochi Stelle in der Vertonig vordcho sin. Für hochi Tön het aber der Bogt Johannis als Orgeletretter mehr Wind müesse mache, aß für tiefi. Wie ne Windsbruuse het 's Orgelespiel dur d'Eilche ghallt und die singendi frommi Gmei het nit gahnt, aß der Bogt Johannis schier lei Dode me kriegt vor luter trette und Wind mache hinter der Orgele. Er isch welewäg froh gsi, wo si der Orgelesturm glait und ine samst Windli umgshlage het.

Wo aber 's Spiel endli ganz usklunge gsie isch und der Orgeletretter e chlai weng verschnuufet gha het, derno isch der Bogt Johannis voll Born s'Gängli vor grennt bi der Orgele und het im Organist e Blick zuegworfe, in däm die Froge glege hän: „Sin dir dänn verruckt worde, do vorne? Isch das au no e Chilschemuusig und e Chilshefang, wänn si der Orgeletretter hinte schier müeß z'totschinde mit Wind mache?“ An sie Husemer Musikkritiker denkt der Lehrer Hiß sie ganz Lebe lang gern.

E Zwüschefall bim Hebelfestznüni

Der Ziegler Ernst het die obersti Chrenze vom biblische Alter scho lang überschritte gha, isch also über achzgi gsi, het aber allewil no recht gschafft. Am Tag noeme Hebelfest isch er am Vormittag zuem Schmittheiner, um e Bidel z'spiße lo. Noher isch in der „Vinde“ ne Bränz und hintedruf e Schoppe Bier trunke worde. Im chlaine Säali het me 's Hebelfestznüni für die alte Manne und für die alte Fraue ustrait und mit de „Stammgäst“ sin au no e paar anderi Bikannti und Fründ vo de Alte mit zuem z'Müni gange. Nu der Ziegler Ernst, dä zwar lei ighaufte Bürger, aber fälltmols welewäg der ältst Husemer gsi isch, het me iglade, am Hebelfestznüni teil z'neh.

Nu het aber der Ziegler Ernst scho vorher e Bränz und e Schoppe ziemli chalt Bier trunke gha, er het jo nit chönne wüsse, aß er zuem Hebelfestznüni chunnt. Schnaps, Bier, Wii und Suureffe durenander, fällt cha nit emol e junge, no gschwiege ne über achzigjährige Mensch vertrage. So isch es gwiß lei Wunder gsi, aß es im Ziegler Ernst schlecht worde isch; luttlos

isch er uf cimol hinterem Tisch abegsunke und bi däm hohe Alter het me gli ans Schlimmst denkt und gmeint, 's heig weleweg e barmhärzig Schlägli jeh im Ziegler Ernst e schnell und schmerzlos End bireitet.

Notürli isch gli ne groözi Ufregig gsi und d'Luftbarkeit isch plötzlich inere recht ernste Stimmig gwich. Me het der Ziegler Ernst uf d'Laube use trait, bei Lebeszeiche isch me wahrgno worde, me het em d'Hemderchnöpsli ufgriffe am Hals und uf der Brust und gli sin au e paar Helfer bi der Hegg gsi mit frischem Brunnwasser und häns im Ziegler Ernst agsprüht. Er het si aber nit verriehrt und bei müdsli gmacht.

Setz isch ain uf der gscheit Bidanke cho, statt Brunnwasser, e guete Drueseschnaps als Reizmittel z'verwende, um d'Lebensgeister wieder z'wecke. Und do isch e Wunder gscheh. Thum het der Ziegler Ernst der Schnaps geschmeckt, het er d'Augen ufgeschlage, het lustig glacht und gsait: „He jeh hätt' me chönne meine, 's well fertig mache mit mer.“ Setz het nit numme der Ziegler Ernst glacht, 's hän au die viele Lüt, wo no ganz verdadderet umen ume gstande gsi sin, müesse lache. Het si Ufall d'Luftigkeit unterbroche gha, se isch jeh dur sie Ufall au der lezt Schatte vonere druckte Stimmig wieder verschüücht gsi.

Der Ziegler Ernst selig het allemil über e trochene Humor verfüegt. Und fällt isch viel wert, im Lebe und im Sterbe.

s' Währer Liefeli und d'Humpetrinker

Zuem Hebelfest ghört e Vierteli guete Markgräflerwii, oder e Schoppe chräftig Bier. Lüt, wo ihri Mitmensche zueme alkoholfreie Lebenswandel wänn erzieh, chönnte über 's Hebelfest z'Huse welewäg nit viel usrichte. Scho d'Sechst-, Siebt- und Achtkläßler, und notürli erst recht d'Fortbildungsschüler (me hetene früeher Sunntigsschüler gsait, wil sie am Sunntig früeh, öb d'Chilche agfange het, in d'Schuel hänn müesse) wüsse, aß e rechte Hebelfeststimmig ohni e wenig Wii oder Bier nit uscho will. Do 's isch au scho vordcho, aß e sone Schnuderer gmeint het, er müeß, wie dä und fälle Große, übers Hebelfest e Rüschi trinke. Säll goht notürli nit und darf nit sie.

Öbe ne Rüschi z'trinke, die Absicht hän fälli größere Buebe ussem Innerdorf am Hebelfest-Nomittag anne 1890 nit gha, wo sie mitenander e Humpe Bier trunke hän. Me het ammig gseh, aß die Große hie und da useme Humpe trinke und het gmeint, das müeß me chönne, wämme ne rechte Kerli wel si. Die Buebe hän e weng Rößlirittigeld gha und dodervo isch zemmeglait worde, aß es füre zweuliiterige Humpe glängt het. E verschwiege Plägli, wome der Humpe cha trinke, isch bal usfindig gmacht gsi. Der „Groß Schmied“ het in sim Chrutgarte gegenüber vo 's Währers Garteschlößli ne Immehusli gha, in däm scho lang keini Imme meh gsi sin, numme alte Grümpel isch drin gläge. In däm Immehusli hän die junge alemannische Germanen uf ihr alt Nationalgetränk, der Gerstesaft, gwartet.

Schneeweiß isch der Schuum obe im Humpe gstande und der würzig Dufst isch de chlaina Alemännulene ordli dur d'Nase gfahre, wo der Humpeholer vo der „Linde“ her agruckt isch. 's Währer Vieseli het vom Fenster us biobachtet gha, aß e Bueb miteme Humpe Bier in de Hände (er het das grüßeli Glas nit chönne unterem Tschobe verberge) im Imnehüsli verschwindet. Aß keini Imnevölscher drin sin, het 's Währer Vieseli gwüßt, au aß me Imnli nit mit Bier fuetteret isch em bikannt gsi. 's het jede vo de Buebe scho emols zueu ne chräftige Zug tue gha usem Humpe und jede het au probiert, öb er der Humpe mit einere Hand hebe cha, wie die Große.

Do het me uf eimol dur d'Chlimse vom Imnehüsli e Schatte gseh verbeischwebe, e schneeige Frauechopf isch um der Ecke ume cho und 's Währer Vieseli isch im Türrahme vom Imnehüsli gstande und het glächlet und gsait: „He polztausig au! so, so, der trinket e Humpe mitenander?“ Aber nit streng, wie ne Berwies, het das Klunge, nei e groösi Mildi isch in de Worte glege und me het gmeint, die güetigi Mahneri heig eigentli welle sage: „Der sind jo rechte Zundelfricdersehlig, aber me het si Freud doch an euch am Hebelsest.“

Zue de Innerdörsler, wo am 10. Mai 1890 im Imnehüsli e Humpe trunke hän, het au der jekig Burgermeister vo Huse, der Huser Berti, ghört. Er isch au ain vo fälle Buebe gsi, wo der voll Humpe scho mit einere Hand hän hebe chönne. Was also e rechte Burgermeister werde will, trinkt bizite emol useme Humpe.

ZWEITER TEIL

Die ältesten Nachrichten über Hausen

Der Leser erinnert sich an den Hinweis in den einleitenden Bemerkungen über das Alter der Erde. Neues wurde ihm nicht gesagt, denn er hat dies alles längst schon gelesen, aber es regt eben doch zum Nachdenken an, wenn es heißt, die Erde habe ein Alter von vielen Millionen Jahren. Halten wir einer solchen Feststellung die Tatsache gegenüber, daß der Zeitpunkt, von dem ab spärliche Nachrichten über unser Dorf bekannt sind, im 13. und 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegt, dann bedarf es nicht mehr vieler Worte, um zu beweisen, wie unendlich lange Zeiträume hindurch das Schicksal unserer Heimat in völliges Dunkel eingehüllt bleibt. Eines aber dürfen wir aus dieser langen vorgeschichtlichen Zeit als sicher annehmen: Da wo heute der Pflug geht, die Sense klingt und der Matten blumenübersäter grüner Teppich sich ausbreitet, da wo der Wiese Silberband das Tal durchzieht und die Fabrikschornsteine rauchen, war Millionen Jahre sumpfige Wildnis und uraltes Waldesdickicht, in dem wilde Tiere brüllten und giftige Schlangen zischten, aber keine menschlichen Laute zu vernehmen waren.

Die erste Nachricht über unser Dorf ist in einem Kaufbrief enthalten und stammt aus dem Jahr 1295. Zählen wir die Jahre zusammen, seit nachweisbar Menschen in unserem Ortsbann sich sesshaft gemacht haben, so kommen noch keine 700 Jahrlein heraus. Gemessen am Alter der Erde ein recht kurzer Zeitraum, im Vergleich zur menschlichen Lebensdauer immerhin eine Zeitspanne, innerhalb welcher viele Geschlechter kamen und gingen.

In diesem Zusammenhang sei auf das Alter einiger Nachbarorte hingewiesen. In der „Geschichte der Stadt Schopfheim“ berichtet deren Verfasser, Pfarrer Eberlin (1878), daß die erste Urkunde über diesen wichtigen Ort aus dem Jahr 807 stammt. Doch über 300 Jahre blieb dann die Geschichte Schopfheims wieder völlig in Dunkel gehüllt und erst 1138 wird der Ort wieder genannt in einem Bericht des Klosters Bürgeln. Der Verfasser der „Geschichte der Stadt Zell im Wiesental“, Dr. Th. Humpert, meint (1922), daß die Gründungszeit von Zell für die Wende des ersten Jahrtausends angenommen werden könne. Die älteste Urkunde über das Dorf Hasel stammt nach Pfarrer Weidners „Geschichte von Hasel und Glashütten“ vom 27. Juni 820.

Die zweite urkundliche Nachricht über Hausen findet sich in einem „Ding- und Zinsrodel“ des Klosters Weitenau, sie stammt vom Jahr 1344. Da ist zu lesen: „Es zinst zu Husin die Witwe eines Mannes gen. Vollmars, ein Mann dictus Blansinger, Hans Hafner.“ Die Schreibweise des Ortsnamens war, wie sich aus den Urkunden feststellen läßt, verschieden, bald ist von Husin, bald von Husen und bald von Hussen die Rede, gemeint ist stets das heutige Hausen, wie aus den Urkunden erkennbar ist. Warum eigentlich der den Alemannen allein geläufige Namen „Huse“ nicht beibehalten wurde, ist nicht verständlich. Hausen klingt für den Alemannen ganz fremdartig, so fremdartig wie das Hochdeutsche, das aus „Eie“ Eichen, aus „Meisele“ Minseln, aus „Mulburg“ Maulburg, aus „Wiß am Rhi“ Weil am Rhein, aus „Wißwil“ Weißweil usw. macht. Daß Ortsnamen unbedingt verhochdeutsch werden mußten, will nicht recht einleuchten, es scheint, daß die Bürokratie in früheren Zeiten nicht das richtige Verständnis hatte für das auch in den Ortsnamen überlieferte sprachliche Volksgut.

Mündliche Ueberlieferungen wollen davon wissen, daß in der heutigen Gemarkung Hausen schon vor der urkundlich nachweisbaren Zeit menschliche Siedelungen bestanden hätten. Solche mündlichen Ueberlieferungen pflegen von Geschlecht zu Geschlecht stärker von Beiwerk überwuchert zu werden, zuverlässig sind sie also nicht, doch ein Kern Wahrheit dürfte meistens darin enthalten sein. Die Annahme, es hätten schon früher einzelne oder mehrere Höfe außerhalb des heute überbauten Dorfgebietes bestanden, findet eine Stütze in den Flurnamen „Burich“, „vorem Tor“, „uf der Mure“, vor allem aber in der Tatsache, daß in früheren Zeiten bei Grabarbeiten in diesen Gewannen (auch auf dem „Bern“), Mauerreste, Gewölbe und Menschenknochen gefunden wurden. Diese wichtigen Funde fanden leider keine Beachtung und sind verloren gegangen; es läßt sich daher nicht feststellen, ob diese Funde keltischen, römischen oder germanischen Ursprungs waren.

Noch ein wichtiger stummer Zeuge gibt der mündlichen Ueberlieferung geschichtliche Bedeutung; Herr Seith, Fortbildungsschullehrer in Schopfheim, ein besonders eifriger und erfolgreicher Heimatforscher, hat im Jahre 1932 auf der Burged die Grundmauern eines Wachturms oder Wachhauses freigelegt, die aus der Zeit des 12. oder 13. Jahrhunderts stammen. Burged (noch heute unter diesem Namen bekannt) bildet auf vorspringender Bergnase einen vorzüglichen Beobachtungsstand, von dem aus das Tal übersichtlich ist. Da Hausen als Ort der Markgrafschaft an das vorderösterreichische Gebiet angrenzte, konnte also Burged sehr wohl dem angenommenen Zweck gedient haben.

Es spricht somit manches dafür, daß die mündliche Ueberlieferung kein leeres Gerede ist. Doch mit den Hunnen, die das Dorf oder die Höfe zerstört haben sollen, wird es nicht stimmen, denn bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. wird der Faden kaum reichen, an dem sich die mündliche Ueberlieferung fortgesponnen hat. Wahrscheinlicher ist, daß die Zerstörung in die Zeit des

Bauernkriegs (1524/5) fällt, wo sich der aufgehäufte Groll der Bauern in oft blinder Zerstörungswut austobte. Besonders die Klöster St. Blasien, Bürgeln, Weitenau usw. bekamen die Wut der Bauern zu fühlen; doch auch die Burgen der weltlichen Herrschaften Rötteln, Sausenberg und Badenweiler blieben nicht verschont. So mochte vielleicht das „vorzeitliche“ Hausen das Schicksal von Ennikon, eines unterhalb Wiechs gelegenen Ortsteils von Schopfheim, geteilt haben. Dieses Ennikon war, wie Eberlin erzählt, nach dem Bauernkrieg spurlos verschwunden. Wir werden es auf den Blättern der Ortsgeschichte noch bestätigt finden, daß auch das Dorf Hausen nach dem Eintritt in die Geschichte von manchem Kriegssturm, mancher pestartigen Krankheit, von mancher Hungersnot und mancher Naturkatastrophe heimgesucht wurde.

Streifzug durch die allgemeine Geschichte

Warum in diesem Büchlein die allgemeine Geschichte nur in knappen Umrissen und nur soweit behandelt werden kann, als sie unmittelbar und mittelbar das Schicksal des Dorfes berührt, ist schon in den einleitenden Bemerkungen gesagt worden. Wir halten es mit H e b e l, der einmal meinte: „Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl, und er denkt just nicht weiter.“

„Der Himmel ist,“ so fährt Hebel in seinen Belehrungen dann fort, „ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist; und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu tun, er kann nimmer.“

So macht Hebel den Leser mit dem Weltgebäude vertraut und lehrt ihn, wie ers anpacken soll, um in diesem goldenen Buch lesen zu können. Mit der Weltgeschichte ist es nicht anders, auch dieses Buch ist arabisch und wir brauchen einen Dolmetscher. Auf unserem Streifzug durch die große Geschichte vertrauen wir uns daher der Führung von Gelehrten an, die arabisch können. Als aufmerksame Schüler und Sucher bleibt es uns nicht verborgen, daß auch unter den Gelehrten noch manche wichtige Frage umstritten ist, was aber unser Vertrauen in die Führung nicht beeinträchtigt, denn wir sehen, daß die Fragen sehr gründlich und gewissenhaft untersucht werden.

Uns Dorfbewohner interessiert natürlich in erster Linie die Frage, wann in unserer Heimat durch kultivierte Arbeit die Ansiedelung der Menschen und der Uebergang vom Herumziehen (Nomadenleben) mit weidenden Vieh-

herden zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau möglich wurde? Wie also sind Hof-, Dorf- und Stadtgemeinden entstanden? Schon da haperts mit klaren Antworten, denn die gelehrten Forscher machen auch auf diesem Gebiet immer wieder neue Entdeckungen, die arabischen Schriftzeichen sind nicht alle zu enträtseln. Doch darüber herrscht Einigkeit und Gewißheit, daß die ersten Ansiedelungen, wenn auch nicht gerade in unserer Gegend, in sehr ferne, ja in vorgeschichtliche Zeiten, zurückreichen. Schon die Römer fanden Spuren einer uralten Kultur, die zu der Annahme berechtigen, daß die Germanen lange vor den Römern vom unregelmäßigen Nomadenleben zum geregelten Ackerbau übergegangen waren.

Was die Besiedelung unserer Gegend betrifft, so glauben die Gelehrten annehmen zu dürfen, daß einzelne von der Natur besonders begünstigte Landstriche schon Jahrzehnttausende vor Christi Geburt dünn bevölkert waren. Aufgefundene Reste von Steingerätschaften und Werkzeugen und Spuren von Feuerplätzen stützen diese Annahme. Dr. Humpert, der Verfasser der Zeller Ortsgeschichte, nimmt an, daß in der Bronze- und Eisenzeit (900 bis 400 v. Chr.) die Bevölkerung und die Ansiedelungen sich wesentlich vermehrten und auch im Wiesental um jene Zeit menschliche Ansiedelungen entstanden sind. Er glaubt aus Orts-, Fluß- und Bergnamen mit Sicherheit schließen zu können, daß etwa ums Jahr 400 v. Chr. die Kelten unsere Gegend in Besitz hatten, die als ein indogermanischer Volksstamm vermutlich aus dem Osten kamen. Die Kelten mußten den aus Ost- und Norddeutschland vordringenden Germanen weichen, die wieder etwa kurz vor und nach Christi Geburt von den Römern zurückgeworfen wurden. Spuren der Römerzeit sind ja in unserer Gegend viele sichtbar, am sichtbarsten wohl in Kaiser-Augsst und Badenweiler.

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. tauchten die kriegerischen und freiheitsliebenden germanischen Alemannen auf, verdrängten die Römer, wurden aber selbst im Jahr 496 von den aus Gallien eingebrachten Franken geschlagen und unterworfen. Während der alemannisch-fränkischen Zeit trat dann eine erhebliche Vermehrung der Bevölkerung in unserer Gegend ein.

Gewaltige und wichtige geschichtliche Ereignisse haben sich, wie schon die kurzen Hinweise zeigen, in unseren Heimatgebieten abgespielt. Professor Fecht konnte denn auch in seinem 1858 im Druck erschienenen Werk „Der Südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet“ die geschichtliche Bedeutung und Vergangenheit dieser Gegenden also passend schildern:

„Hier hat einst der mächtige Völker zermalmende Zusammenstoß der gewaltigsten Völker des Westens und Südens und Ostens und Nordens stattgefunden; hier an unseren Bergen hinauf schäumt wie eine gewaltige Brandung des stolzen Römers welterobernde Macht. . . , von diesen Bergen hinab, durch diese jetzt so friedlichen Täler wälzt sich der Germanen weithin tönender Schlachtgesang, und vor ihnen senkt sich, seines stolzen Fluges vergessend, der sieggewohnte Adler, der Hunnen beutelustige Schwärme von Osten, der Franken erobernde Heerscharen von Westen her überfluten das Land.“

Hausen als Dorf in der Markgraffschaft

I ha scho mengge Sturm und Schnee,
i ha scho mengge Frühlüg gseh,
und Chrieg und Elend überall
im Rebland und im Wiesetal.
An so ne Zit, wo alles singt
und jung und alt in Freude springt,
an so ne Tag, wie Gott ein schenkt,
an so ne Freud het niemes denkt.

O wär er do, o gönnt er's seh,
der liebe Fürst, Gott het en g'gehl
Er isch so gnädig, isch so guet,
's wird Wohltat, was er denkt und tuet.
„Du Gott im Himmel sei sein Lohn,
und schirme seinen Fürstentron.“

Diese Verse aus einem Gedicht Hebels gelten dem Markgrafen Karl Friedrich. Sie drücken den Dank aus und die Freude über die Aufhebung der Leibeigenschaft. Das bedeutsame Ereignis wurde am 23. Juli 1783 unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung im ganzen Oberland begeistert gefeiert. Doch von der Zeit, da Hausen in das Licht der Geschichte trat, bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft war ein langer und mühsamer Weg, und „viel Chrieg und Elend“ hat die Bevölkerung oft heimgesucht.

Es darf angenommen werden, daß der Ort Hausen sein politisches Schicksal stets mit dem der Stadt Schopfheim teilte. Eberlin nimmt an, daß Schopfheim ungefähr um das Jahr 800 zum Breisgau gehört hat. Der Feudalstaat des Mittelalters lockerte ständig das innere Gefüge des deutschen Reiches und kleine „Souveräne“, die größere oder kleinere Ländereien als lebenslängliche oder erbliche Lehen erhielten (für geleistete Dienste, namentlich Kriegsdienste), traten immer mehr in den Vordergrund.

Zu besonders mächtigen Lehensherren waren die Zähringer im Breisgau geworden. Sie nannten sich Herzöge von Zähringen und Markgrafen von Verona. Ihr Gebiet erstreckte sich vom Schwarzwald bis ins Elsaß hinein und von der Ortenau bis nach Bern. Um diese mächtigen Zähringer gruppierten sich viele kleinere Vasallen, darunter die Herren von Rötteln. Ein ganzer Kranz Burgen entstand in unserer Gegend. Dazu kamen noch die Klöster mit ausgedehnten und immer mehr wachsenden irdischen Besitztümern und Vorrechten. Die früher freien Hofbesitzer aber, die Bauern, wurden von den Rittern im Bereich ihrer Burgen zu Leibeigenen und Hörigen gemacht. Frondienste und Abgaben aller Art häuften in der Brust der Bauern einen Groll an, der dann im Bauernkrieg furchtbar zur Entladung kam. Burgen und Klöster fielen der Zerstörungswut zum Opfer, aber der Siegesrausch der Bauern war von kurzer Dauer, sie fielen erneut in Knechtschaft, füllten die Gefängnisse; manche büßten mit dem Leben und

viele haben die Heimat verlassen, deren Nachkommen noch heute ihre alemannische Eigenart hochhalten inmitten fremdrassiger Völker in Rumänien, Ungarn, Oesterreich, in Rußland und in Uebersee.

Durch die im Feudalstaat immer mehr aufkommende Zwergstaaterei wurde das innere Gefüge des Reiches gelockert, Deutschland sank in den Zustand der Ohnmacht, der es Jahrhunderte hindurch zum Tummelplatz eroberungsfüchtiger Nachbarn werden ließ. Da war es auch kein Wunder, wenn bei den Untertanen von einem reichsdeutschen Nationalgefühl wenig zu verspüren war und die Krähwinkelerei in höchster Blüte stand. Für das Schicksal der Untertanen waren die Regierungsformen und Regentenfragen im Zwergstaat entscheidender, als die Verhältnisse im Reich. So blieb es Jahrhunderte hindurch zum Schaden des deutschen Volkes und leider spukte der Feudalismus auch nach der napoleonischen Zeit noch lange in den deutschen Landen, erst im 3. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist durch den Nationalsozialismus das neue deutsche Reich auf mächtiger zentraler Grundlage aufgebaut worden.

Schoppsheim gehörte zu Rötteln. Mit Bestimmtheit ist dies aber erst nachweisbar seit 1313. In diesem Jahre wurde durch kaiserlich-hofrichterliches Urteil „Schopfen, die Stat und Rötelen die Burg“ dem Domprobst Lutold von Basel, dem letzten Röttler, und seinem Schwager Markgraf Rudolf von Hochberg-Sausenberg als gemeinschaftlicher Besitz zugesprochen. Domprobst Lutold starb aber schon 1315. Sein Röttler Erbe ging auf Heinrich I. von Hochberg-Sausenberg (eine durch Teilung geschwächte Seitenlinie des bad. Hauses) über, der seinen Wohnsitz von der rauheren Sausenburg nach dem sonnigeren Rötteln verlegte und sich Markgraf von Hochberg-Sausenberg und Herr von Rötteln nannte.

Auf das erwähnte kaiserlich-hofrichterliche Urteil ist auch in der Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland“ (Heft 4 vom Juli 1934) hingewiesen. Dort ist an Hand von Akten aus dem bad. Landesarchiv festgestellt:

„Oesterreich suchte fortwährend, im Anschluß an das Lehensverhältnis der Markgrafen von Sausenberg vom Jahre 1371, seine Ansprüche auf die badischen Herrschaften im Breisgau auszudehnen. Nach einer Urkunde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zog es u. a. auch bei den Sausenberg-Vögten Rundschaft über deren Entstehen ein. Von Schoppsheim und Sausen wird berichtet, daß sie österreichisches Eigen und für einen kleinen Pfandschilling an die Markgrafen von Rötteln gekommen seien.“

Auf diesen Streit um die Besitz- und Lehensrechte werden wir in der Geschichte des Dorfes Hausen noch mehrmals stoßen. Die zahlreichen Burgen, in deren Schatten die Bauern lebten, boten nicht nur Schutz gegen kriegerische Ueberfälle, sie kosteten auch enorm viel Geld und Abgaben; auf des Bauern Schultern ruhten alle Lasten. Von den Burgen in unserer Gegend seien genannt Rötteln, Bärenfels bei Wehr und Steineß bei Schweigmatt. Im

hinteren Wiesental bei Schöna u herrschten als Ritter die Rünaberger, im kleinen Wiesental bei Tegernau die Waldecker und bei Wiesleth die Rothenberger. Die Ruinen der Burgen sind heute die sprechendsten Zeugen jener Vergangenheit.

Zu den weltlichen Grundherren kamen noch die Klöster, vor allem St. Blasien, dann das Kloster Weitenau und das Deutschordenshaus Beuggen. Die Klöster vermehrten ihren weltlichen Besitz und wußten ihre Macht dauernd zu stärken. Es kamen ihnen aber auch die Vorrechte, die sie seit Karls des Großen Zeiten genossen, sehr zu statten. Wie sich diese Zustände auf das Leben der leibeigenen Dorf- und Hofinsassen auswirkten, läßt sich denken; der Bauernkrieg hat auf diese Frage eine unmißverständliche Antwort gegeben.

Gerichtbarkeit und Zinspflicht

Eine Urkunde, datiert vom 13. Juli 1362 und in je einem Exemplar aufbewahrt im Basler Staatsarchiv und im bad. Landesarchiv, gibt Aufschluß, zu welchem Gerichtsbezirk Hausen gehörte. Nach dieser Urkunde hatte Markgraf Otto von Hachberg, Herr zu Rötteln und zu Sausenberg, die hohe Gerichtbarkeit inne. Ihm waren übertragen alle Gerichte über Totschlag, Mord, Straßenraub, Heherei usw. Die Ausübung der sog. niederen Gerichtbarkeit dagegen war den beiden Basler Bürgern „Dietschmann und Lienhard zer Sonnen“ übertragen, die damals Hausen als Erblehen besaßen. Die engen Beziehungen zwischen Hausen und Basel sind also schon recht alten Datums.

Einer weiteren Urkunde vom 18. Mai 1433 ist zu entnehmen, daß ein Junker Hans Volbrich von Stoffeln eine Anzahl „Gulden und Zehnten“ in „Husen“ verkaufte an „Bolmann am Graben zu Rheinfelden.“ So spärlich die Nachrichten sind, die Aufschluß geben über das Schicksal des Dorfes im 14. und 15. Jahrhundert, so ist doch urkundlich festzustellen, daß die Bewohner von Hausen zins- und zehntpflichtig waren im Jahre 1344 dem Kloster Weitenau, 1352 dem Kloster St. Blasien, 1433 den Herren von Landeck und dem Deutschordenshaus Beuggen. Ueber einen Mangel an Vielseitigkeit ihrer Abgabepflichten konnten sich demnach die Bewohner von Hausen damals kaum beklagen. Die Folge dieser stets wechselnden Besitz- und Lebensverhältnisse waren naturgemäß dauernde Streitigkeiten. Auch hierüber geben eine Anzahl Urkunden des Landesarchivs Aufschluß. So war z. B. die Frage umstritten, ob der Zehnte vom Früchtertrag auf umgebrochenen Matten zu halbieren sei. Rötteln beanspruchte den ganzen Ertrag, Beuggen wollte aber auch seinen Anteil haben. Der Burgvogt entschied, daß es bei der bisherigen Übung, nämlich der Halbierung, bleiben solle.

Aus einem Bericht an den Markgrafen, datiert „Basel, den 4. Nov. 1726“, ist zu ersehen, daß der „dermalige Flecken Husen“ nur in drei oder

nier Höfen bestanden hat und „niemahlen gewöhnlich gewesen, die Matten aufzubrechen und Frucht darinnen zu bauen, bis solches durch Vermehrung der Bürgerschaft nach und nach eingeführt worden.“

Wie Hausen nach Beuggen zins- und zehntpflichtig wurde, geht aus einem Bericht des „Comandur“ Carl Freiherr von Schöna u an seinen Bruder, den Landvogt, hervor. Datiert ist der Bericht vom 16. Dezember 1740. Es wird darin gesagt, „daß die Hälfte des Zehenden zu H u s e n und B a r n a u von den Herren von Landegg 1433, zu der mir gnädigst anvertrauten Comenden erkaufte worden.“ Der lange währende Streit wurde am 26. März 1751 durch einen Vergleich erledigt, darnach waren fortan dem „Hochfürstl. Hauß Baden-Durlach“ zwei Drittel, dem Kloster Beuggen ein Drittel des Zehnten „biß zu ewigen Zeiten auf das feyerlichste garantiert.“ Mochten die Besitz- und Lehensverhältnisse auch unbeständig sein, beständig blieb als unausbleibliche Folge der Streit zwischen den weltlichen und geistlichen Grundherren, und beständig blieben die enormen Opfer, die von den leibeigenen und hörigen Unterthanen zu bringen waren.

Zehnten und Frondienste

Eine zu sehr ins Einzelne gehende Behandlung all der Fragen, die mit den verschiedenen Zehnten und Frondiensten zusammenhängen, würde zu viel Blätter dieser Ortsgeschichte füllen. In jeder Grundherrschaft waren die Tributfragen anders geregelt, zu knapp waren aber die Opfer sicherlich nirgends. Kamem noch Kriegezeiten dazu, dann wurden die Lasten noch drückender und von den Leiden und Entbehrungen unserer Vorfahren in Kriegezeiten vermögen wir uns heute kaum mehr eine richtige Vorstellung zu machen. Wenn dann, wie es öfters passierte, mehrere Grundherrschaften gleichzeitig ihre „Steuerhoheit“ geltend machten und von allen Erträgen des Bauernfleißes den Rahm abschöpfen wollten, mußte dies naturgemäß zu starken sozialen Spannungen führen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick in das „Steuerregister“, das für Hausen Geltung hatte. Nach einem „Verain“ vom Jahr 1514 mußten die Bewohner von Hausen u. a. entrichten: Herbststeuer, Kalbgeld, Fischfangsteuer,¹⁾ Hühner- und Bannweinsteuer. Dazu kamen der große und der kleine Zehnten. Der große Zehnten war für alle Fruchtarten, „so die Mühle bricht“, und vom Ertragnis aller Aecker zu entrichten, der kleine Zehnten, der für kirchliche und schulische Zwecke in Anspruch genommen wurde, ruhte auf Obst, Zwiebeln, Hanf, Flachs, Kälber, Füllen usw. Außerdem waren bei Wegzug und bei Todesfällen die allgemein üblichen Abgaben an die Grundherrschaft zu entrichten und zwar in Geld und Naturalien, ja selbst in Kleidungsstücken.

¹⁾ Zu jener Zeit kamen die Rheinlachs in der Wiese noch bis Hausen und es wurde alljährlich der Lachsfang verpachtet. Nachdem bei Brombach das erste Wehr erstellt wurde, brachte man auf die Klagen der Gemeinden hin im Wehr sog. Fischleitern an. Doch die Lachs blieben aus.

In dem erwähnten „Berain“ sind auch die „gemeinen Dienst und Frohn“ aufgezählt, welche „die von Hausen“ zu leisten hatten. In allen „fürfallenden Nöten“ mußten sie mit den andern Vogteien gemeinsam handeln und alle „gemeinen Landesbeschwerden“ tragen helfen. Sie waren auch schuldig und pflichtig „einem jeden Vogt zu Schopfen acht Fuder Holz in der Frohn zu führen.“ Weiter mußten „die von Hausen“ zur Erhaltung der Schopfheimer Stadtmauern Frondienst leisten. Nur der Vogt von Hausen war von Abgaben und Frondiensten befreit. Der „Berain“ regelte auch die sonstigen Vergünstigungen, die dem Vogt zugestanden waren. Es hieß darüber:

„Es gehen ihm vier Schweineacker mit frei. Weiter hat er hernachfolgende Wasser zu der Vogtei zu nutzen, so anfahrt am Zeller Bann, hinter der Flur und zieht hinab bis auf die Mühlenmatten, so Hans Viehler und Georgius Urzet innehaben, davon gibt er jährlich der Herrschaft 5 Pf. Stebler.“²⁾

Die „Gerechtigkeiten und Gefälle“ wurden für Hausen im Jahr 1572 erneuert. Der „Berain“ hierüber läßt erkennen, daß der Markgraf des ewigen Streites wegen der Verteilung der Zehnt- und sonstigen Abgaben müde war. Durch eine Neuregelung wurde rechtliche Klarheit geschaffen. In dem erwähnten „Berain“ heißt es:

„Hausen.

Obrigkeith und Herrlicheith.

Herr Durchl. hochgeborener Fürst und Herr Carl Markgraf zu Baden u. Hochberg, Landgraf zu Sausenberg, Herr zu Rötteln u. Badenweiler, mein gnädigster Fürst und Herr ist rechter und einiger Herr und Inhaber des Fleckens Hausen, hat allda und so weit sich desselben Markungen, Zwing und Bann erstrecken und begriffen inn- und außerhalb Eckers zu Holz- und Feld und Wasser und Land, alle hohen landfürst. Regalien, Waid, Forst- und Wildbann, desgleichen den Stab aller hohen und niederen maleficiesträflichen und gerichtlichen Juris Diction, Ober- und Herrlichkeiten. Und derwegen alle Gebot und Verbotfrevel, Straßen und Wiesen und alle andern Recht, Gerechtigkeith und Dienstbarkeithen und sonst niemand anders . . .“

Die Zehntablösung

Erst im 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist in Hausen die Zehntablösung erfolgt. Baden hatte von Napoleon große Gebietsteile erhalten und war zum Großherzogtum erhoben worden. Im Großherzogtum war nun auch die alte Markgrafschaft aufgegangen. Großherzog Karl gab seinem Land und Volk schon im Jahre 1818 eine Verfassung. Die längst abbaureife Zehntpflicht der Untertanen blieb jedoch

²⁾ Der Stebler war eine Basler Geldmünze und wurde in Basel, wie Eberlin feststellt, bis zum Jahr 1362 geprägt. Stebler hieß diese Pfennigmünze deshalb, weil ein Bischofsstab aufgeprägt war.

noch weiter bestehen; erst am 3. Dezember 1836 traten die zehntpflichtigen Einwohner von Hausen zusammen, nachdem sie durch ein Schreiben der Großh. Domänenverwaltung Lörrach zur Erklärung darüber aufgefordert waren, ob sie mit einer Zehntablösung einverstanden seien.

Einstimmig erklärten sich die Versammelten für die Ablösung und auch die nach Hausen Zehntpflichtigen von auswärts schlossen sich alle dieser Erklärung an. Der Gemeinderat von Hausen erhielt Vollmacht zur Weiterführung der Verhandlungen. Am 28. März 1837 wurde dann der Ablösungsvertrag, nachdem er die Zustimmung der Regierung erhalten hatte, mit der Domänenverwaltung Lörrach abgeschlossen. Das Ablösungskapital für die Zehnten aller Art wurde auf rund 5560 Gulden festgesetzt, welche von den Zehntpflichtigen in fünf Jahresraten zu bezahlen und bis zur Abtragung mit 5 % zu verzinsen waren. Damit hatte die Zehntpflicht ihr lange herbeigewünschtes Ende gefunden.

Weide- und Walddrechte

Jahrhunderte hindurch war die Viehhaltung der lebenswichtigste Wirtschaftszweig der Ortsbevölkerung, wie dies auch bei den Nachbargemeinden der Fall war. Getreidebau erlaubten die Boden- und Klimaverhältnisse nur in beschränktem Umfang, zumal früher ein erheblicher Teil der heute nutzbar gemachten Flächen bewaldet, oder von Gestrüpp überwuchertes Sumpfgelände war. Besonders Gewanne mit undurchlässigem Boden (z. B. „Niedmatt“, ein Teil des Gewanns „Gern“, dann „Röhren“ und „Pfanneftiel“), hatten bis zur Entwässerung, die erst nach 30jährigen Verhandlungen im Jahr 1913 erfolgte, keinen sehr großen Nutzungswert, während ein erheblicher Teil der tiefer liegenden Matten vor der Regulierung des Wiesenbettes bei Hochwasser leicht überschwemmt und für längere Zeit verwüstet werden konnte.

Wenn daher die Viehhalter das Weiderecht leidenschaftlich verteidigten, so war nicht alemannische Starrköpfigkeit die Triebkraft, der Selbsterhaltungstrieb zwang sie, jedem Versuch, den schmalen Lebensspielraum einzuengen, energisch entgegenzutreten. An dieser Energie hat es „denen vo Husen“ nicht gefehlt, wie wir noch sehen werden. Das Weidrecht erstreckte sich übrigens nicht nur auf die Matten, auch der Wald kam, vor allem für die Schweine, als Weidland in Frage. Wie es oft mit den Besitz- und Lehensrechten bestellt war, ist dem Leser bereits bekannt, daß es bei den verwickelten „Rechts“-Verhältnissen auch zu manchen Konflikten mit Angrenzergemeinden kommen mußte, war erklärlich. In solchen Streitfällen suchte die Grundherrschaft gütlich zu vermitteln, nur wenn ein Vergleich nicht möglich war, wurde ein Urteilspruch gefällt. Wohl in den meisten Dorfgeschichten spielt der Streit um das Weide- und Walddrecht eine erhebliche Rolle.

Ueber einen solchen Streit, der sich zwischen Hausen und der Nachbargemeinde Raitbach abgespielt hatte, gibt ein Kaufbrief vom Jahre 1591 interessanten Aufschluß. Er besagt, daß die Gemeinde Hausen der Gemeinde Raitbach die „Waidgerechtigkeith“ abgekauft hatte. Als Preis wurden 80 Pfund angegeben, das dürfte nach unserem heutigen Geld eine Summe gewesen sein von etwa 500 Mark, die Kaufkraft eines solchen Betrages wird aber am Ende des 16. Jahrhunderts wesentlich größer gewesen sein als heute. Als bevollmächtigte Käufer der Gemeinde Hausen werden in dem Kaufbrief genannt „Michel Münch Vogt zu Hausen, Hans Büeller und Christen Dertlin Dorfgeschworenen daselbst“.

In dem Kaufbrief wird ausgeführt, das gekaufte Weidrecht umfaßt:

„erst, die Güter in der Egnau, desgleichen auch die Güter, die vor der Bruch liegen bis hinab an den Schlüsselbach, sam den Lehenmatten alles in Raitpacher Bann gelegen, welche jeh gemeldte Güter, sie die von Hausen Käufer mit der Sichlen und Sägissen ihres Gefallens nutzen und brauchen sollen bis Barttholomei allwegen acht Tag vor oder nach soll das Feld entblümt sein. Alsdann sollen die zwei Gemeinden Raitpach und Hausen jeh gemeldte Güter mit ihren Gemeindeherden ausweiden, bis an die Landstraß den gen Zeel geht. So viel aber das drit Feld unter dem Schlüsselbach den dreien Gemeinden Farnauw, Raitpach und Hausen gehörig belangend sollen die von Hausen zu Heuwer u. Erndtzeit mit der Rukung abbefahren, aber doch nit ender, sondern alsbald dies Feld entblümt ist. Alsdann solle es den 3 Gemeinden eine offene gemeine Waid sein bis an den Farnauwer Bann. Und sollen die von Farnauw mit ihren Ruen und Schweinen nit weiters dann bis an Schlüsselbach obfich fahren.“

Des weiteren wird in dem Kaufbrief bestimmt, daß „die von Hausen“ nun aber auch nicht befugt sind, ihr Vieh auf den Fahrnauer Bann zu treiben. Außerdem wird Hausen verpflichtet, den Raitbachern den Weg vom Fahrnauer Bann bis an den Zeller Bann „an Bannstein“ zu erhalten.

Dieser schriftlich ausgefertigte und amtlich beglaubigte Kaufbrief war bei späteren Streitigkeiten öfters eine recht wichtige Urkunde. Es darf den damaligen Bevollmächtigten der Gemeinde Hausen nachgerühmt werden, daß sie einen aner kennenswerten Weitblick bekundet haben, als sie sich nicht auf mündliche Abmachungen, wie es damals zum großen Schaden mancher Gemeinde oft üblich war, einließen, sondern den Kaufvertrag schriftlich anfertigen ließen. Eine amtliche Urkunde hatte auch damals durchschlagendere Beweiskraft, als mündliche Aussagen alter Leute, auf die sich prozessierende Gemeinden gerne beriefen, wenn anderes Beweismaterial nicht beizubringen war.

Natürlich konnte dieser Kaufbrief nicht verhüten, daß es auch fernerhin zu Reibungen kam, aber er blieb ein wichtiges, auch von der Grundherrschaft geachtetes Schriftstück und bildete u. a. im Jahre 1655 bei einem zwischen Hausen und Raitbach wieder zu regelnden Streit die rechtliche Grundlage

für einen Vergleich. Weidstreitigkeiten hatte die Gemeinde Hausen auch auszufechten mit anderen Gemeinden, so 1656 mit *Fahrna u*, 1681 mit *Gresgen* und 1706 mit *Ehnerfahrna u*. Die Streitfragen wurden in einem Schiedsverfahren geregelt. In dem Streit mit *Ehnerfahrna u* handelte es sich aber hauptsächlich um steuerliche Rechtsfragen. Das Protokoll einer Prozeßverhandlung in dieser Sache beginnt mit der Aufzählung der Titel dessen, der für die Rechtsprechung zuständig war. Da liest man:

„ . . durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Friedrich Magnus, Markgrafen zu Baden und Hochberg, Landgrafen zu Sauffenberg, Grafen zu Sponnheim und Eberstein, Herr zu Rötteln, Badenweiler, Zohr und Mahlberg . . .“

Notrufe nach Rötteln und Karlsruhe

Aus Gründen, die schon in früheren Abschnitten angeführt sind, war die Ertragsfähigkeit des landwirtschaftlich nutzbar gemachten Bodens gering, dementsprechend war es den Bewohnern von Hausen schwer, den vielen Abgabepflichten in vollem Umfang nachzukommen. Vogt Jakob *Urzet* schildert in einem Bericht an den Markgrafen (1742) die Notlage der Ortsbewohner recht eindrucksvoll. Laut „*Berains*“ vom Jahr 1572 waren von jeder Ehe vier Viertel sog. *Rauchhaber* an die hochf. Burgvogtei *Lörrach* abzuliefern. Vogt *Urzet* berichtet nun dem Markgrafen, daß dieses Quantum nie voll abgeliefert werden konnte; die jährliche Abgabe belief sich vielmehr nur auf 6 bis 10 *Sack*. Das Quantum wurde „auf die sich alhier befindlichen 14—15 *Pflüge* umgelegt“. Nun drängte die Herrschaft auf größere Abgabe, worauf Vogt *Urzet* in einem Bericht an den Markgrafen darlegte, daß dies unmöglich sei; sein Bericht ist mitunterschrieben von *Bartl. Käufflin*, *Jerg Strütt*, *Hans Greiner* und *Claus Weber*. Unter anderem wird ausgeführt:

„Da nun seither diese wenigen Höfe sich in viele arme Hütten verwandelt haben u. das ohnehin kleine *Bannlein*, welches meist in wenigen *Matten* und etwas *Bündtensfeld*, das übrige aus rohen und steinigen *Bergäckern* besteht, welche nur alle 6—7 Jahre angesät werden können u. von *Wild* großen Schaden erleiden, also zerstückelt ist, daß nicht einmal einer von den vornehmsten *Zugbauern* von einer *Ernt* bis zur andern genügsam *Brod* für seine *Haushaltung* davon einsammeln kann, wohl auch $\frac{1}{2}$ der hiesigen *Bürgerchaft* aus armen *Tagelöhnern* besteht, welche ihr *Brod* durch *Arbeit* in nachbarschaftl. Orten kümmerlich erwerben müssen . . .“

Fußfällig wird der Markgraf in der Eingabe gebeten, es bei der bisherigen Übung zu belassen, andernfalls die Untertanen in Hausen alle Bettler würden, denn sie müßten den abzuliefernden *Hafer* kaufen. Wohl auf Aufforderung hin, ging noch ein zweiter Bericht an den Markgrafen, der eine

Aufstellung der Abgaben enthielt, die von der Gemeinde Hausen jährlich entrichtet wurden. Darnach lieferte Hausen ab:

„an herrschaftl. Schätzung	720 Gulden	
Steuer	38	„
Heuzehnedengelder	39	„ 12 kr.
dem Herr Pfarrer	50	„
An die Sigristen zu Schopfen und		
Hausen zusammen	42	„ 48 kr.

Der Gesamtbetrag machte demnach annähernd 900 Gulden aus, ohne die Abgaben, die an die „Landkästen“ zu entrichten waren. In dieser 2. Eingabe, die von 16 Bürgern mitunterzeichnet ist, bemerkt Bogt Arzet:

„Wann je hunder noch jede Ehe sollte 4 Viertel Rauchhaber geben u. Gott wolle uns davor behüten, die Contribution dazu läme, um Gottes willen, wer wollte können hier wohnen und das ausstehen, wo kein Fruchtbau, keine Acker, kein Holz, keine Viehzucht nichts ist.

Auf diesen am 10. April 1742 erfolgten Notruf richtete die Regierung des Markgrafen Rückfragen an das Oberamt Rötteln. Dieses konnte die Angaben der Bürger von Hausen nur bestätigen. Der Markgraf befandete großherzige Einsicht und ließ die Abgabe auf jährlich 12 Malter festsetzen. Im Jahr 1766 zog die Regierung in Rötteln Erkundigungen ein, ob sich die Verhältnisse in Hausen nun soweit gebessert hätten, daß die normale Haferabgabe nach der Zahl der Ehen verlangt werden könne. Das Oberamt antwortete verneinend, das Gegenteil von Besserung sei zu berichten.

Wachsende Bevölkerung, wachsende Not

Wieder bestand die Gefahr einer Abgabenerhöhung, wieder bittet die Gemeinde unter Hinweis auf die Notlage, es bei der bisherigen Uebung zu belassen. Die Bittschrift ist unterzeichnet von Bogt Jakob Maurer und 9 Bürgern. In des Bogts Maurers Eingabe wird zum erstenmal das fürstl. Bergwerk genannt, das zwar eine starke Vermehrung der Bevölkerung, aber keine Hebung des Wohlstandes bewirkte. In der Bittschrift wird ausgeführt, daß durch Rückgang des Bergwerksbetriebs viele Arbeiter ihren Verdienst verloren hätten und kaum noch das Brot für ihren Unterhalt aufbringen könnten. Weiter sei die Bevölkerung durch die stark angestiegenen Schätzungen, Lands- und Kriegskosten, „auch einige Zeit durch den leidigen Viehfehler“ in große Not und tiefe Schulden geraten. Wiederum trug die Regierung dieser Notlage Rechnung und beließ es bei der bisherigen Abgabe von 12 Malter Hafer.

Untätig wollte aber nun die Regierung diesem Notstand nicht weiterhin gegenüberstehen. Sie regte Versuche an zur intensiveren Ausnutzung des landwirtschaftlichen Bodens. Bergfelder, die zum Anbau von Wiesen- und Ackerpflanzen ungeeignet waren, sollten aufgeforstet, die andern aber zunächst

mit Futterkräutern wie Klee und Esperette, oder mit geringen Fruchtarten, z. B. Heidentorn, angepflanzt werden, um die Ertragsfähigkeit zu steigern. Den Versuchen war jedoch kein Erfolg beschieden. Vogt B ö t s c h berichtete am 8. März 1769 an das Oberamt Rötteln, die Gemeinde habe Heidentorn bestellt, wolle es auch selbst bezahlen, doch sollten zunächst nur einige Sucharten angesät werden, da man die Befürchtung hege, das Heidentorn komme nicht zur Reife. Diese Vermutung erwies sich als durchaus begründet; das Oberamt Rötteln berichtete am 10. Juli 1771 nach Karlsruhe, das Heidentorn sei wohl aufgegangen, habe auch schöne Blüten getrieben, zur Reife aber sei es nicht gekommen, diese Getreideart brauche vermutlich eine sonnigere Gegend.

Streit um den Wald

Wie schwierig es war, auf dem engen Raum des kultivierten Landes die anwachsende Bevölkerung des Dorfes durchzubringen, zeigen die Notrufe an den Markgrafen, über die in den vorhergehenden Abschnitten berichtet ist. Um sich ein richtiges Bild zu machen, wird auch zu berücksichtigen sein, daß zur damaligen Zeit das schnellste Verkehrsmittel das Pferdegespann war. Von einer organisierten Marktregelung im heutigen Sinne konnte natürlich auch keine Rede sein. Dazu kam die unheilvolle Zwergstaaterei, die einem Güter-austausch, selbst wenn er möglich gewesen wäre, hemmend im Wege stand. Wenn trotzdem die damals verantwortlichen Leiter der Geschicke des Dorfes sich auch der Armen und Notleidenden annahmen, so darf die Nachwelt ihnen dies heute ehrend nachrühmen. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, daß auch H e b e l an die Armen seines Heimatdorfes gedacht hat, als er im „J e n n e r“ die Verse schrieb:

„Je, 's wär wohl hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallt's eim scho.
Doch menggi Frau, daß Gott erbarm,
sie nimmt ihr nadig Chind in Arm;
sie het em nüt um d'Gliebli z'tue,
und widlet's mittem Füertuch zue.

Sie het lei Holz und het lei Brod,
sie siht und chlagt's im liebe Gott.
Gfriert Stei und Bei, wohl taut der Schmerz
no Tränen uf im Wuetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armet a.

Gang, bring der arme Fischer-Lis
e Sädlì Mèhl, e Hembli wiif;
nimm au ne Welle oder zwo
und sag, sie soll au zuenis cho
und Weihe hole, wenn i bach;
und bedet jeh der Fisch alsgmach.“

War die Ernährungslage stets unbefriedigend, so konnte wenigstens der Bedarf an Nutz- und Brennholz aus dem Reichtum des Waldes leicht gedeckt werden. So wird wenigstens angenommen werden dürfen. Doch auch bei der Holzversorgung kam es im Laufe der Zeit öfters zu sehr unerquicklichen Zuständen. Die Bedürfnisse der Ortseinwohner steigerten sich, die markgräfliche Verwaltung aber machte ihre Besitzansprüche an den Wald stärker geltend und suchte dem Raubbau durch eine geordnete Forstwirtschaft zu steuern. So stießen die Gegensätze aufeinander, nicht nur in unserem Dorf, sondern wohl so ziemlich in allen Waldgemeinden der Markgrafschaft. Manche Blätter der Ortsgeschichten können mit Berichten über den Streit um den Wald gefüllt werden. Als später noch der riesige Holzbedarf der Eisenwerke dazu kam, worüber noch berichtet wird, verschlimmerte sich die Lage noch mehr.

Die Geltendmachung der Besitzrechte durch die Grundherrschaft hatte für viele Gemeinden recht nachteilige Folgen, in nicht seltenen Fällen wirken diese Folgen noch bis auf den heutigen Tag. Der Wald war von altersher als *Gemeinschaftsbesitz* betrachtet worden. Das notwendige Holz daraus holen zu dürfen, galt als selbstverständliches *Gewohnheitsrecht*. Es wurde aber von den Gemeinden oft versäumt, dieses Gewohnheitsrecht in geschriebenen *Rechtsurkunden* festzulegen. Bei den vielen Prozessen, die um den Wald geführt wurden, nuzte es in der Regel nicht viel, wenn alte Leute in großer Zahl als Zeugen aufmarschierten und eidlich bekundeten, daß schon der Großvater selig und der Urgroßvater selig von dem alten Gewohnheitsrecht erzählt und von ihm Gebrauch gemacht hätten. Besitzrechtlich wirkte sich das Fehlen urkundlichen Beweismaterials wohl stets zum Nachteil der Gemeinden aus.

In diesen Streit um die Besitz- und Nutzungsrechte am Wald war auch die Gemeinde *Hausen* verwickelt. Ueber einen solchen Streit gibt eine Beschwerde der Gemeinde Hausen an den Markgrafen Aufschluß. Sie ist datiert vom 28. April 1704 und richtet sich gegen die Forstknechte zu Steinen und Fahrnau, die scheint's auch die Waldhut für Hausen versehen haben. Sicherlich war die Annahme falsch, die Forstknechte handelten eigenmächtig und aus Böswilligkeit, sie werden schon Weisungen und Winke erhalten haben von „oben“. In der Beschwerdeschrift heißt es:

„Der Forstknecht zu Steinen habe vor etlichen Jahren aus ihrer gemeinen Waldung der Niederberg genannt Bauholz verkauft und den Erlös gnäd. Herrschaft geliefert, nun soll dieser Wald gar als gnäd. Herrschaft eigen Gut eingezogen werden, und ihnen an ihre uralte Gerechtigkeit dispensiert werden, der jetzige Forstknecht verkaufte auch das Holz daraufhin und hat ein großes Stück weiter als vorhin jemalen zu einem Hau gemacht, welches ihnen großen Schaden am Waidgang bringt, weil nun solcher wie beigelegter Extractus bestätige bis etwa auf 10 Zucharten allezeit ihnen gehört, sie selbigen auch bei Mannesgedenten ausgeholzet, so hoffen sie dabei gelassen zu werden.“

Schon in einer früheren Bittschrift an den Markgrafen war das Recht der Gemeinde geltend gemacht unter Berufung auf den „*Berain*“ von 1592

und auf das Zeugnis alter Leute. Eindringlich wurde betont, daß die Verweigerung der Holzabgabe den Ruin der Untertanen bedeute, denn das Kaufen des Holzes sei ihnen infolge ihrer Armut ganz unmöglich. Erneut wurde mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß es sich um Gemeindewald („Allmendewald“) handle. Das gewöhnliche Stammgeld, so wurde betont, wolle man aber gerne bezahlen, wenn „die gnäd. Hochf. Wilfsahrung uns getröstend in lieffter Submission verharren tun.“

Gutachtlich berichtete das Forstamt Rötteln nach Karlsruhe, es seien keine Lagerbücher vorhanden, und stark mißmutig wurde hinzugefügt, wenn die alte Regelung anerkannt werde, dann könne die Herrschaft „hier dero Gerechtigkeith auch verschenken wie zu Oberedenen.“ In einem Schriftsatz der Gemeinde Hausen, der am 4. Juli 1706 an den Markgrafen abging, heißt es:

„Die Gemeinde habe ein Stüd Wald von ungefähr 40 Zucharten, darinnen sie jederzeit das Holz und Aedericht allein, den Waidgang aber etliche Tage mit Gresgen teilbar, und mit Raitbach nicht anders als mit dem großen Vieh auch zu befahren genossen haben. Vor 40 und 18 Jahren habe auch die Gemeinde solchen Wald ohne Einrede abgeholzet, jeso machen ihr die Forstknechte Schwürrigkeit.“

Einige Jahre später kam es auch um den Gemeindewald Alzenbüehl zu einem Streit, da der Forstknecht Simon Schuster diesen Gemeindewald „disputierlich“ machte. In einer Eingabe an den Markgrafen, vom 4. April 1715 datiert, hebt die Gemeinde Hausen wieder auf den seit 1592 vorhandenen und 1711 „renovierten autentischen Berain“ ab, und auf die Aussagen alter Leute, um ihr Besitzrecht nachzuweisen, doch der herrschaftliche Registrator Brodhag berichtete dem Markgrafen, daß sich im Archiv zu Basel nichts gefunden habe, was sich auf den Wald Alzenbüehl beziehe. Der Forstknecht Jakob Kramer von Steinen sagte aus, daß er und sein Vater selig diesen Wald schon 64 Jahr unter ihrer „Inspektion“ hatten und nie etwas anderes gewußt und gehört hätten, als daß dieser Wald der Herrschaft gehöre.

Das Forstamt erließ nun den Befehl, jede Holzabgabe einzustellen, bis der Streit entschieden sei. Vogt Sicc von Hausen schilderte darauf die dadurch für die Ortsbewohner entstandene Not. Da der Winter vor der Tür stehe, müßten sie entweder in Straf verfallen, also das Holz im gemeindeeigenen Wald „stehlen“, oder „elendig verfrieren“. Die ältesten Männer der Gemeinde (genannt werden Jakob Böttsch, Melchior Hechler, Hans Bauert, Hans Bröderlin, Jakob Hunginger und Hans Nef) mußten unter Eid aussagen, was sie über den Wald wußten. Alle sagten übereinstimmend aus, daß ihnen nie nichts anderes bekannt gewesen sei, als daß dieser Wald im Alzenbüehl der Gemeinde gehöre.

Aus „Fürstlicher Gnade“ genehmigte schließlich der Markgraf, daß die Gemeinde Hausen aus dem von ihr als Gemeindewald angesehenen, nunmehr aber abgesprochenen Wald von Jahr zu Jahr zu den von altersher gebräuchlichen Bedingungen das notdürftige Gabholz beziehen durfte.

Sippenforschung

Hebels Vorfahren mütterlicherseits und die ältesten Familien des Dorfes

„Der Metti seit:

. . . Siehst nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt?
's isch jede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöni Stadt,
me sieht sie nit vo do, und haltst di guet,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findst der Metti dort, wenn's Gottwill isch,
und 's Chüngi selig, d'Mueter . . .
Lueg dort isch d'Erde gsn, und selle Berg
het Velche gheißel! Mit gar wit dervo
isch Wisleth gsn, dort hani au scho glebt,
und Stiere gwettet, Holz go Basel gfüehrt,
und brochet, Matte g'raust, und Liechtspöh gmacht,
und gwätterlet bis an mi selig End,
und möcht jez nümme hi.“ — Hü st Laubi, Merz!

(Aus Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit“)

Die ältesten Unterlagen zur Sippenforschung in unserem Dorf stammen aus den Jahren 1295 und 1344. Es handelt sich um einen Kaufbrief und einen Ding- und Zinsrodel des Klosters Weitenau. Diese Urkunden geben zum erstenmal sichere Anhaltspunkte dafür, daß zu jener Zeit in unserem Ortsbann sesshafte Menschen ihren Wohnsitz hatten. Es werden die Namen eines Heinrichs von Hufen, eines Wolmars, eines Blansinger und eines Hafners genannt. Von wann ab und wie lange die Träger dieser Namen in Hausen ansässig waren, wissen wir nicht, ihre Spur verliert sich in den genannten Urkunden.

Zuverlässigen Aufschluß über die Bevölkerung des Dorfes erhalten wir erst durch das Schopfheimer Kirchenbuch. Eberlin gibt in seinem Buch „Die Geschichte der Stadt Schopfheim“ aus dem Kirchenbuch die Namen der Schopfheimer Bewohner, aber auch die Namen der Bewohner in den zu Schopfheim gehörenden Filialdörfern bekannt. Im Kirchenbuch von 1610—1630 sind vom Filialdorf Hausen die Namen von 34 Familien genannt und zwar:

Arzet, Baltama, Bieler, Bierloff, Brendle, Brenner, Brüderlin, Büchele, Brender, Bühler, Buhmann, Gerbel, Gottstein, Gudemann, Herzog, Hüglin, Johner, Lacher, Motsch, Münch, Michael Vogt, Mugenhirn, Nägelin, Dertlin, Riemer Hans, Riestler, Rinner, Rigi, Saler, Schott, Strübin, Sütterle, Wähmer, Zoller.

Die hier genannten Namen sind in unserer Gegend zum großen Teil noch heute wohlbekannt und stark vertreten; wie weit deren Träger ihren Stammesbaum in Hausen hatten, entzieht sich unserer Kenntnis. In Hausen selbst

sind von diesen 34 Familien nur noch zwei ansässig, die ihre Fortpflanzung am Ort durch die Jahrhunderte bis heute in ununterbrochener Reihenfolge nachweisen können. Es sind dies die durch Sperrdruck hervorgehobenen Familien **Arzet** und **Dertlin**. Ihre Ansässigkeit in unserem Dorf läßt sich urkundlich noch viel früher nachweisen; so treten die Arzet schon im Jahr 1534, die Dertlin 1540 hervor. Träger der Namen, die außer Arzet und Dertlin im Kirchenbuch genannt sind, gibt es zum Teil auch heute noch in unserem Dorf, doch handelt es sich nicht um direkte Nachkommen der genannten Familien, sie sind im Laufe der Zeit zugezogen. Aus der schon im Jahr 1540 nachweisbar in Hausen ansässigen und seither ununterbrochen hier wohnenden Familie Dertlin ist Hebels Mutter, Ursula Hebel, geb. Dertlin, hervorgegangen. Unser gefeierter alemannischer Heimatdichter entstammt somit mütterlicherseits einer Bauernfamilie ältesten Hausener Ursprungs.

Ein großer Teil der im Schoppsheimer Kirchenbuch von 1610—1630 genannten Familien in Hausen war schon im Kirchenbuch von 1710—1720 nicht mehr verzeichnet. Viele dürften dem Dreißigjährigen Krieg, der von 1618 bis 1648 grauenhaftes Elend auch über unsere Heimat brachte, zum Opfer gefallen sein. Was der Krieg verschonte, wurde durch Seuchen und Hungersnot heimgesucht. So war es erklärlich, daß viele Familien völlig ausstarben. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts aber machte sich in der Bevölkerungsbewegung unseres Dorfes bereits das 1685 in Betrieb gekommene Eisenwerk bemerkbar. Die Bevölkerung nahm zahlenmäßig zu und der rein bäuerliche Charakter des Dorfes erfuhr durch den Zuzug von Hammerschmieden und anderen Arbeitern des Eisenwerks soziale Veränderungen. Im Schoppsheimer Kirchenbuch von 1710—1720 sind u. a. folgende Familien von Hausen genannt:

Bauert, Bötsch, Brunner der Schulmeister, Bürkin, Clais der Bäcker und Adlerwirt, Frik (Stammvater der Frik und Hammerschmied), Fren, Greiner, Keller, Klemm, Klingele, Lacher, Linsin, Maier, Maurer, Roser, Scherer, Schmidt, Schwörer, Siegrist, Strütt, Tschertter, Währer und Weber.

Ein Teil dieser Familien ist heute noch in Hausen ansässig, andere sind in Nachbarorten zu finden. Scherer und Schwörer waren leitende Männer im Eisenwerk.

Es sind eingangs die Namen einiger Leute genannt, die in einem Kaufbrief und in einem Weitenauer Ding- und Zinsrodel verzeichnet sind. Ergänzend sei berichtet, daß auch in alten Pergamenturkunden des Generalandesarchivs in Karlsruhe eine Anzahl Namen von Leuten eingetragen sind, die einmal in Hausen gewohnt haben. Da werden genannt:

Clewy Suter (1470), Symon Häffer, Hans Fürbach (1471), Friedle Eichelin (oder Eichle) (1513), Klaus Alärn (1517), Andris Guttherle und Konrad Bieler (1529), Klaus Arzet (1534), Christa Sprenger (1539) und Hans Bruder (1551).

Alle hier Genannten, mit Ausnahme der Arzet, sind nur in den Akten erwähnt, mehr wissen wir nicht von ihnen. Es war ein stetes Kommen und Gehen in unserem Dorf, wie überall auf Erden. Geschlechter tauchten auf und verschwanden wieder. Woher sie kamen, wie lange sie in unserem Dorf ansässig waren, werden wir nie erfahren können. Manche Familien dürften im Mannesstamm ausgestorben sein, andere sind Kriegen und Seuchen zum Opfer gefallen, und nicht wenige werden, getrieben von der wirtschaftlichen Not, in der Fremde ihr Brot gesucht haben. Spärlich nur sind die überlieferten Nachrichten und vielfach unzuverlässig. Aber zuverlässig hat Hebel durch den „Netti“ dem „Bueb“ in der „Vergänglichkeit“ das unverrückbare Gesetz der Schöpfung verkündet:

„ . . 's chunnt alles jung und neu, und alles schliicht
im Alter zue, und alles nimmt en End,
und nit stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,
und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Wie meint, vo alle riehrt sie kein, und doch
rucht alles wilters, alles chunnt und goht.“

Verwandte Hebels in Hausen

Als Hebel den Blumenkranz seiner alemannischen Gedichte dem Heimatvölklein zum Geschenk machte und es eingeladen hat, sich zu sammeln um „die Linde unterm Sonntagshimmel-blau“, da nannte er in seinem Widmungsschreiben mit den Freunden und Landsleuten auch die guten Verwandten. Wer waren und wer sind diese? Um es heute festzustellen, ist eine umständliche Sippenforschung nötig. Der Leser möge daher etwas Geduld haben.

Hebels Mutter war eine Tochter des Georg Dertlin in Hausen, der mit einer geb. Rüßlin verheiratet war und von 1679 bis 1741 gelebt hat. Verfolgen wir den Stammbaum der Dertlin noch weiter zurück, so stoßen wir auf die interessante Tatsache, daß die Dertlin und Arzet nicht nur zu den nachweisbar ältesten Familien unseres Dorfes zählen, sondern auch durch nahe Verwandtschaft miteinander verbunden sind. Der Großvater des Georg Dertlin, Hebels Ururgroßvater Adam Dertlin, der von 1606 bis 1678 gelebt hat, war nämlich mit einer geb. Arzet (Anna) verheiratet. Aber auch in der neueren Zeit schlossen zwei Angehörige dieser beiden Familien miteinander den Herzensbund fürs Leben. Wieder war „Er“ ein Dertlin (Erhardt), die „Sie“ eine Arzet (Luise). Dieses Ehepaar, das in Hausen Hochzeit feierte, finden wir später in Südamerika (Argentinien). Wir werden bei Erhardt Dertlins noch einen Besuch machen.

Hebels Mutter, Ursula Dertlin, war das 7. Kind unter 9 Geschwistern (5 Mädchen und 4 Buben). Fünf der Geschwister starben schon im

Kindesalter. Die Geburtenzahl war damals ziemlich allgemein recht hoch, doch war auch die Kindersterblichkeit infolge der mangelhaften hygienischen und sanitären Verhältnisse sehr viel größer als heute. Ein großer Teil der Kinder starb schon im Säuglingsalter.

Von den Geschwistern der Ursula waren noch zwei verheiratet, der drei Jahre jüngere Bruder Jakob Dertlin mit einer geb. F r i t z , und die drei Jahre ältere Schwester Chüinggeli (Kunigunde) mit einem W a l l i s e r . Aus der letzteren Ehe gingen 8 Kinder hervor, von denen 3 im Kindesalter starben.

Das Ehepaar Jakob Dertlin = F r i t z hatte zwei Buben, von denen der eine als Kind gestorben ist, während der andere, der wie sein Vater Jakob hieß, sich im Mannesalter mit einer geb. O s w a l d von R i e d (Kleines Wiesental) verheiratet hat. Drei Kinder waren dieser Ehe beschieden, zwei Buben und ein Mädchen. Sie hießen Hansjobel (Johann Jakob), Hansjerg (Johann Georg) und Annemeili (Anna Maria). Der Hansjobel verheiratete sich später mit einer geb. B e h r i n g e r , der Hansjerg mit einer geb. B l a t t und 's Annemeili ebenfalls mit einem B e h r i n g e r . Der letztere war ein direkter Vorfahre vom heutigen A d l e r w i r t Johann Georg B e h r i n g e r .

Der Hansjobel, der Sohn also vom Bruder der Mutter Hebels, und 's Urseli (Ursula), eine Tochter vom Chüinggeli (Schwester der Ursula Dertlin = Hebel), waren die beiden Hausener Erben des Dichters. Eine letztwillige Verfügung über das hinterlassene Vermögen, gleichviel welcher Art es war, fehlte beim Tod Hebels, was beweisen dürfte, daß Hebel mit einer noch längeren Lebensdauer gerechnet hat. Die Verteilung der gesamten Hinterlassenschaft erfolgte dann nach den gesetzlichen Vorschriften, und so kamen 13 Teile der Hinterlassenschaft nach Simmern, dem Heimatort von Hebels Vater, und nur 2 Teile in das Heimatdorf des Dichters und seiner Mutter.

Stammvater der heute noch in Hausen und in Südamerika lebenden Dertlin ist Hebels Vetter Jakob Dertlin. In Hausen handelt es sich um den 1909 geborenen Karl D e r t l i n , Sohn des F r i t z D e r t l i n = B e h r i n g e r , und in Südamerika um die 6 Kinder (fünf Söhne und eine Tochter) der Eheleute Erhardt Dertlin = A r z e t . Die Väter, F r i t z und Erhardt Dertlin, waren Geschwisterskinder; ihr Urgroßvater war Jakob Dertlin, der Bruder von Hebels Mutter.

Bei Ueberprüfung der familiengeschichtlichen Zusammenhänge, deren ausführliche Schilderung hier zu weit führen würde, lassen sich außer den Dertlins in Hausen heute noch folgende Familien namhaft machen, die zu den näheren oder entfernteren Verwandten Hebels gehören: A r z e t , A r z e t = B o l z , B e h r i n g e r , F r i t z , G r e i n e r , G r a u e r und M e i e r (Gustavs Nachkommen).

Auswanderer

Etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts scheinen manche Leute in unserm Dorf, wie es auch anderwärts zu beobachten war, von einer Art Auswanderungsfieber erfaßt worden zu sein. Junge, strebsame Menschen, denen der Lebensspielraum in der Heimat zu eng geworden war, hofften in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ein besseres Auskommen zu finden. Die Erfolgsaussichten in Amerika und der märchenhafte Reichtum der „Neuen Welt“ waren ihnen von gerissenen Werbern offenbar in den verlockendsten Farben geschildert worden. Die gutgläubigen *Alemanen*, in Amerika als fleißige und zuverlässige Arbeitskräfte stets geschätzt, schenkten den Schilderungen vollen Glauben. Zudem war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Not in unserer Heimat besonders groß, so daß der Entschluß zur Auswanderung auch denen erleichtert wurde, die mit jeder Faser ihres Herzens an der alten Heimat hingen. Manche fanden auch in Amerika ein besseres Auskommen, größer aber war wohl die Zahl derer, die sich in ihren hochgespannten Erwartungen enttäuscht sahen; sie werden sich oft zurückgesehnt haben zur „Schweizsuppe“ und zum „Grumbirebrägel“ der alten Heimat.

Nicht immer aber war es lediglich die wirtschaftliche Bedrängnis, die zur Auswanderung trieb, es lagen oft noch andere Beweggründe vor, die politischen und seelischen Ursprungs waren. Viele unserer Landsleute hatten sich für die Freiheitsideale der 48er Revolution begeistert; sie ersehnten ein einiges großes Deutschland und waren des Fürstengezänks und der Kleinstaaterei überdrüssig geworden, zumal ihnen Amerika nicht nur als sehr reiches, sondern auch als Land der goldenen Freiheit geschildert worden war. Die politische Gegenströmung, die nach den Sturmjahren 1848/49 einsetzte, machte den Werbern die Arbeit leicht, wenn sie Arbeitskräfte mit vielen Versprechungen, die oft nicht gehalten wurden, zur Auswanderung nach Amerika aufmunterten. Für die Heimat waren diese Auswanderer nicht verloren, sie fühlten sich als *Auslandsdeutsche* im besten Sinn des Wortes, blieben ihrem *Deutschtum* auch in der Fremde treu und hielten die Verbindung mit der alten Heimat aufrecht.

Freilich gab es, was nicht unerwähnt bleiben soll, an manchen Orten auch Beispiele, wie heimattreue deutsche Volksgenossen durch Engstirnigkeit verbittert werden konnten. Auf die politischen Zustände nach 1848/49 ist schon hingewiesen worden. Sie vermochten die Menschen, die das Land verlassen hatten, nicht aus dem Heimatboden zu entwurzeln. Diese Entwurzelung dürfte aber in den Fällen nicht selten gelungen sein, wo *Ortsarme* auf Kosten der Gemeinde abgehoben wurden, nur um sie los zu sein und in der irrigen Meinung, es lasse sich auf diese Weise der Wohlstand der Daheimgebliebenen heben. Viel Bitterkeit wird die Folge solcher Aus-

stoßung aus der Dorfgemeinschaft gewesen sein, ohne daß der Wohlstand der andern größer wurde. Soziale Schäden lassen sich nicht mit solchen Mitteln beseitigen, eine planvoll durchgeführte Erzeugungsschlacht wäre Wohlhabenden und Ortsarmen nützlicher gewesen.

Ueber die Stimmung, wie sie unter den landsmännischen Auswanderern herrschte, gibt ein Gedicht Aufschluß, das neulich bei der Durchforschung alten Schriftmaterials in Max Herbsters Haus gefunden wurde. Es widerspiegelt sich darin allerdings auch die übertriebene Vorstellung von den Herrlichkeiten Amerikas, wie sie durch schöngefärbte Berichte entstanden sein mochten. Das Gedicht ist handschriftlich geschrieben und in Büchleform geheftet, wird also vermutlich den Auswanderern als Andenken mitgegeben worden sein. Auf dem Titelblatt ist zu lesen: „Abschiedslieder der deutschen Auswanderer bey ihrer Abreise von Europa nach Amerika.“ Darunter steht: „Hausen am 24ten Merz“ und weiter ist beigelegt: „im Merz 1849 . Bartlin Jost.“ Ob dieser der Verfasser war, kann nicht genau festgestellt werden, zu den Auswanderern selbst gehörte Bartlin Jost nicht, wohl aber sind Kinder von ihm damals und später anfangs der 80er Jahre nach Amerika ausgewandert, Sophie und Bartlin Jost und Kinder.

Bartlin Jost, dessen Namen auf dem Titelblatt des Gedichts steht, ist laut Kirchenbuch am 28. August 1796 geboren worden in Hausen und ist hier am 13. Mai 1874 gestorben. Er war u. a. der Vater der Frau Maria Katharina Herbst = Jost und der Frau Elisabeth Zumbel = Jost.

Einige der Verse des Gedichts mögen hier nun wiedergegeben sein und zwar in der gleichen Schreibweise, wie sie der Verfasser im Original angewendet hat:

„Bald wird die Bittre Stunde schlagen
die uns von Dir Europa trennt.
Zu sein mit Gott wier wollens Wagen
wen gleich die Trän im Auge brennt.

Es sind so viele unserer Lieben
zuriüd im Deutschen Vaterland
getrennt von uns zuriüdgeblieben
an Noth und Elend fest gebannt . . .

Doch laßt uns nun die Tränen stillen
das was uns in die Fährne treibt
drückt schwer doch gehn mit freiem Willen
wobei uns ja die Hoffnung bleibt . . .

Dort wo die wahre Freiheit thronet
dort blühet uns ein sichres Glück
dort wird die Arbeit guth belohnet
gewiß wünscht keiner sich zuriüd . . .

Dort kann man seine Kräfte üben
und Wohlstand ist des Fleißes Lohn
wohl fischt dort mancher auch im Erlüben
doch dafür wird ihm Spott und Hon . . .

Dort kan den lieben Gott verehren
ein jeder wie es ihm gefällt
man wird es keinem dort verwehren
wen er vermehren will die Welt . . .

Dort ist das Volk der Herr und Meister
das Volk ist's das sich selbst Regiert
dort spuken nicht die Bösen Geister
wie sie Despoten Angst gebiert

Dort wo die hellen Sterne scheinen
dort blicket auch der Freiheits Stern
darum kein Klagen und kein Weinen
wiew folgen ja dem Rufe gern.
Zum Abschied laßt uns nun die Hände geben
Es soll Amerika es soll die Freiheit leben.

Die Zahl derer, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unser Dorf als Auswanderer verlassen haben, ist recht beträchtlich, Angehörige alter Hausener Familien befanden sich dabei. Ihre Namen sind im Kirchenbuch verzeichnet, doch ist über den Zeitpunkt der Auswanderung nichts näheres gesagt, da aber die Eintragungen von demselben Pfarrer gemacht wurden, kann angenommen werden, daß alle Genannten gleichzeitig, oder in kurzen Abständen ausgewandert sind. Die Namen werden nachstehend genannt. In Klammern ist das Geburtsjahr erwähnt, woraus das ungefähre Alter der Auswanderer ersichtlich wird. Genannt sind im Kirchenbuch:

Sophie Jost (Geb. 1830), Joh. Jak. Behringer (1806). (War ein Bruder von Wagner Behringer Gustavs Vater), Joh. Georg Urzet (1821), Joh. Jak. Dörflinger (1793), Johannes Glatt (1847), Tobias Glatt (1808), Jak. Fr. Greiner, Schneider (1828), dessen Geschwister Wilhelmine Auguste (1830), Johannes (1833) und Anna Magdalena (1835), Christian Fr. Greiner (1833), dessen Bruder Stephanus (1834. Beide waren Brüder von Wilhelm Greiner, „s Christians Wilhelm“, dem das heutige Haus Rübin gehörte.) Joh. Jak. Hausner (1807), Gottfried Müller (1820). Mit ihm gingen die Geschwister Bernhard (1828) und Marie Luise (1831), Gustav Müller (1841).

Ein 1839 geborener Ernst Fr. Greiner von Hausen ließ sich nach Holland anwerben, und ein Ernst Klaile, geb. 1847, war als Mechaniker in Schweden tätig und ist in Finnland gestorben.

Auch vor und nach den genannten Auswanderern haben manche Landsleute unser Dorf verlassen, um in der weiten Welt, vor allem in Nord- und Südamerika ihr Glück zu suchen. Ganze Familien zogen fort, oder folgten nach, wenn Angehörige über dem großen Wasser ein erträgliches Auskommen gefunden hatten. Manche haben die Verbindung mit der Heimat nur noch lose gepflegt, aber ganz verloren ging sie selten. Und wenn jetzt unsere Landsleute und deren Nachkommen in fremden Landen die Kunde vernehmen, daß ihr Heimatdorf im herrlichen deutschen und alemannischen Heimatland sie nicht vergessen hat, sondern ihrer insbesondere am alljährlichen

Hebelfest und „him Schilbefüür an d'r Buresasnecht“ gedenkt, und wenn sie Kenntnis davon erhalten, daß nunmehr ihres Heimatdorfes Geschichte niedergeschrieben und auch ihnen zugänglich gemacht ist, dann wird sicherlich das Band zur alten Heimat wieder neu und noch fester geknüpft werden. Und die Alten werden ihr Hebelbüchle „us d'r Rummod länge“ und werden den Kindern und Enkeln vorlesen, was der Abendstern und seine Mutter übers Wiesental meinen:

„ . . . O Muetter, lueg doch au
do unte glänzt's im Morgetau
so schön, wie in di'm Himmelsaal! —
„He“, seit sie, „drum isch's Wiesetal.“

Heimattreu auch in fernen Landen

In den Wirren der napoleonischen Zeit bekundete Hebel oft seine Abneigung gegen das Politisieren. Doch im tiefsten Herzensgrund des Dichters war der Freiheitswille der Alemannen nicht abgetötet, Hebel haßte als Alemanne jede Fremdherrschaft. In seiner Brust schlug ein *f e r n d e u t s c h e s* *H e r z*, und als das ganze deutsche Volk in den Befreiungskriegen das kossische Joch von sich abschüttelte, da gestand Hebel seinen Freunden, er sei aus seinem politischen Tiefschlaf erwacht. Und im Januar 1814 schrieb er an seinen *B e t t e r* ein „Patriotisches Mahnwort“, worin es hieß:

„Alle edlen Stämme deutschen Blutes, der Preuße, der Sachse, die Hessen, die Franken, die Bayern, die Schwaben, was am langen Rhein und an der weitentfernten Donau deutsch spricht und ist, alles ist Ein Mann, Ein Mut, Ein Bund und Ein Schwur: Deutschland soll frei sein von der Fremden Joch und Schimpf.“

Die vaterländische Gesinnung seiner Landsleute sollte sich also nicht auf das Gebiet der engeren Heimat beschränken, sie sollte sich nach dem Willen Hebels in *g r o ß d e u t s c h e m* Fühlen und Handeln nicht minder bewähren. Gerade in der gegenwärtigen Zeit führen unsere Volksgenossen *a u ß e r h a l b* *der Reichsgrenzen* einen sehr schweren Kampf um die *E r h a l t u n g* *i h r e s D e u t s c h t u m s*. Wir erhalten einen Begriff von der Schwere und Bedeutung dieses Kampfes, wenn wir die Tatsache würdigen, daß in *M i t t e l e u r o p a* allein das von *D e u t s c h e n* besiedelte geschlossene Gebiet auf nicht weniger als 15 Staaten¹⁾ aufgeteilt ist.

Unter den Vorkämpfern des Deutschtums fehlen Hebels engere Landsleute nicht; auch sie halten in fernen Landen der alten Heimat und dem Deutschtum, dem sie durch Blut und Rasse angehören, die Treue. Daß unter den verdienstvollen Pionieren des Deutschtums im Ausland ein *n a h e r* *B e r w a n d t e r* *H e b e l s* aus unserm Dorf zu finden ist, darf im ortsgeschichtlichen Buch mit besonderem Stolz erwähnt werden. Es handelt sich um den

¹⁾ Aus Lange Friedrich. „Deutsches Volk in 15 Staaten“, Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig.

Sohn des Jakob Dertlin, den in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Südamerika ausgewanderten Erhardt Dertlin. Es ist bereits in einem andern Abschnitt gesagt worden, daß Dertlin Erhardt sich im Heimatdorf die Luise Arzet zur Frau holte und daß 6 Kinder (5 Söhne und 1 Tochter) aus der Ehe hervorgegangen sind. Wie sehr die Eltern mit der alten Heimat verbunden bleiben wollten, geht recht eindrucksvoll daraus hervor, daß sie zwei ihrer Söhne vorübergehend nach Hausen in die elterliche Heimat schickten, damit sie dort die deutsche Muttersprache und der Eltern und Hebels Heimat kennen lernen konnten.

Erhardt Dertlin ist am 18. Juli 1924 in Lucas Gonzales (Argentinien) als Farmer gestorben. Welches Ansehen er genossen, und wie stolz die alte alemannische Heimat auf diesen Betler Hebels sein darf, geht aus dem Nachruf hervor, den die deutsch-amerikanische Zeitung im Wirkungskreis Erhardt Dertlins diesem anläßlich des Todes gewidmet hat. Die alte Heimat ist es dem Verstorbenen schuldig, den Nachruf ungekürzt im ortsgeschichtlichen Buch wiederzugeben, zum ehrenden Andenken an den Verstorbenen, und um allen unsern landsmännischen Auslandsdeutschen zu zeigen, welch leuchtendes Beispiel der Treue zur Heimat und zum Deutschtum der Betler Hebels gegeben hat.

Dieser Nachruf hat folgenden Wortlaut:

„Man schreibt uns aus Lucas Gonzales: „Ein treudeutscher Mann ist von uns gegangen. Am 18. 7. in der Frühe starb nach schwerem Leiden im Sanatorium Abredista bei Comorro Erhardt Dertlin, geb. am 8. 1. 1860 in Hausen im Wiesental in Baden. Vor 35 Jahren war er mit seiner ihm eben angetrauten jungen Gattin in dieses Land gekommen, um hier sein Glück zu suchen. Durch rastlosen Fleiß und großen Eifer hat er sich ein schönes Landgut erworben. Zugleich war er jederzeit eifrig bemüht, seinen Mitmenschen und besonders seinen Volksgenossen nach bestem Vermögen zu helfen, so daß sein Name weithin einen guten Klang bekommen hat. Mit Eifer griff er den Gedanken auf, eine Wegbaukommission zu gründen, um den schlechten Wegen abzuhelpen. Bis zu seinem Ende hat er darin fleißig mitgearbeitet. Besonders aber lag ihm die Förderung aller deutschen Bestrebungen am Herzen. Unermüdlich war er um die Hebung der deutschen Schule bemüht, die er zu schöner Blüte gebracht hatte. Der deutsche Volksbund hatte in ihm einen seiner eifrigsten Verfechter. Auch der deutschen evang. Gemeinde, die ihn in diesem Jahre zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte, hat er seine Kraft gern gewidmet. Viel zu früh ist er mitten aus seinem tatenfreudigen Leben heraus seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten durch den unerbittlichen Tod entzogen worden. Ein großes Trauergesolge geleitete ihn am Sonntag, den 20. Juli zum Friedhof in La Plave, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat.“

Noch eines andern Hausener Bürgers mag hier gedacht sein, von dem uns ein Nachruf überliefert ist. Dieser Bürger war der ebenfalls nach Amerika ausgewanderte Bartlin Jost.²⁾

²⁾ Die Jost waren ein Willergeschlecht, das schon im 15. Jahrhundert in Hasel genannt wird. Vermutlich kam ein Jost von Hasel nach Hausen.

Der ausgewanderte Jost war ein Sohn des Bartlin Jost, dessen Namen auf dem Titelblatt der „Abschiedslieder“ steht (siehe Abschnitt Auswanderer). Dieser Müller „Jost Bartli“ hatte sich im Jahr 1824 mit Maria Katharina Frik verheiratet. Sieben Kinder waren aus der Ehe hervorgegangen, wovon aber ein Zwillingsspaar tot zur Welt kam. Die 5 andern waren ein Bub und vier Mädchen. Wie schon einmal erwähnt, war die älteste Tochter des Bartlin Jost mit Theodor Walter Herbstler, die jüngste Maria Elisabeth, zunächst mit Joh. Fr. Tschira, der nach sieben-jähriger Ehe starb, verheiratet. In zweiter Ehe war die Witwe dann mit dem beim Bahnbau Schoppsheim-Zell aus Dornbirn³⁾ (Vorarlberg) ins Wiesental gekommenen Reinhold Zumbel verheiratet. Eine der vier Schwestern Jost, Maria Kunigunde, war mit Metzger Johann Gg. Hug verheiratet, starb aber früh. Die zweitälteste von „Jost Bartlis“ Töchtern, Sophie, ging nach Amerika. Sie soll ein uneheliches Kind gehabt haben, was bekanntlich zur damaligen Zeit namentlich auch von kirchlicher Seite öffentlich als Schande angeprangert wurde. Vermutlich bezieht sich eine diesbezügliche Bemerkung in den „Abschiedsliedern“ auf diese Dinge.

Müller Jost war Eigentümer des heutigen Hauses von Ernst Dießlin, (Hebelsstraße). Vorher hatte er ein Haus, das unterhalb des heutigen Forsthuberschen Anwesens stand. Es fiel einem Brand zum Opfer und wurde nicht wieder aufgebaut. Die Auswanderung vom jungen Bartlin Jost soll eine ziemlich abenteuerliche und spaßige Vorgeschichte gehabt haben. (Es wird darüber noch in einer besonderen Plauderei kurz berichtet). Das Reiseziel des Auswanderers war Broadway im Staat Illinois, Vereinigten Staaten. Daß auch Bartlin Jost, wie sein Landsmann und Vetter Hebel, Erhardt Dertlin, die alte Heimat im fremden Land würdig vertreten und dem deutschen Volkstum Ehre gemacht hat, beweist ebenfalls der Nachruf einer deutsch-amerikanischen Zeitung beim Ableben unseres Landsmanns Jost. In diesem Nachruf ist zu lesen:

„Am Sonntag Abend starb nach langer Krankheit in seiner Wohnung, 919 Broadway, Herr Bartlin Jost, jr., im Alter von 71 Jahren und 10 Monaten . . . Der Verstorbene war in Hausen, Amt Schoppsheim im Wiesental, Großherzogtum Baden, geboren, kam im Jahre 1881 mit seiner Familie nach Amerika und ließ sich in Pekin nieder. 13 Jahre lang arbeitete er in der Pflugfabrik und erfreute sich des Wohl-

³⁾ Dornbirn ist zweifellos die schönste alemannische Gartenstadt, die es gibt. In keiner zweiten Stadt wird die alemannische Bauweise und Wohnkultur sich bis heute so gut erhalten haben, wie in dieser größten Stadt des alemannischen Ländchens Vorarlberg. In Dornbirn gibt es heute noch keine einzige Straße oder Gasse mit zusammengebauten Häuserreihen. Durch Gemüse- und prachtvolle Obstgärten sind die Häuser voneinander getrennt und fast immer auch nur von einer Familie bewohnt; nicht ganz sieben Personen kommen in der rund 17 000 Einwohner zählenden, landschaftlich herrlich gelegenen Gartenstadt Dornbirn auf ein Haus. Die großartige Rappenlochschlucht im „Güttle“ bildet ein sehr beliebtes Ausflugsziel auch der Reichsdeutschen. Auch aus unserem Dorf waren schon viele Besucher dort.

wollens seiner Mitarbeiter und der Zufriedenheit seiner Arbeitgeber . . . Sein Leiden trug er mit christlicher Geduld. Herr Jost war ein Ehrenmann, ein braver, rechtlicher Charakter, der das Vertrauen seiner Mitbürger in jeder Hinsicht genoß und dessen Tod allgemein das aufrichtigste Mitgefühl mit den so schwer betroffenen Hinterbliebenen wachgerufen hat. Er hinterläßt eine Gattin, einen Sohn, Bartlin Jost, jr., und eine Tochter, Frau John-Jost . . .“

Ergänzend sei angefügt, daß die beiden genannten Kinder noch in der alten Heimat, in Hausen, geboren waren und die Reise übers Meer als kleine Kinder mitmachten.

Unter den Ausgewanderten befindet sich auch „'s Eichl Annemeili“. Ihre Eltern besaßen und bewohnten das Hinterhaus von Vogt Karl, das später nach Eichins Tod von Herrn Vais erworben wurde. Drei Kinder von der Familie Eichin (vorübergehend auch der Vater selbst) sind nach Amerika ausgewandert, ein Sohn Fritz und zwei Töchter, Frieda und Anna Maria. „'s Annemeili“ wanderte im Jahr 1881 aus mit einer Gattin des Vaters vom heutigen Adlerwirt. Mit „'s Adlerwirts“, ihren heimatischen Nachbarn, ist „'s Eichl Annemeili“ stets in Briefverkehr geblieben und es ist erstaunlich, mit welcher Lebendigkeit und geistigen Frische die jetzt in hohem Alter stehende Frau sich für alles interessiert und mit welcher rührenden Treue und Liebe sie immer wieder ihrer alten Heimat gedenkt. Nie kommt die Anhänglichkeit der Ausgewanderten an ihr altes Heimatland erhebender zum Ausdruck, als in der Zeit des Hebel festes. Mag manche Erinnerung an die Heimat verblasen, die Erinnerung ans Hebel fest verblaßt nie, das zeigen die Briefe der Ausgewanderten, die einhellig davon Kunde geben, daß die Brieffschreiber die Stunden des Hebel festes zu den glücklichsten ihres Lebens zählen. Und „'s Eichl Annemeili“ hat zu den glücklichen Kindern unseres Dorfes gezählt, die von der Basler Hebelstiftung das Hebelbüchlein zum Geschenk erhalten haben. In einem Brief zum großen Hebel fest 1935 hat die Brieffschreiberin nicht versäumt, ihre alten Hausener Freundinnen und Freunde daran zu erinnern, daß es nun gerade 60 Jahre seien, seit sie (1875 am Hebel fest) das Hebelbüchlein erhalten hat.

Allen unsern ausgewanderten Landsleuten möge das ortsgeschichtliche Buch herzliche Grüße der Heimat übermitteln und ihnen beweisen, daß auch die alte Heimat sie nicht vergessen hat, sondern ihrer stets in Treue gedenkt!

So wie der „Dertli Erhardt“, der „Jost Bartli“ und „'s Eichl Annemeili“, so mögen alle unsere Landsleute in der Fremde und in der Dorfgemeinschaft stets nach dem bekannten Vers handeln in Hebels „Wegweiser“:

„Und wenn de amme Chriizweg stohsch
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still und frog dii Gwisse zerst,
's cha Düttsch gottlob, und folg sim Rot!“

Örtliche Bevölkerungsbewegung

Die Zahl der ersten Siedler im Ortsbann Hausen war vermutlich recht klein. Das kommt u. a. in Berichten an die Amtsstellen zum Ausdruck; es wird darin immer wieder darauf hingewiesen, daß ursprünglich nur wenige Höfe in Hausen waren, nunmehr aber die Volkszahl sich stark vermehrt habe. Bis 1778 fehlen jedoch genaue Unterlagen für die Bevölkerungszahl, erst von diesem Zeitpunkt ab liegen verbürgte Ergebnisse der Einwohnerzählungen vor.

Einen Anhaltspunkt für die Kopfzahl der örtlichen Bevölkerung vor 1778 geben die jährlichen Durchschnittszahlen der Verstorbenen. Darnach kann angenommen werden, daß unser Dorf um das Jahr 1605 herum etwa 80 bis 100 Einwohner hatte. Hundert Jahre später betrug sie vermutlich 120 bis 150. Zu dieser Zeit war das Eisenwerk in Betrieb und es setzte ein ziemlich rasches Wachstum der Einwohnerzahl ein. So wurden im Jahr 1744 bereits 60 Bürger und 300 andere Einwohner in unserm Dorf gezählt. Die Ernährung einer so rasch anwachsenden Bevölkerung machte offenbar große Sorgen, denn die verfügbare landwirtschaftliche Nutzungsfläche war viel zu klein und zu ertragsarm.

„Was das Mattenrecht anbelangen thut,“ schreibt z. B. der Vogt Johann Jakob Maurer in einem Bericht vom 5. August 1744, „so sind im hiesigen Bann keine unwandelbaren Aecker als das Zelglin zwischen Dorf und Bergwerch Bei dieser jetzt volkreichen Zeit bricht mancher Matten auf, daß bei Menschengedenken nicht geschehen ist . . . Alles was ehner der Wiese und Hausener Bann ist, sind alles so zuweggemachte Matten und werden auch zu Zeiten angesät. Und zu unsrer Zeit sind gar viel Gruener zu Matten gemacht worden und angesät, die vorher in Ewigkeit kein Pflug gesehen haben.“

Schon in einem früheren Bericht, den das Rötteler Oberamt am 4. November 1726 an den Markgrafen gesandt hatte, hieß es u. a.:

„Es ist auch von Alters und da der dermalige Flecken Hausen nur in 3 oder 4 Höfen bestanden niemahlen gewöhnlich gewesen, die Matten aufzubrechen und Frucht darin zu bauen, bis solches durch Vermehrung der Bürgerschaft nach und nach eingeführt worden“

Veranlaßt waren die Berichte des Rötteler Oberamts und des Ortsvogts durch einen der vielen Streitpunkte um den Zehnten. Freiherr Carl von Schönau beanspruchte für die Commende Beuggen den Zehntanteil, wobei er sich darauf berief, daß die Hälfte des Zehnten zu Hausen und zu Fahrnau im Jahre 1453 von den Herren von Landegg der Commende Beuggen käuflich überlassen worden sei. Die Gemeinde Hausen aber vertrat den Standpunkt, daß Beuggen für neue Umbruchmatten keinen Zehntanteil zu fordern habe. Diese Ansicht wurde von vielen Männern, die im öffentlichen Leben standen, geleist und unterstützt, so vom Schoppsheimer Statthalter Achtmüller, von Jakob Pflüger „des Raths zu Schopfen“, ferner von Georg Raumann, Stabhalter von Fahrnau und von weiteren

angesehenen Männern aus Langenau, „Randbach“ und „Enchen“. Diese Männer bezeugten in einem Bericht des Oberamts Rötteln an den Markgrafen,

„daß bei Mauns und ihrem Angehörigen, auch von ihren Vorfahren nie anders gehört, als daß den Zehnden von umgebrochenen Matten zu Schopfen, Kürnberg, Enchen, Bahrdau, Hausen, Randbach, Wiechs, Emmingen, Dossenbach, auch Langenau und Entenstein in die Schopfemer Kornschaffnei gehört.“

Der Streit fand schließlich durch einen Vergleich seinen Abschluß, doch läßt auch dieser Kampf ahnen, mit welchen Sorgen die verantwortlichen Männer der Gemeinden zu jener Zeit geplagt waren.

Kehren wir nun nach dieser kurzen Abschweifung, die wohl zu rechtfertigen sein dürfte, zur Bevölkerungsbewegung zurück. Im Jahr 1778 wurden in unserem Dorf 377 Einwohner gezählt. Langsam stieg die Zahl weiter an, nur 1814 gab es einen Rückschlag, der aber bald wieder durch einen weiteren Anstieg abgelöst wurde. Bis zum Jahr 1865, wo der Verlaufs des Eisenwerks stattfand, war die Bevölkerungszahl um weitere 200 gestiegen. Mit dem Einzug der Textilindustrie kam weiterer Bevölkerungszuwachs. Vom Hohenwald, vom Hochschwarzwald und aus dem hinteren Kleinen Wiesental zogen manche kinderreichen Familien nach Hausen und fanden in der Fabrik lohnende Arbeit. Später wurden auch aus Oesterreich und Italien Arbeitskräfte herangeholt und das früher rein bäuerliche Hebeldorf Hausen nahm, wie alle Orte des Wiesentals, mehr und mehr die Züge eines großen Industriedorfes an.

Einige Zahlen mögen das Bild der Bevölkerungsbewegung vom Jahr 1830 ab veranschaulichen:

Jahr	Einwohnerzahl
1830	552
1845	597
1867	622
1880	853
1890	1170
1895	1024
1900	1193
1910	1247
1925	1220
1932	1278

Die teilweise zu beobachtenden kleinen Rückgänge sind mit dem Besitzwechsel und den damit verbundenen Umstellungen in der Industrie zu erklären.

Konfessionell war Hausen als Dorf der Markgrafschaft evangelisch. Katholiken gab es wenige, doch hat sich durch die Industrialisierung das Bild auch in dieser Hinsicht geändert, die Katholiken bilden heute eine erhebliche Minderheit, ihr Anteil an der gesamten Ortsbevölkerung liegt zwischen einem

Drittel und einem Viertel. Im Jahr 1809 wurden im Dorf 345 lutherische und 12 katholische Einwohner gezählt, „uſem Bergwerch“ 88 Lutheraner und 8 Katholiken.

Auf welche Ursachen es zurückgeht, daß ſich im örtlichen Sprachgebrauch die Bezeichnung „Bergwerch“ und nicht, was wohl richtiger gewesen wäre, „Iſewerch“, eingeſetzt hat, iſt nicht recht erklärlich. Die Bezeichnung Bergwerk kommt übrigens auch in der Amtssprache vor, möglicherweise rührte dies daher, weil im Eisenwerk Erzeugniſſe des Bergbaus (Erz) verarbeitet wurden. Vielleicht hieß es auch „Bergwerch“ weil das Eisenwerk am Berg lag. Prof. Fecht ſpricht übrigens in ſeinem Werk von zwei Kupfergruben, die ſich wenige hundert Schritte oberhalb des Eisenwerks in Hauſen befunden haben ſollen. Es mag ſein, daß einmal Probeflöcher gegraben wurden, vom Bergbau im eigentlichen Sinn iſt hier nichts bekannt, ebenſowenig iſt bekannt, daß in unſeren Bergen abbauwertes Kupfer lagert. Geſucht wurden natürlich vor langer Zeit alle möglichen Bodenschätze u. a. auch Steinkohlen, gefunden wurde nichts. Fecht gibt das Alter des Eisenwerks in Hauſen mit 350 Jahren an, es hat aber nur 175 Jahre beſtanden. Es ſind demnach Prof. Fecht auch unrichtige Inſormationen gegeben worden.

Ein Dorf der Alemannen

Volks- und geſchichtskundige Gelehrte rühmen den Alemannen nach, ſie ſeien ein außerordentlich freiheitsliebender und kriegstüchtiger germaniſcher Volksſtamm geweſen. Ein galliſcher Schriftſteller ſoll von den Alemannen behauptet haben, ſie hätten „eine Seele, die den Tod verachtet, und einen Zorn, grimmiger als die wilden Tiere.“ Doch mit den ratiſſiſchen Fragen mögen ſich die berufenen Forſcher befaſſen, hier ſoll nur das freiheitsliebende Zielſtreben der Alemannen, wie es in der Bauweiſe zum Ausdruck kommt, kurz behandelt werden.

Wer ſich in Süddeutſchland und in angrenzenden Gegenden jenseits der Reichsgrenzen auskennt, wird öfters ſchon auffallende Unterſchiede in der Bauweiſe bemerkt haben, wenn er alte Dörfer durchwandert hat. Es gibt viele Dörfer, die ſaſt durchweg aus Einzelhöfen beſtehen, mit Gras-, Obſt und Gemüſegärten dazwiſchen, in andern fällt die geſchloſſene Bauweiſe auf; hier ſind die Häuſer eng aneinandergebaut, ja geradezu ineinander hineingeſchoben. In manchen Dörfern können beide Bauweiſen beobachtet werden, wobei die eine oder andere überwiegt. Sind dies rein zufällige Verſchiedenheiten? Gewiß nicht. In der Bauweiſe wie im Baustil drückt ſich die Eigenart der Volksſtämme aus, die einmal hier gewohnt haben.

Welches Völkergewoge in den erſten Jahrhunderten unſerer heutigen Zeitrechnung und auch ſchon einige Jahrhunderte vorher im Land am Hochrhein und Oberrhein war, und welche Kämpfe hier zwiſchen vielen germaniſchen

Völkerstämmen und zwischen diesen und den Römern tobten, ist wiederholt schon erwähnt worden. Der Sieg des einen Volksstammes bedeutete nicht immer die völlige Verdrängung oder Vernichtung des andern im eroberten Gebiet. So sollen Kelten, deren reinrassige Nachkommen oft auf dem Hochschwarzwald noch anzutreffen sind, in großer Zahl unter den siegreichen Alemannen gelebt haben, während allerdings die Römer aus dem Land hinausgeworfen wurden. Die Römer-Spuren finden wir in zerstörten Bauwerken und in Straßen, die von hoher Kultur Zeugnis geben.

Bleiben wir aber bei den Kelten und Alemannen. Von den Kelten wird gesagt, daß sie die geschlossene Bauweise bevorzugten. Sie rückten ihre Häuser eng aneinander in der Meinung, so könnten sie in Stunden der Gefahr sich am erfolgreichsten verteidigen. Ihr persönlicher Mut brauchte offenbar, sollte er im Kampf sich bewähren, die Gemeinschaft. Gemeinschaftsgeist und persönlichen Mut im Kampf bewies auch der Alemanne, doch in friedlicher Zeit vertrat er den Standpunkt: „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Er vertraute auf seine eigene Kraft und wollte ein freier Herr auf freier Scholle sein. In diesem Freiheitsdrang kam der Alemanne zur aufgeschlossenen Bauweise, bei der jeder Einzelhof sozusagen den Stempel seines alemannischen Besitzers trägt.

In geschlossenen Baugebieten der Dörfer dürfen wir also die Ausläufer keltischer Siedlungsgebiete, in den Einzelhöfen mit anschließender Hofreite aber die Beweise alemannischen Ursprungs sehen. Bei Würdigung dieser Erkennungsmerkmale darf gesagt werden: Hebels Heimatdorf Hausen ist ein Dorf der Alemannen. Soweit die Bauernhäuser hier in Frage kommen, handelt es sich fast durchweg um Einzelhöfe mit Gras-, Obst- und Gemüsegärten dabei. Einige geringfügige Abweichungen von dieser alemannischen Bauweise sind zweifellos auf die Lebensbedingungen zurückzuführen, die hier für die bäuerliche Wirtschaft engbegrenzte sind. Wohl liebte es der Alemanne, Scheune und Stallungen auf größeren Höfen getrennt vom Wohnhaus zu erstellen, während in unserem Dorf die Wirtschaftsgebäude fast durchweg an das Wohnhaus angebaut sind, der enge bäuerliche Lebensspielraum machte diese Bauweise aber nötig.

Im Bericht vom 5. August 1744, auf den im Abschnitt „Vertikale Bevölkerungsbewegung“ hingewiesen wurde, spricht Vogt Maurer von einem „Zelglin zwischen Dorf und Bergwerch“. Auch darin dürfen wir einen Beweis für den alemannischen Charakter des Dorfes sehen. Die Bezeichnung „Zelglin“ ist heute nicht mehr üblich, aber sie war schon bei den Germanen gebräuchlich. Sie geht auf die Zeit der germanischen Markverfassung zurück, wo der nutzbare Boden vorwiegend oder ausschließlich Gemeinschaftsbesitz war. Es war, so sagen die Gelehrten, damals üblich, daß Fluren, die gleichmäßig gute Bodenverhältnisse hatten, ausgesondert und nach einem einheitlichen Wirtschaftsplan bebaut wurden. Eine solche Flur wurde u. a. bei den Alemannen „Zelge“ genannt. Eine „Zelge“ galt als unteilbares Feld

und wurde einheitlich bebaut und einheitlich abgeerntet. Es sind auch sowohl mündliche wie schriftliche Ueberlieferungen dafür vorhanden, daß tatsächlich früher im heutigen Bündtenfeld zwischen dem Dorf und dem „Bergwerch“ gemeinschaftlicher Hanfbau betrieben wurde.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war das „Bergwerch“ ein vom Dorf ziemlich abgeschiedener Ortsteil. Nur einige wenige Häuser standen im „Zelglin“. Jetzt schrumpft das Bündtenfeld immer mehr zusammen, denn neue Gebäulichkeiten entstehen und Dorf und „Bergwerch“ wachsen immer mehr zu einer Einheit zusammen. Schon führt neben der Bergwerkstraße auch die Hebelstraße durch das erschlossene Baugebiet im „Zelglin“ und bald wird die Wohndichte auch in diesem früher unbefiedelten Gebiet noch stärker sein. Doch wird der auswärtige Hebelfreund, wenn er unser Dorf besucht, stets viele alten Bauzeugen finden, die es ihm künden, daß Hebel seine Kindheit in einem Dorf der Alemannen verlebt hat.

* * *

Hufemer Allerlei

Der Nachtwächter im Hüsli

„Mer hän e chlaini Geburtstagsfiir hüt.“ So isch emol der Bogt Johannis im „Adler“ blehrt worde, wo er z’Nacht um Delfi der üblich nachtwächterlich Bifehl ge het: „Feierabend, meine Herren!“ Er isch kei verchnöcherete Bürokrat gsi, der Nachtwächter vo Huse. Aß me ne Geburtstagsfiir nit schlags Delfi übers Ehnü abbreche cha, fällt het er gli igseh, aber ufgsalle isch’s em, aß die fröhliche Zechbrüeder so viel Geburtstagsfiire hän ’s Johr dur.

Doch als Nachtwächter het der Bogt Johannis e Amt gha und kei Meinig. Wievielmol ain im Johr Geburtstag cha ha, fällt het en nit behüneret, er het dervo Kenntnis gno, aß e Geburtstagsfiir stattfindet und dere Tatsach isch Rechnig trait worde. d’Hauptförg vom Nachtwächter isch gsi: „Chunnt der Wachtmeister vo Schopfe, oder chunnt er nit?“ Erst ame Obe vorher het der Wachtmeister e Kontrollgang über Huse gmacht gha, ’s isch also chun a z’ne gsi, aß er d’Geburtstagsfiir störe würd.

E ganzi Ehnäulete vo Froge über Recht und Amtspflicht sin uf der Nachtwächter igstürmt, e scharfe Verstand und e lang Rodenke sin nötig gsi. Das het au der Adlerwirt igseh; im Johannis isch e Vierteli igschenkt worde, er het e große Zug tue ufem Glas und isch dervo in e lang Rodenke versunke mitem Resultat, aß er bschlosse het, am Nebetisch ’s End vo der Geburtstagsfiir abzwarte. ’s Warte isch erträgli gsi, dänn im Johannis isch jedesmol

wieder e neu Vierteli igschentt worde, wänn er 's alt leer trunke gha het. Doch isch er au recht müed gsi, er het der Tag über ufem Maiberg obe Sand gmacht gha, (vom Nachtwächterghalt ellei hän er und Theres nit chönne lebe.)

's isch demno gwiß lei Wunder gsi, aß der Nachtwächter no und no igschlofe isch. Do isch aber derno der Bundelfriedergeist über d'Geburtstagsfiirgellschaft cho und 's isch bschlosse worde, im Nachtwächter e Bundelfriederstreich z'spielen. Gli isch me au zue der Tat gschritte. Der Hueber Friß (er isch Schriiner gsi) het e chlai „Fuchsschwänzli“ gholt, mit däm isch der Stiel im Nachtwächterspieß schier ganz durgsägt worde. Der Schmittheiner, e „Scharschierle“ vo der Füllwehr, isch heim, het der Füllwehrroß aglait, der Helm usgesetzt und der Wachtmeister gmartiert. In dem Ufzug isch derno der Schmittheiner wieder im „Adler“ zue gange.

Miteme große Gipolter isch der „Wachtmeister“ im Ausgang vom „Adler“ ufstrette und uf aimol hän die gäle Schnöpf und der Helm unter der Stubetür in d'Wirtsstube ine bligt. Der Nachtwächter het no guet gschlofe, d'Teilnehmer an der Geburtstagsfiir aber sin ins Nebezimmer vertlaufe, hän aber vorher im Vogt Johannis e Buß ge uf d'Rippe und in d'Ohre brüelt: „Der Wachtmeister isch do!“ Me cha si denke, wie der Vogt Johannis verschrocke isch.

Der Nachtwächter het si, so guet's gange isch, usgrichtet und het im Wachtmeister gmeldet, aß es im Augenblick nit Bsunders geb z'Huse. Derbi isch der Johannis e weng uf der Nachtwächterspieß glege und do isch der Stiel verbroche und in zwen Stücker het me müesse 's nachtwächterlich Amtsgut ufem Bode zemmelese. Ei Thugesebliß no em andere isch us de Auge vom Wachtmeister uf der arm Nachtwächter abe zuckt und der Johannis het schier bläret und bettlet: „Machet's e weng gnädig, Herr Wachtmeister!“ Aber der Wachtmeister het der Nachtwächter vo Huse adunderet: „Sie sind verhaftet und werden sofort in den Ortsarrest abgeführt.“

D'Bäst sin ufem Nebezimmer cho und hän im Wachtmeister bi der Verhaftig ghulfe. Gesslet isch der Nachtwächter abgeführt worde ins Hüsli und er isch gscheit gnueg gsi, lei Widerstand z'leiste. Erst wo's gegene Morge gange isch, het me der Nachtwächter wieder ufem Hüsli glo; er het uf der Holzprütsche inzwüsche si Rüsschli e chlai weng usgeschlofe gha, au e neue Stiel isch wieder im Nachtwächterspieß gsi und me het im Johannis au gsait, aß der Wachtmeister lei rechte Schandarm gsi seig und aß er numme us Gspäß ins Hüsli heig müesse.

Biellicht isch der Vogt Johannis jeh Nachtwächter bi der große himmlische Hebelgmai. Wänn er öbe amig sin Amtsbrueder, im Chabisnicki vo Lörrech, chlagt, wie's em's uf der Erde im „Adler“ z'Huse emol gmacht hän, derno würd weleweg der Chabisnicki sage: „So Streich het mir amig z'Lörrech, woni Wächter gsi bi, 's Dragunerjobbis ihre vo Huse, der Johann Peter Hebel, au menggmol gspielt.“

Der Liebesroman im Buuchhüsli

„He was isch au do für e Lebzig, bi's Schneiders Buuchhüsli?“ So hän ame Simmerobe d'Vüt ins Gustave Hus und die andere Usserdorfer gfrogt, wo jungi Kerli mit Sing und Sang vo der Chrütgass her ins Usserdorf gmaschiert sin und bim Buuchhüsli am Buehr Halt gmacht hän. Me hets bal erfahre, was los isch. Im Buuchhüsli het si e Liebesroman abgspielt, wie er selte oder nie über d'Bretter, „welche die Welt bedeuten“, lauft.

E recht schöne Tag isch verdämmeret gsi; d'Sunne het si schier nit chönne trenne vom Wiesetal. Mit gwalltige rote Bändel und Tücher het d'Sunne am Himmel no zuem Abschied gwunke, wo si scho lang hinter de Berge verlunke gsi isch und 's Oberot het übers ganz Wiesetal e zarti Röti usbreitet gha. Langsam aber isch der Nachtoorhang abegange und am wulkelese Himmel het Sternli um Sternli allewil schöner agfange z'glühere. Der Tannewald am geeche Chölschberg het d'Dunkelheit im Usserdorf no verstärkt. Liisli isch s'Wasser im Buehr am Buuchhüsli verbeigelaufe, der Mure zue. Bime alte Wiidestock hinters Klailis Hus hän d'Frösche quacket und au die chlainste Kreatürli im Tierriich hän fälle Obe chräftig mitgwirkt bim nächtliche Kunzert. Für e irdische Liebesroman isch also e recht stimmungsvolle Rahme gschaffe gsi.

Wo die junge Kerli bim Buuchhüsli aho gsi sin, isch ain vonene ins Hus gange, um bal druf als verchleidet M a i d l i wieder aztrette. Der Rod isch hinte z'eng gsi, me het Druckknöpfli nit chönne imache, aber fällt isch ahtue gsi, vo vorne het er grad wie ne Wiibervolch ufgsch und het au no e schöne Maidlihet ufgha. Me würd welle wüsse, wer das verchleidet Maidli gsi isch? Der zweutältst vo 's Schneider Mehgers 5 Buebe (sin alli 5 Soldat gsi) het die Rolle vom Maidli überno gha, August het er gheisse, me het em aber numme der „Augi“ gsait. Er also isch das Wiibervolch gsi, wo im Buuchhüsli verschwunde isch und d'Tür zuegrieglet het.

Chum isch 's Fräulein Augi im Buuchhüsli gsi, isch e zweuti Abteilig. jungi Bursche, mitem J o h a n n in der Mitti, vo der Chrütgass her ins Usserdorf gmaschiert. Der Johann isch e hürotswillige Burscht gsi in de beste Johre, het fliissig gschafft und nit gsoffe, mit aim Wort, er isch e rechtschaffene Mensch gsi, aber bi de Maidlene het er fei recht Glück gha. Me hetem verrote, aß in 's Schneider Mehgers Buuchhüsli e nett Maidli vo öbe 30 Johre si Sumpferheim ufgeschlage heig. 's möchti gern hürote, het aber no fei passende Ma finde chönne. So het me im Johann gsait und heten au dervo unterrichtet, aß das Maidli M a r i e heisst. Und wie me mit der Marie ungefähr schwäge mueß, fällt isch im Johann au alles gsait worde.

Der Johann isch vorem Buuchhüsllade gstande und het agfange böbberle am Lade, zerscht liisli, derno allewil fester und stürmischer. „Marie, loß mi ine“, het der Johann dure Rastloch gflüsteret, „Marie, mach uf, ich bi's!“

Endli isch dinne ne Frauestimm lut worde, so hell und so schmeichlig und süß, aß bigoscht im „Mugi“ sini Kamerade bal glaubt hän, 's Frl. Marie seig e echt Wiibervolch.

„Bisch du's, Johann?“, het d'Jumper Marie gfrogt. Do isch der Johann nümme z'hebe gsi, er isch an d' Tür grennt, die vo inne e weng usgmacht worde gsi isch. Nonemol het 's Frl. Marie ganz schmalzig gfrogt: „Jä bisch es dann aber au gwiß, liebe Johann?“ Schier gar wär jek im Fräulein Marie d'Tür an der Chopf gfloge, dann der Johann hetere e Ränn ge (der Tür) und dinne isch er gsi. 's Frl. Marie-Mugi aber isch im gliiche Augenblick usgschliht und het d'Tür vo usse zuegmacht.

Der Johann isch also ellei im finstere Buuchhüsli gstande, het das aber nit gwüßt. In der Mitti vom Buuchhüsli isch e große Sägmehlsack glege, vo däm schiints der Johann gmeint gha het, er seig 's Bett vo der Marie, oder gar d'Marie selber, jedefalls isch er dernebe ghockt und het der Marie versicheret, aß si e brave Ma krieg, dä der ganz Zahltag heimbringt und nüt dervo versuft. Er het d'Rolle, wo me em glehrt gha het, ganz ordeli gspielt, aber d' Marie isch müüsliftill bliibe.

Der Johann würd denkt ha, d' Marie cha's groß Glück nit e so schnell fasse und zärtli het ere mit sinere Hand e weng welle über d'Bäddli und über d' Arm striche, aber wo er au higriffe het, überall isch numme e formlosi, halti Masse gsi. Das het nüchter gmacht und der Johann isch derhinter cho, aßer am Maarseil umegfuehrt worde isch. Spöter het aber der Johann doch e bravi Frau kriegt und si hän guet glebt mitenander, bis der Tod d'Frau e weg gholt het. Sek isch der Johann scho zuem zweutemol verhärotet, aber vom Fräulein Marie, wo ins Schneider Mehgers Buuchhüsli z'Huse gwohnt het, will er nüt me höre.

Der Hufemer in der Fremdi

Obe ne Stund vo Lörrech, westlich vom Thäferhölzli lebt ime Dorf usen Rebland e rechtschaffene und sliiffige Bur. Sie Wagle isch z'Huse im Ufferdorf gstande und si Heimetdorf chaner so wenig vergesse, wie si große Landsmann Hebel es het vergesse chönne. Au 's Heimweh plogt en grad eso. Scho 30 Johr, oder no länger, buret der Hufemer jek usen Rebland, het e schön Gütli, ne tüchtegi Frau und bravi Chinder. Er isch au lei Zirkelschmied, dä lieber gschwind riich wär, aß langsam, und isch z'friede, wänn's e schöne Herbst git und der Bur si Sach e weng guet ans Geld bringt.

Menggmol, wänn sie in de Rebe schaffe, sait der Batter zue Frau und Chinder: „I wot miseel zähmol lieber Tändli seke, aß Rebsteck stecke, jo und fällt isch halt amig e schöni Bit gsi, wänn i mitem Batter selig uf d'Sagd gange bi, jo und si chunnt nümme fälli Bit.“ Wänn en derno si Frau tröstet und meint, he do isch's doch jek au schön, würdi der Ma viellicht

bipflichte, wänn wenigstens Tülliger Höchi nit der Usblick no em Wiesetal versperre tüet, aber eso chaner vom Rebberg us nit emol hintere luege uf Huse.

Und so bohrt im Bur vo Huse ufem Rebland usse halt allewil wieder emol 's Heimweh in der Brust, bsunders wänn er e weng verdäubt worde isch. Vor längerer Zit isch er mit sin ältste Bueb z'Vörredy binere landwirtschaftliche Veranstaltig gsi. Ufem Heimweg, obe uf der Höchi und uf der Wasserscheidi, het der Batter halt gmacht und zrudgluegt ins Wiesetal. „Sichsch Bueb“, het der Batter gesagt, „wänni dört abe lueg ins Wiesetal und dört hintere, wo Huse lit, derno lacht mer's Herz im Liib. Und wänn i dört abe lueg (er het in die anderi Richtig zeigt) derno hani e Zorn im Ranze.“

* * *

Das Eisenwerk

„Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het mengge Burger 's Brot dervo.“

In 35 vierzeiligen Versen hat Hebel in einem Gedicht „Der Schmiedsoffen“ das „Bergwerch“ geschildert. Er erlebte als Dorfsknebe das Werden des Eisens. Ausgerüstet mit guter Beobachtungsgabe, hat er die technischen Vorgänge, die menschlichen Leistungen und die sozialen Auswirkungen des Werkbetriebs aufmerksam verfolgt. Die starken Eindrücke, die er empfing, mag Hebel als Dichter erneut nachempfunden haben, als er am Schreibtisch saß, um seine Kindererinnerungen in poetischen Ausdrucksformen seinen Landsleuten mitzuteilen und der Nachwelt zu überliefern. Doch Hebel sah und fühlte eben schon als Knabe mit den Augen und der Seele des in ihm schlummernden Dichters. Er lauschte dem Zischen des glühenden Eisens, dem Dröhnen der Schmiedehämmer, dem Rauschen der Wasserräder, kurz dem Lärm des ganzen Arbeitsprozesses die Melodien ab, die seinem dichterischen Gestaltungswillen entsprachen. Dem Geschichtsschreiber aber präsentiert sich das Eisenwerk in der nüchternen Prosa des Alltags und die pflegt in der Regel weniger romantisch zu sein wie die Poesie der Dichtung.

Mit der Errichtung des Eisenwerks begann für das Bauerndorf Hausen ein neuer Abschnitt seiner Geschichte. Wenn dieser Abschnitt in der Ortsgeschichte eine vielleicht etwas weiträumige und ausführliche Behandlung findet, so rechtfertigt sich dies sicherlich aus dem Grunde, weil das Eisenwerk, wie sich zeigen wird, nicht nur für den Ort, sondern für die gesamte Markgrafschaft, aber auch für die angrenzenden vorderösterreichischen Gebiete von größter Bedeutung war, jedenfalls kam durch das Eisenwerk ein ganz neuer Zug in die wirtschaftliche und soziale Struktur der bis dahin rein bäuerlichen Gegend. Zum Bauernfleiß gesellte sich der Gewerbesfleiß und brachliegende Arbeitskräfte im Dorf fanden im Eisenwerk Beschäftigung.

Zu ihnen kamen Arbeiter und Angestellte von auswärts, so daß die Wirkung des Eisenwerks auch in einer starken Vermehrung der Bevölkerung des Dorfes in Erscheinung trat. Aus dieser Zeit stammen denn auch die öfteren Notrufe der Gemeinde an den Markgrafen, über die an andern Stellen berichtet ist. Die Notrufe verhallten nicht ungehört. Sowohl der Markgraf wie das Röttler Oberamt trugen den Beschwerden Rechnung, wenn zwingende Gründe vorlagen. Auch aus der Geschichte anderer Orte der Markgrafschaft ist zu ersehen, daß die Markgrafen bestrebt waren, den Untertanen eine Hebung der Lebenslage durch Erschließung neuer Erwerbsmöglichkeiten zu sichern. Diesem Zielstreben der Markgrafen verdankt nicht zuletzt die Wiesentäler Textilindustrie ihre Entstehung. So hebt z. B. Eberlin in der „Geschichte der Stadt Schoppsheim“ hervor, daß durch die Bemühungen des Markgrafen Karl Friedrich (1755) die von diesem besonders empfohlene Baumwollindustrie zum Aufblühen kam. Sie wurde noch durch Privilegien verschiedenster, vorwiegend steuerlicher Art, besonders gefördert.¹⁾

Die Markgrafen hatten rechtzeitig erkannt, daß die anwachsende Bevölkerung des Wiesentals auf die Dauer nicht ausschließlich von den Erträgen der Landwirtschaft leben konnte. Natürlich zogen auch die Markgrafen aus der Steigerung des Volkseinkommens und der Hebung der Steuerkraft ihren Nutzen. Es darf angenommen werden, daß die Errichtung des Eisenwerks hier als soziale Hilfsmaßnahme gedacht war. Bei der Wahl des Ortes waren ursprünglich außer Hausen noch Gersbach und Hasel in Aussicht genommen. In beiden Orten war die Ernährungslage für viele Bewohner recht kümmerlich, da der Boden nicht sehr ertragreich war. In Gersbach befand sich bereits ein Schmelzofen. Wann er erstellt wurde, ist nicht bekannt, außer Betrieb kam er im Jahre 1682, weil er zersprungen war. Wenn schließlich bei der Wahl des Ortes für das neue Eisenwerk Hausen den Vorrang erhielt, so war hierfür zweifellos die Frage der Wasserkräfte und die günstige Vorbedingung für billige Bauausführung ausschlaggebend. Die Wiese konnte genügend Wasserkräfte liefern. Außerdem war an der Zeller Banngrenze bereits von altersher ein Stauewehr („Legi“) vorhanden, wo das Wasser der Wiese gestaut und in einen ebenfalls vorhandenen Kanal (heute „Damm“ genannt) geleitet wurde. Dieses „Damm“ führt noch heute dem Werk 1 der Mech. Buntweberei Brennet in Hausen bedeutende Wasserkräfte zu. Vor Errichtung des Eisenwerks lief dieser Kanal als Teichgraben den „Zweier“ hinunter, um dann als Teich, wie er heute noch (allerdings verbreitert) an der östlichen Dorfseite fließt, die Mühlen zu treiben und der Mattenwässerung zu dienen. Da durch das Eisenwerk der direkte Zufluß vom „Damm“ zum Teich unter-

¹⁾ In der bekannten Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland“, Heft 2, 6. Jahrgg. ff. gibt eine Aufsatzreihe unseres verdienstvollen Heimatforschers Karl Seith: „Die Anfänge der Schoppsheimer Bleiche“ lehrreichen Aufschluß über diese Fragen.

bunden war, mußte die „Legi“ bei der „Steilhalde“ angelegt werden. Wegen dieser „Legi“, die bei Hochwasser immer wieder zerstört wurde, und wegen den Nachteilen, die den Mattenbesitzern in der Bewässerungsfrage entstanden, hatte die Gemeindeverwaltung viele Widerwärtigkeiten; es wird darüber noch zu berichten sein.

Jude Löwel als Pächter des Eisenwerks

Ueber die Erbauung und Verpachtung des Eisenwerks in Hausen verhandelte der Markgraf zunächst mit einigen Herren, darunter Johann Jakob Merian in Basel. Die Verhandlungen verliefen jedoch resultatlos, Merian und Chemillierot aus Biel, ein österreichischer Landvogt im Hegau, pachteten das neue österreichische Werk in Altbred, während Markgraf Friedrich Magnus am 15. Oktober 1680 mit dem Juden Löwel aus Emmendingen einen 10jährigen Pachtvertrag abschloß. Die Biel- und Zwerghaaserei mußte sich naturgemäß auch für die Eisenwerke samt und sonders nachteilig auswirken, und die Nachteile ließen sich nicht durch vertragliche Abmachungen, die zu gegenseitiger Rücksichtnahme verpflichteten, ausgleichen. Doch darüber später noch mehr. Um jedoch gleich einen Beweis zu liefern, wie unwirtschaftlich gearbeitet wurde und wie viele Leerläufe es bei der Führung der Eisenwerke gegeben haben mag, seien die Orte genannt, an denen zu gleicher Zeit große Eisen- oder Hüttenwerke bestanden haben: Hausen, Randern, Oberweiler-Badenweiler, Wehr, Altbred, Staufeu, Kollnau. Auf verhältnismäßig engem Raum des heutigen badischen Oberlandes mithin nicht weniger als 7 Eisenwerke, wovon allerdings die drei erstgenannten den Markgrafen, die andern Oesterreich unterstanden. Unter den drei Oberländer Werken des Markgrafen war das Hausener das jüngste und leistungstärkste. Sehen wir uns aber zunächst den Inhalt des Pachtvertrags zwischen dem Markgrafen und Löwel an. Die wörtliche Wiedergabe des umfangreichen Vertragswerkes verbietet sich aus Raumgründen, eine übersichtliche auszugsweise Inhaltsangabe erscheint jedoch deshalb angebracht, weil der Vertrag die allgemeinen Grundsätze erkennen läßt, nach denen das Eisenwerk auch an spätere Pächter verpachtet wurde.

Der Pachtvertrag, amtlich auch „Bestandsbrief“ genannt, umfaßte 22 zum Teil recht weitläufige Artikel, die erkennen lassen, wie sehr die Beauftragten des Markgrafen bemüht waren, die beiderseitigen Rechte und Pflichten juristisch klar abzugrenzen und den Pächter zu einer gewissenhaften Bauausführung und Betriebsführung zu zwingen. Großes Vertrauen zu Löwel scheint der Markgraf nicht gehabt zu haben, aus guten Gründen, wie sich bald zeigte, denn der 10jährige Pachtvertrag wurde durch Löwels Verschulden vorzeitig aufgehoben und der Pächter kurzerhand eingesperrt, weil er keinen Pachtzins bezahlen wollte. Bleiben wir aber zunächst beim „Bestandsbrief“.

Einleitend wird es dem Pächter freigestellt, das neue Eisenwerk an einem der drei schon genannten Orte zu errichten. Hausen erhielt aus den bekannten Gründen den Vorzug.

Art. 1 des Vertrags legt fest, daß nur Eisenerz zur Verarbeitung kommen darf, eigenmächtige Abweichung ist dem Pächter untersagt. Art. 2 erlaubt dem Pächter die Ausnutzung von Erzvorkommen in den herrschaftlichen Besitzungen ohne Vergütung an die Herrschaft. Gemeinden und Privatpersonen, auf deren Besitztum Erz gewonnen werden kann, ist eine Vergütung zu bezahlen. Raubbau beim Erzgraben ist untersagt; die Eisenwerke in Badenweiler und Kandern dürfen weder durch das Erzgraben, noch durch das Holzhauen des neuen Werkes geschädigt werden. Das Aufsichtsrecht bei den Bauarbeiten und technischen Werkseinrichtungen steht nach Art. 3 den Röttelern Oberamtleuten zu. Die erforderlichen Materialien an Holz, Stein, Peynette und „anderen Notwendigkeiten“ stellt die Herrschaft ohne Vergütung, die Untertanen müssen das Material im Frondienst herbeischaffen. Die darüber hinaus entstehenden Baukosten werden dem Pächter innerhalb der 10jährigen Pachtzeit nach und nach ersetzt. Die sämtlichen Werksbauten und Betriebseinrichtungen sind, so bestimmt es Art. 4, in gutem Zustand zu erhalten, Reparaturen hat der Pächter auf seine Kosten ausführen zu lassen.

Art. 5 gibt einen Begriff von dem riesigen Holzbedarf der Eisenwerke. 90 Tucharten Wald stellt die Herrschaft dem Pächter zur Verfügung, jährlich kann er eine solche Fläche abholzen, eine Entschädigung beansprucht die Herrschaft nicht für dieses Kohlholz. Für Holz aus Gemeinde- und Privatwaldung ist ein vom Rötteler Oberamt festzusetzender bescheidener Holzpreis zu zahlen. In erster Linie stand dem Pächter der schlagbare Wald der Umgebung zur Verfügung, doch konnten auch weiter entfernt liegende Waldungen angewiesen werden, mehr wie drei Fahrstunden sollte aber die Entfernung nicht betragen. Das Holz durfte nur für den bestimmten Zweck verwendet werden.

Im Art. 6 stoßen wir auf die Anfänge der Werkwirtschaft, die allerdings zunächst nur den Charakter einer einfachen Werklantine hatte. Dem Pächter wird das Recht eingeräumt, den in seinen Diensten stehenden Werksangehörigen Wein, Brot und andere Lebensmittel zu angemessenen Preisen zu verabsorgen. Salz aber ist den markgräflichen Salzkästen zu entnehmen. Die Art. 7 und 8 sind minder wichtig; es wird u. a. verlangt, daß dem Fischwasser durch das Erzwaschen kein Schaden zugefügt wird. Billige Arbeitskräfte will der Art. 9 dem Pächter sichern, zwar sind in erster Linie Landesbewohner zu beschäftigen, nur wenn diese sich weigern sollten, zum gleichen Lohn zu arbeiten wie Fremde, dürfen von außerhalb der Markgrafschaft Köhler, Holzhauer und Erzknappen herangeholt werden. Schlichter und Richter in Arbeitsstreitigkeiten sind nach Art. 10 Beamte des Rötteler Oberamts.

Im Art. 11 ist die Pachtzeit auf 10 Jahre festgesetzt, sie beginnt, wenn die erste Massel gegossen werden kann. Artikel 12 regelt die Abgabepflicht des Pächters. Er hat im 1. Jahr vom Zentner ausgeschmiedetem Eisen 40 Kreuzer, im 2. Jahr 45, im 3. und die weiteren Jahre 60 Kreuzer an das Rechnungsamt des Markgrafen abzuführen, jedoch ist, so wird dann im Art. 13 weiter bestimmt, in jedem Fall ein Mindestpachtzins von 800 Reichstalern jährlich zu zahlen, auch wenn weniger Eisen ausgeschmiedet wurde. Ist die Erzeugung aber höher, so darf der Pächter vom Ueberschuß eine Jahresrate der Baukosten in Abzug bringen. Art. 14 bestimmt, daß ein vom Rötteler Oberamt bestellter „Gegenschreiber“ die Betriebsführung des Eisenwerks zu kontrollieren hat; er kann nach freiem Ermessen jederzeit Eintritt verlangen in alle Werksräume, es dürfen ihm hierbei keine Schwierigkeiten gemacht werden.

Die Art. 15 und 16 stellen das Pachtverhältnis klar im Falle höherer Gewalt. Der Markgraf wird als Verpächter in solchen Lagen billige Rücksicht walten lassen. „Zu einfallenden Kriegszeiten, welche Gott gnädig abwenden wolle“, werden dem Pächter etwa notwendige Wachmannschaften zugesagt, die der fürstlichen Autorität unterstellt sein sollen. Sehr bedeutungsvolle Bestimmungen, die der Pächter zu seinem Vorteil auszunützen verstanden hat, enthält Art. 17. Er befreit nämlich ausdrücklich alle fremden Arbeitskräfte, die nicht Untertanen sind, von „allen Personal Beschwerden als Wachten und Frohndiensten, nicht weniger von Zöllen, Uingeldern, Steuern, Monatsgeldern und allen andern Auslagen, wie die Namen haben mögen.“ Sie dürfen weder durch die Herrschaft noch durch andere mit solchen Lasten belegt werden. Freies Durchzugsrecht wird ihnen samt der Fahrhabe zugesichert und sie dürfen in keiner Weise belästigt werden. Strafrechtlich werden sie dem Oberamt Rötteln unterstellt.

Art. 18 räumt dem Pächter weitgehende handelsrechtliche und betriebswirtschaftliche Freiheiten ein. Er darf die Eisenerzeugung aufs Höchste steigern und das Eisen so vorteilhaft wie möglich in den Handel bringen. Die erforderlichen Betriebseinrichtungen hat er auf seine Kosten zu beschaffen und sie in gutem gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten, doch darf er die Kosten in Jahresraten in Anrechnung bringen, sofern der Pachtzins die Mindestgrenze von 800 Reichstalern übersteigt. In allen das Werk betreffenden Fragen hat der Pächter, laut Art. 19, sich mit dem Rötteler Oberamt ins Benehmen zu setzen und dessen Meinung und Weisung entgegenzunehmen.

Art. 20 sichert dem Pächter, sofern er den Nachweis einer erfolgreichen Führung des Betriebs erbracht hat, eine Art *Worpachtsrecht* ein, d. h. der Markgraf wird in diesem Fall mit der Verlängerung des Pachtvertrags über die 10 Jahre hinaus einverstanden sein, ja es wird dem Juden Löwel sogar in Aussicht gestellt, daß er nach Ablauf der Pachten in *Kander*n und *Badenweiler* auch die dortigen Eisenwerke in Pacht übernehmen könne, wenn er sie zu den gleichen Bedingungen übernimmt, wie andere

Pächter sie pachten würden. Auftretende Streitfragen, die im vorliegenden Vertrag keine Regelung finden, sind, so bestimmt es Art. 21, so zu regeln, wie es in den Werken Randeru und Badenweiler üblich ist. Schließlich ist im Art. 22 die beiderseitige Kündigungsfrist bei normalem Ablauf der Pachtzeit auf ein halbes Jahr vor Ende der 10jährigen Pacht festgesetzt. Der Schlußabsatz dieses geschichtlich wichtigen „Bestandsbriefes“ lautet:

„Dessen allen zu wahren Urkund haben wir diesen Bestandsbrief mit eigenen Händen unterschrieben mit unserem fürstl. geheimen Canzlei-Insigel bekräftigen, und ihm Juden Löwel zustellen lassen. So geben und geschehen in unserer fürstlichen Residenz

Carlsburg, den 15. Monatstag Octobris 1680.“

Das Werk im Werden

„Seß brennt er in der schönste Art,
Un 's Wasser ruuscht, der Bloosbalg gahrt,
Un bis as d'Nacht vom Himmel fällt,
So würd die ersti Maßle halt.“

Hebels Gedicht „Der Schmelzofen“ beginnt mit diesem Vers. Nach dem Vertragsabschluß mit Löwel dauerte es jedoch noch ziemlich lange, bis das Eisenwerk betriebsfertig war. Der jüdische Pächter suchte zunächst Gesellschafter, die er auch im März 1682 in den Gebrüdern Barbauld de Florimont und Barbauld de Grandvillars aus Mömpelgard, ¹⁾ das bis 1801 zu Württemberg gehörte, fand. Löwel wußte sie zu beschwären, indem er ihnen in Aussicht stellte, daß sie nicht nur Pachteilhhaber am Hausener, sondern auch an den beiden andern Oberländer Werken in Randeru und Badenweiler Teilhaber werden könnten.²⁾ Diese beiden Werke befanden sich damals in der Pacht von Basler Herren (Zäßlin, Merian und Facio), ihr Pachtvertrag lief noch bis 1684. Löwel war ja im „Bestandsbrief“ über das Hausener Werk zugesichert worden, daß er auch die beiden andern Werke in Pacht nehmen könne, allerdings unter der Voraussetzung, daß er die Vertragsbestimmungen gewissenhaft erfüllt. Um seine Gesellschafter zu fördern, versprach er ihnen also die Teilhaberschaft auch am Randeru und Badenweiler Werk, obwohl er darüber gar nicht verfügen konnte. Außerdem versprach Löwel seinen Gesellschaftern auch die hälftige Anteilnahme am Salzhandel, den er in den Herrschaften Hochberg, Rötteln und Badenweiler in seine Pacht zu bringen wußte. So verlockenden Aussichten konnten die Gesellschafter nicht widerstehen, das Geschäft mit Löwel kam zustande, aber

¹⁾ Heute Montbéliard (Frankreich).

²⁾ Die Eisenwerke in Randeru und Badenweiler waren schon lange vor dem Hausener Werk erstellt. Randeru Eisen war längst schon bekannt. Ueber die Ursprungszeit des Werks liegen jedoch keine genauen Angaben vor. Das Badenweiler Werk soll im Jahr 1595 vom Markgrafen Georg Friedrich gekauft worden sein. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift f. d. G. d. D.)

von langer Dauer war die Harmonie nicht, die Pächter gerieten sehr bald miteinander in Streit, da Löwel sein persönliches Profitinteresse über alles stellte.

Auch bei der Bauausführung in Hausen kam es bereits zu Differenzen, denn die Bauaufsicht hatte mancherlei Beanstandungen an das Oberamt Rötteln zu berichten. Als das Werk in Betrieb war, protestierten die Arbeiter, weil der jüdische Pächter den Zahltag vom Samstag auf den Sonntag verlegte. Zeitweilig mußte der Betrieb ruhen, weil Löwel nicht für Erz und Kohlen sorgte. Holzhauer ließ er aus Tirol kommen, da sie laut „Bestandsbrief“ steuerliche Vergünstigungen genossen und daher billiger arbeiteten als die einheimischen Werksangehörigen. Die Bauern, die Fronsuhren für das Werk leisten mußten, ließ er immer dann fahren, wenn die Wege recht schlecht waren, denn je mehr Gänge kreppten, desto besser blühte Löwels Roßhandel. Im Jahre 1688 sperrte die Regierung des Markgrafen den Pächter Löwel kurzerhand ein, weil er keinen Pachtzins bezahlen wollte. Durch Löwels Schuld war daher der 10jährige Pachtvertrag vorzeitig gelöst worden; die Werke wurden dann weiter verpachtet. Dem Eisenwerk in Hausen hat somit bei der Entstehung kein günstiger Stern geleuchtet.

Das in Aussicht genommene Baugelände für das Hausener Werk wurde am 28. Januar 1682 besichtigt und abgemessen. Es waren zugegen Sebastian Danner von „Schopfen“, Friedrich Strütt, Vogt zu Hausen, David Kaufmann, Maurer und Werkmeister und Hans Linse, Geschworene in Hausen. Besitzer des für das Werkgelände in Frage kommenden Grund und Bodens waren:

Hans Jakob Bauert	(5 Dauen)
Hans Bacher	(1 Dauen)
Ww. Grether u. Konf.	(1 ¹ / ₈ Dauen)
Caspar Brüderlin	(1 ¹ / ₈ Dauen)
Georg Währer, Maulburg	(— ¹ / ₄ Dauen)

Nach der Regelung der Bauplatzfrage wurde dann, laut Eintrag im Hausener Kirchenbuch, das Fundament für den Schmelzofen gelegt am 7. März 1682. Mit der Bauausführung war ein Solothurner Bürger, Hans Jakob Türk, Zimmermann, beauftragt.

„... und strömt der süürig Zisebach
im Sand, es isch e schöni Sach.“

Von der Fundamentslegung bis zur Aufnahme des Schmelzofenbetriebs vergingen nochmals zwei Jahre; erst am 3. April 1684 konnten die Feuer für den ersten Guß im Schmelzofen angezündet werden³⁾ Von diesem Zeitpunkt ab also waren „d'Husemer“ in der Lage zu erzählen, wie man

³⁾ Mit dem Anzünden der Schmelzofenfeuer war ein feierlicher Akt verbunden, bei dem der Ortspfarrer mitwirkte. Der Brauch wurde beibehalten und erweiterte sich zeitweise zu weltlichen Feiern, bei denen es hoch, manchmal scheints zu hoch, herging.

Eisen macht. Hebel, der sich diese Kenntnisbereicherung schon als Bub beim Kohlentragen und beim Erzsteinklopfen aneignen konnte, drückt dieses Spezialwissen seiner Landsleute in folgenden schönen Versen aus:

Frog mengge Ma: „Sag, Nocher, hel
Hesch au scho Ise werde seh
Im füürige Strom, de Forme no?“
Was gilt's, er cha nit sage: Sol

Mir wüsse, wie me's Ise macht,
Und wie's im Sand zue Massle bacht,
Und wie me's druf in d'Schmidte bringt
Und d'Luppen unterem Hammer zwingt.

Zum ersten Guß waren im Schmelzofen acht „Säße“ gesetzt, jeder „Saß“ bestand aus 15—16 Sester Erz, 4 Wannen Holzkohlen und 4 Sester Kalkstein (letzte zu Reinigungszwecken). Das Erz kam aus der Muggener, Lieder, Randerner und Feuerbacher Gegend, auch von Sallneder Erz ist einmal in den Bergwerksakten die Rede. Je nach dem Ursprungsort des Erzes (die Ergiebigkeit war verschieden) wurden aus einem „Saß“ beim Schmelzen 22—24, in ganz günstigen Fällen noch etwas mehr, Zentner Eisen gewonnen. In der Hammerschmiede wurde aus den „Luppen“ das Roheisen geschmiedet, hier arbeiteten an 5 Feuern je 3 Hammerschmiede. Die Kalksteine wurden aus einer Grube geholt bei Eichen, während der Formsand bei Säckingen geholt werden mußte.

Außerordentlich groß war bei der damals üblichen Verhüttung des Eisenerzes der Kohlholzbedarf; die Folge war eine arge Vermüstung der Waldungen und häufige Auseinandersetzungen zwischen den Behörden der Markgrafschaft und den Gemeinden. Zu diesem Kapitel wird noch an anderer Stelle mehr zu sagen sein. Das Erz mußte, da Wege nicht vorhanden waren, mit Eseln und Mauleseln von den Erzgruben zum sog. Blakhof auf der Scheideck gebracht werden, hier wurde es vom verpflichteten Blaknecht gemessen und abgenommen, und von da transportierten es dann die Hausener Fuhrleute anfangs ebenfalls mit Eseln, später mit Pferdefuhrwerken, nach dem Eisenwerk.

Löhne, Gehälter und soziale Einrichtungen

Das äußere Bild des eigentlichen Dorfes veränderte sich nach der Aufnahme des Betriebes im Eisenwerk zunächst nur wenig, denn die Werksangehörigen, auch Laboranten genannt, wohnten zum größten Teil „ufem Bergwerch“ in den „Laborantenhäusern“, die ja heute noch, allerdings moderner ausgebaut, Wohnzwecken dienen. Auch das von Hebel oft erwähnte „H e r e h u s“ war mit dem Eisenwerk „ufem Bergwerch“ entstanden. Es bildet heute zweifellos noch das stolzeste Wahrzeichen aus jener für das Dorf und für die ganze Markgrafschaft bedeutsamen Zeit des Eisenwerks, doch

kann der Kundige die Spuren des Eisenwerks auch noch an vielen andern Stellen finden; so vor allem sind die alten „Laborantenhäuser“, dann die verschiedenen heute Lagerzwecken dienenden „Choleschüre“, Magazine und eine Reihe weiterer Gebäulichkeiten noch sichtbare Ausläufer der Eisenwerkszeit. Auch der „Heregarte“ und der Auslaufkanal zur Wiese sind Zeugen jener Zeit. Nur die herrliche große Linde, an deren Nesten Hebel im Geist seinen alemannischen Blumenkranz im Winde spielen ließ, ist nicht mehr; ihr ist an anderer Stelle ein Nachruf gewidmet.

Mancherlei neue Verdienstmöglichkeiten wurden den Dorfbewohnern durch das Eisenwerk erschlossen, sowohl im Werk selbst, wie auch im Außenbetrieb. Schon die älteren Dorfbuben konnten auf dem Werk durch Kohlentragen, Erzsteinklopfen und dergl. Dienste einige Kreuzer verdienen. Dem kleinen Hanspeter soll es ja eine besondere Freude bereitet haben, daß er auf diese Weise seinem treu sorgenden und sparsamen Mütterlein einige verdiente Kreuzer vom „Bergwerch“ heimbringen konnte. Man wird auch kaum fehl gehen, wenn man in dem Büble, dem der Schmelzer „'s Pfiifli“ wegnimmt, den kleinen Hanspeter sieht:

„Doch fangt e Büebli g'rauche a,
Und meint, es chönns, as wie ne Ma,
Se macht der Schmelzer kurze Bricht,
Und zieht em 's Pfiifli us'em Gesicht.“

Er leit's ins Füür und balgt derzue:
„Hescht's au scho glehrt, du Lappi du!
Suug am e Störzli Habermark!
Weisch? Habermark macht d'Buebe stark!“

Durch das Eisenwerk wurde eine wesentlich andere Schichtung der Bevölkerung herbeigeführt. Neben den Werksangehörigen siedelten sich auch manche Huf-, Nagel-, Ketten- und Rinkenschmiede im Dorf an; auch in den Orten der Umgegend waren diese Handwerker stark vertreten und namentlich die Nagelschmiede waren noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der ganzen Gegend stark vertreten. Die Handwerksbetriebe der Schmiede waren gute Abnehmer des Hausener Eisens, sie nahmen einen wesentlichen Teil der Erzeugung auf. Zu ihnen kam dann noch der Gottschalk'sche Drahtzug in Schopfheim ¹⁾ als guter Inlandskunde, er nahm dem Hausener Werk allein jährlich 800—1000 Zentner Eisen ab.

Was die Löhne und Gehälter im Eisenwerk betrifft, so waren sie nach heutigen Begriffen recht niedrig, doch läßt sich das Einkommen von damals nicht einfach schematisch mit dem heutigen vergleichen, da die Unterschiede in den Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten zu verschieden sind. Gemessen an der damaligen Lebenskultur und den Lebenshaltungskosten dürfte die Kaufkraft der Löhne und Gehälter durchaus nicht immer wesentlich geringer gewesen sein als heute. Zweifellos lebte ein großer Teil der Werksangehörigen recht anspruchslos und sparsam. Die heutige ältere Generation

¹⁾ Er ist 1834 stillgelegt worden.

in Hausen erinnert sich noch an manchen der letzten Hammerschmiede und sonstigen Werksangehörigen des Eisenwerks, der zwar keine Reichtümer angeammelt, aber immerhin es zu solidem Wohlstand gebracht hatte. Der bestbezahlte Lohnarbeiter des Werks war der Schmelzer, das wissen wir schon aus Hebels Gedicht:

„Am Zahltag teilt'sch doch mit Leim;
Und bring'sch der Lohn im Rastuech heim,
Se luegt di d'Marei fründli a,
Und seit: „I ha ne brave Mal“

Aus einer Rentabilitätsberechnung vom Jahr 1750 sind folgende jährlichen Gehälter und Löhne zu ersehen:

Faktor (Betriebsleiter) einschl. der ihm aus dem Rantinenbetrieb zustehenden Zuwendungen	355 Gulden
Ein Schmelzer	200 "
Ein Werkszimmermann	156 "
Ein Plaktsnecht	130 "
Ein Erzmeßer (auf dem Waldplatz)	75 "
Zwei Aufseher beim Schmelzofen zus.	249 "
Ein Ofenknecht	140 "
Ein Schlackenschürger und Schl.-brecher	130 "
Ein Nachtwächter	78 "

Da der Betrieb seine Erzeugungsstärke besser ausnützen sollte, wurden in der erwähnten Ertragsberechnung angefordert ein Bergwerksdirektor, ein Scribent und ein Magaziner, für die zusammen 1060 Gulden als Aufwand jährlich angeführt werden. Der Kontrolleur erhielt jährlich 150 Gulden. Aus dem Jahr 1733 gibt der „Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins“ Löhne an: Für den Hammermeister w ö c h e n t l i c h 5 Gulden 35 Kreuzer, für Hammerschmiede 4 fl. 37 ½ fr., für Zainschmiede 8 fl. 20 fr., für Rennschmiede 4 fl. 39 fr.

Der Oberfaktor behauptete, in der Eisenindustrie ganz Europas würden keine so hohen Löhne gezahlt. Die Arbeiterschaft war aber nicht der gleichen Meinung; sie erlitt auch bedeutenden Lohnausfall, da der Betrieb in wasserarmer Zeit und bei starkem Frost ruhte, was jährlich mehrere Wochen ausmachte. Aussetzen mußten die Arbeiter aber auch oft, wenn der Absatz stockte, oder Holzkohlen und Erz fehlten. Unter zu niedrigen Löhnen litt sogar zeitweise die Güte des Eisens, wie aus Beschwerden der Kundschaft hervorging. Verschlimmert wurde die Lage auch öfter, wenn Mißernten oder andere Naturkatastrophen die Lebensmittelpreise sprunghaft in die Höhe trieben, die Löhne aber auf dem alten Stand gehalten wurden. In solchen Fällen gewährte die Verwaltung lieber kleine Sonderzulagen, denn einmal erhöhte Löhne seien, so meinte sie, schwer wieder auf einen niedrigeren Stand herunterzubringen.

Sozialgesetze im heutigen Sinne gab es damals natürlich noch nicht, doch können schon hier einige interessante Ansätze dazu festgestellt werden. Für Zeiten der Arbeitslosigkeit, dann auch für Notfälle, die aus Unfällen oder

Krankheiten resultierten, war eine besondere Werksklasse, die sog. Bergwerksbüchse, bereitgestellt, in die sowohl die Werksangehörigen wie auch die Verwaltung Beiträge abführten. Markgraf Karl Wilhelm verfügte am 18. Juli 1718, daß jeder Beschäftigte in den Bergwerken der Markgrafschaft vom Gulden Arbeitslohn einen Kreuzer in die Armenbüchse abzuführen habe. Aus dieser Sonderklasse, deren Einlagen allerdings nie groß waren, erhielten Werksangehörige bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall, oder aus andern Gründen in unverschuldete Not Geratene, kleine Unterstützungen. Die heutige vorbildliche Sozialgesetzgebung Deutschlands hatte demnach bereits in den markgräflichen Armen- oder Bergwerksbüchsen bescheidene Vorläufer.

Weitere Verpachtungen

Auch nach Löwel, dessen eigensüchtige Betriebsführung und Mißachtung der Vertragsbestimmungen die vorzeitige Lösung des Pachtvertrages zur Folge hatte, blieb das Kapitel Verpachtungen ein recht wechselvolles. Vor allem aber kann an der Geschichte der Markgräfler und vorderösterreichischen Eisenwerke das Elend der inneren staatlichen Zerrissenheit Deutschlands an abschreckenden Bildern abgelesen werden. So fehlte es z. B. in den 3 Werken der Markgrafschaft im Oberland oft am nötigen Kohlholz, die vorderösterreichischen Werke Wehr, Albbruck, Stausen und Kollnau dagegen hatten meist genügend Kohlholz, aber kein oder zu wenig Erz. Oesterreich sperrte zeitweilig die Holzausfuhr ins Markgräflerland, um den Markgrafen zu zwingen, die vorderösterreichischen Werke im Austausch mit Kohlholz mit Erz und Masseln zu beliefern. Es kam schließlich auch zu diesbezüglichen Abmachungen. In den Streit um Holz und Kohlen spielten oft auch die klösterlichen Rechte und Besitzinteressen von St. Blasien, St. Trudpert und der Commende Beuggen hinein, über deren Einsprüche sich jedoch Oesterreich hinwegsetzte; die Klöster konnten es nicht hindern, daß ihre Waldungen zusammengehauen wurden.

So hatten sämtliche im oberbadischen Gebiet gelegenen Eisenwerke unter sich einen recht unerfreulichen Wettkampf zu führen, obwohl ihnen auf dem ausländischen Eisenmarkt das französische Eisen aus Lothringen, das viel billiger war, schwere Konkurrenz machte. Den Oberländer Werken der Markgrafschaft kam jedoch der gute Ruf ihres Eisens zu statten, namentlich das Hausener Eisen galt bei den vorwiegend schweizerischen Großabnehmern, aber auch bei den einheimischen Schmieden als das hochwertigste. Konnten, wenigstens zeitweise, erhebliche Uberschüsse aus den Werken herausgeholt werden, so war dies lediglich auf die gute Qualität des erzeugten Eisens zurückzuführen. Eine wirklich rationelle Ausnutzung der Werke ließ sich aber auf dem schwammigen Boden der zwerghaftlichen Desorganisation nicht erzielen. Doch kehren wir wieder zu den Verpachtungen zurück.

Nach Löwels Einsperrung verpachtete der Markgraf die Werke Hausen, Randern und Badenweiler an den Bergrat Joh. Heinrich Fried aus Colmar. Ihm wird nachgesagt, daß er die Werke in gutem Zustand hielt, jedoch die Werksangehörigen schlecht behandelte. Im Januar 1700 wurden die 3 Oberländer Werke an eine Gesellschaft von Schaffhausener Herren verpachtet, die unter Führung eines Joh. Heinrich Horn stand. Diese Gesellschaft nahm die drei Werke, dazu dann auch noch das Pforzheimer Eisenwerk auf 9 Jahre in Pacht. Kriegswirren machten schon bald Pachtzinsnachlaß notwendig. Aber auch die Gesellschafter führten unter sich einen heftigen Streit, die Hauptschuld wird dem Direktor Sahler zugeschoben, der gleichzeitig Pächter des Wehrer, also eines vorderösterreichischen Eisenwerkes war. Er soll verstanden haben, 7000 Gulden Betriebskapital aus den Werken des Markgrafen herauszunehmen und in sein Wehrer Werk zu stecken. Auch hier offenbart sich wieder der Irrsinn der Kleinstaaterei. Die übrigen Gesellschafter sollen sich viel Mühe gegeben haben, die Werke wirtschaftlich zu betreiben, der Erfolg blieb ihnen jedoch versagt. Der Pachtvertrag wurde aufgelöst, nachdem die Pächter 13 000 Gulden verloren hatten.

Von Johanni 1704 ab kommen die Markgräfler Werke dann in die Pacht des Basler Bürgers Achilles Leißler, dessen Vater, Franz Leißler, Bankier war in Basel. Leißler pachtete die 4 Werke (das Pforzheimer also mit) zunächst auf 6 Jahre. Unter dem neuen Pächter kamen die Werke in Aufschwung, wenigstens so lange das nötige Rohholz und Erz für den Vollbetrieb zu beschaffen war. Die Beamten des Markgrafen rieten diesem nach Ablauf der Pachtzeit, die Werke in Selbstbewirtschaftung zu nehmen; sie hofften auf diese Weise die gute Konjunktur besser zu Gunsten des Markgrafen ausnutzen zu können. Doch der damalige Markgraf Karl war in großer Geldnot. Er beauftragte seinen Rötteler Landvogt von Gemmingen und den Kammerdirektor Weimarn bei Bankier Leißler zu sondieren, ob dieser zur Hergabe eines Darlehens in Höhe von 40 000 Gulden bereit wäre. In dem „Sonderabdruck aus der Z. f. d. G. d. D.“ wird gesagt, das Geld sei zum Teil für eine Reise nach Venedig verwendet worden. Nach dem Darlehensvertrag aber wurde das Geld benötigt zur Sanierung der Finanzen. Es wird da gesagt, die Kapitalaufnahme war notwendig

„zu Abfertigung einiger unserer Diener, Stillung der Krämer und Handwerkschulden, Zahlung obliegender fürstl. Deputaten, Erlaufung benötigter Naturalien und anderer ohnvermeidlicher prästationen... um uns gleich anfangs unserer Regierung in einem regulierten Stand zu sehen...“

Zu der 40 000 Gulden-Anleihe kam 1711/12 eine weitere von 20 000 Gulden, ebenfalls von Leißler, Basel, dem 5% Zinsen und günstige Pachtbedingungen eingeräumt wurden. Als Sicherheit für das Kapital wurden die 3 Oberländer Werke als Pfand gegeben, und zur besonderen Sicherung des Zinsendienstes verpfändete der Schuldner dem Gläubiger die Zehnteinkünfte in Haltingen und Dettingen. Im Jahre 1718 lief der Pachtvertrag mit Leißler

ab; der Markgraf entschloß sich nun doch, die Werke in Selbstbewirtschaftung zu nehmen und Leißler gab sich damit zufrieden, obwohl er noch ein Guthaben hatte von 32 000 Gulden. Er habe mit den Werken großen Verdruß gehabt, behauptete Leißler.

Einrichtung einer Gewehrfabrik

Die Hoffnung, es lassen sich durch die Selbstbewirtschaftung höhere Ueberschüsse aus den Werken des Markgrafen herausholen, erfüllte sich vorerst nicht. Es fehlte an den kaufmännischen Erfahrungen der Privatwirtschaft, außerdem erhielten die Schweizer Großabnehmer das lothringische Eisen zu billigsten Preisen und die Oberländer Werke waren aus Konkurrenzgründen gezwungen, oft mit Verlust zu verkaufen. Dann fehlte auch das Betriebskapital und wieder wandte sich der Markgraf an den Basler Bankier Leißler, der die Abnahme von 12 000 Ztr. Eisen zusagte, aber zu einem Preis, bei dem die Werke beim Zentner mindestens 45 fr. Verlust hatten. Die Geldnot zwang aber zur Annahme auch ungünstiger Bedingungen.

Um aus der dauernden Geldkrise herauszukommen, versuchte es die Betriebsführung der Werke mit neuen Fabrikationszweigen. So wurde im Jahr 1719 im Hausener Werk eine Rohrschmiede eingerichtet, um glatte und gezogene Läufe für Kommissflinten, Jagdgewehre, Stutzen und Pistolen herzustellen. Diese Waffenmacherei erwies sich jedoch bald als Fehlgriff, denn die Konkurrenz lieferte viel billiger. Ein Beispiel: Der nach Hausen geholte Karlsruher Büchsenmacher verlangte für das Anbringen einer Bayonettvorrichtung und für das Schiften allein 2 Gulden und 20 Kreuzer, während Sühler Flinten frei Karlsruhe für 2 Gulden und 45 Kreuzer zu haben waren. In unserer Zeit, da alle Staaten rings um Deutschland hochgerüstet sind, während Deutschland sich erst wieder eine seiner Größe und Lage entsprechende Aufrüstung zu sichern suchen muß, mutet es sonderbar an, daß in einem Bericht die Unwirtschaftlichkeit der Gewehrfabrikation in Hausen u. a. so begründet wird:

„Nachdem bei den jetzigen Friedenszeiten in Deutschland wenig Kauf um diese Ware ist, mithin die Sühler, Smalkalder, Bruntruter und Niederländer ihre Läufe fast um ein Stück Brot, soviel die Arbeit betrifft hinweggeben . . .“

Nach genauen Berechnungen der Sachverständigen wurden die Selbstkosten im Durchschnitt für eine fertige Schießwaffe für das Hausener Werk mit 4 Gulden und etwas über 17 Kreuzer festgestellt, während, wie schon erwähnt, Sühler Flinten frei Karlsruhe für 2 fl. 45 fr. zu haben waren. (Der Markgraf hatte mit sachverständigen Büchsenmachern Verhandlungen führen lassen, welches Ergebnis die Fertigstellung der Waffen haben könnte.) Unter den gegebenen Umständen war es wohl das Klügste, diesen Zuschußbetrieb wieder stillzulegen; schon im Jahr 1721 wurde die Gewehrmacherei auf-

gegeben und die Rohrschmiede zu einer Zainschmiede umgebaut. Hebel mochte von diesen fehlgeschlagenen Versuchen gewußt haben, als er die Verse niederschrieb:

„Wie gieng's im brave Hamberchsma?
's mueß jede Stahl und Iise ha;
Und mueß der Schnider d'Noble ge,
Sen ischs au um sie Nahrig gscheh.

Und wenn im früeihe Morgerot
Der Buur in Feld und Fuhre stoht,
Se mueß er Charst und Saue ha,
Sust isch er e verlorne Ma.

Zuem Brooche bruucht er d'Wägesse,
Zuem Weihe bruucht er d'Sägesse,
Und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
Und s'Messer, wenn der Trübel weicht.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
Und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andere Sichle drus,
Und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge.
's hinkt mengge ohni Fueß und Hand,
Und mengge schloft im tiefe Sand.

Kei Surlibaus, kei Füß meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
Und ghört, wie's in de Berge chracht,
Und Mengste gha die ganzü Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
Drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried und Einigkeit
Von nun a bis in Ewigkeit.“

Es ist nicht anzunehmen, daß der Dichter nur in der Erinnerung an die fehlgegangene Gewehrmacherei im heimatllichen Eisenwerk ein Friedenstäubchen hochfliegen ließ, es dürfte vielmehr noch ein anderes Motiv die friedensfreundlichen Verse veranlaßt haben. Hebel war im Herbst 1796 in S a l t i n g e n Augen- und Ohrenzeuge, als die Franzosen von ihren Artilleriestellungen aus bei der Schusterinsel eine Kanonade gegen die Kaiserlichen donnerten. Das war „sellemons, wo Anno sechsenünzgi der Franzos so uding gschosse het.“ Auch auf der Heimreise nach Karlsruhe sah und hörte Hebel gar vieles von den Greueln des Krieges, die ihm dann bei der Niederschrift der Friedensverse im Gedicht „Der Schmelzofen“ wieder ins geistige Blickfeld getreten sein mögen.

Wie schon erwähnt, wurde die Gewehrmacherei im Jahr 1721 wieder eingestellt, aber noch 1723 waren große Posten unverkaufter Läufe vor-

handen.¹⁾ Mit Verlusten fand die Ware Absatz, nur die Kommissläufe wollte niemand. Da wurde der Gedanke erwogen, sie an die waffenlosen Untertanen der Herrschaften Rötteln und Badenweiler abzugeben, doch wurde der Plan wieder fallen gelassen, weil befürchtet wurde, es könnte das Wildern stark zunehmen. Demnach hat es in der Markgrafschaft außer Bundelfrieder und Komp. auch noch manche andere Liebhaber von billigen Hasen- und Rehbraten gegeben.

Statt die Eisenwerke in der Selbstbewirtschaftung nach käufmännischen Grundsätzen zu leiten, wurden sie offenbar von der Karlsruher Regierung als die Hennen betrachtet, die auch dann noch immer goldene Eier legen sollten, wenn ihnen das nötige Futter vorenthalten wurde. Mochte die Verwaltung noch so tüchtig sein, die Karlsruher Geldnöte erschwerten dauernd eine geordnete Betriebs- und Geschäftsführung. Keinerlei Rücklagen konnten gemacht werden, ja selbst die Betriebsmittel zur Befriedigung der laufenden Verpflichtungen wurden den Werken nicht immer belassen. So zog Karlsruhe einmal in einundreiviertel Jahren nicht weniger als 60 000 Gulden aus den Oberländer Werken, so daß diese nicht einmal mehr ihre Arbeiter, geschweige ihre Lieferanten bezahlen konnten. Infolge des Fehlens von Betriebskapital mußten zeitweise sogar einzelne Betriebszweige stillgelegt werden.

Der Schweizer Geschäftsmelt, die als Hauptabnehmer des Eisens aus den Marktgräfler Werken in Frage kam, war die Karlsruher Geldnot wohlbekannt; sie suchte natürlich auch ihren Vorteil daraus zu ziehen. Schweizer und vor allem Basler Geschäftsleute und Bankiers sprangen dauernd helfend ein als Geldgeber und als Großabnehmer. Besonders die Witwe des Basler Bankiers Peter Ochs tritt als Geldgeberin hervor. Ihr Guthaben an Baden belief sich im Jahr 1721 auf 46 000 Gulden; 1723 waren die Vorschüsse auf abzunehmendes Eisen sogar auf 70 000 Gulden gestiegen. Im Auftrag der Witwe Ochs hatte die Basler Eisenhandlung Heußler und Zäßlin den Vertrieb des Eisens der Marktgräfler Werke in der Schweiz übernommen, soweit das Eisen nicht im Marktgräflerland selbst Absatz finden konnte. In der Schweiz war aber immer stärker mit der Konkurrenz des französischen Eisens zu rechnen.

In Karlsruhe sah man ein, daß es mit den Werken auf der bisherigen Grundlage abwärts gehen mußte. Zum Glück setzte aber im Jahr 1723 ein recht guter Geschäftsgang ein, der mehrere Jahre anhielt. Das Marktgräfler Eisen hatte in der Schweiz und in Oesterreich einen weit besseren Ruf als das französische; es fand guten Absatz, so daß die aufgenommenen Vorschüsse an Ww. Ochs vorübergehend fast ganz zurückerstattet werden konnten, immerhin hatte sie bei Ablauf des Vertrags (1727) wieder eine Forderung von über 44 000 Gulden.

¹⁾ Im Sonderdruck aus der „Z. f. d. G. d. D.“ werden genannt 869 Stüd Kommissläufe, 96 St. gewöhnliche Flintenläufe, 3 Stutzenläufe und 83 Pistolen.

Von der Selbstbewirtschaftung wieder zur Verpachtung

Noch einige Jahre wurden die Oberländer Werke unter schwierigsten Verhältnissen in der Selbstbewirtschaftung weitergeschleppt; dann entschloß sich der Markgraf wieder zur Verpachtung. Das Hausener Werk wurde im Jahre 1736 auf 6 Jahre an Samuel Burdhardt, Basel, verpachtet, der auch Pächter des Eisenwerks in Wehr war. Burdhardt war es gelungen, durch große Holzkäufe in den Waldungen St. Blasians das erforderliche Rohholz zu sichern. Der Markgraf zeigte sich dadurch erkenntlich, daß er dem Hausener Werk manche Vergünstigungen einräumte, so erhielt das Werk in Hausen von den jährlich geförderten rund 39 645 Kübeln Erz 24 000 zugewiesen, während die beiden andern Werke in Randern und Badenweiler sich mit dem Rest begnügen mußten. Dem Kollnauer Werk wurde, trotz der Fürsprache Oesterreichs, die Lieferung von Markgräfler Erz abgeschlagen, es sollte die starke Betreibung des Werkes in Hausen nicht gestört werden.

Burdhardts Zeit scheint für Hausen den besten Geschäftsgang gebracht zu haben und gehört jedenfalls zum glücklichsten Abschnitt der Geschichte des Eisenwerks. Der Pachtvertrag wurde denn auch verschiedentlich verlängert. 1738 befundete Burdhardt den Willen, eine Stahlfabrik einzurichten. Mit der Verlängerung der Pacht erhielt er hierzu auch die Genehmigung, doch durften in der Stahlfabrik nur solche Gegenstände angefertigt werden, die bisher im Lande nicht selbst erzeugt wurden. Bis zum Jahre 1770, mithin bis zur Zeit, da der kleine Hanspeter Hebel als Kind seine starken Eindrücke vom Eisenwerk erhielt und seine ersten Kreuzer verdienen konnte, wurde der Pachtvertrag mit Burdhardt immer wieder erneuert und in diesem Jahr auch auf seinen Enkel Samuel und auf Johann Jakob Merian ausgedehnt.¹⁾ Welchen Nutzen hat nun der Markgraf als Verpächter aus dem Hausener Werk unter Burdhardt gezogen? Die Pachtsumme (Regale) richtete sich bekanntlich nach der Höhe der Erzeugung. Eine Aufstellung, die vier Jahre (1736/37/38 und 39) umfaßt, weist folgende Pachtbeträge aus:

1736	3432 Gulden
1737	4539 Gulden
1738	6591 Gulden
1739	6116 Gulden

Zusammen 20 678 Gulden.

In der gleichen Zeit hatte aber die Regierung des Markgrafen einen Aufwand für das Hausener Werk:

Rohlscheuer	519 Gulden
Sonstige Baukosten	259 Gulden
3 Paar Blasbälge	1794 Gulden
Noch eine Rohlscheuer und verschiedene Anbauten	974 Gulden
Ein neues Laborantenhaus, das auf 840 Gulden zu stehen kam, dazu verschiedene Wasserbauten	2092 Gulden
Sonstige Anschaffungen, Reparaturen usw.	1377 Gulden

¹⁾ Die Geschichte des Hausener Eisenwerks zeigt, wie stark die geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Basel und Hausen schon früher waren.

Einschließlich der in Kreuzern angeführten Bruchteile wird ein Gesamtkostenaufwand errechnet von 6238 Gulden, 39 Kreuzern. Dazu kam noch das Einkommen eines Buchhalters aus Gehalt und Naturalien, das in den vier angeführten Rechnungsjahren zusammen 766 fl. 53 kr. betrug; der Gesamtaufwand belief sich somit auf über 7000 Gulden, so daß die Nettopachtsumme sich auf rund 13 674 Gulden, also im Jahresdurchschnitt der vier Jahre auf etwas über 3418 Gulden ermäßigt. Zeitweise war Burdhardt das Werk sogar regalfrei überlassen, so von 1741—1751. Von da ab wurde wieder die übliche Pacht bezahlt, doch durfte Burdhardt jährlich nicht mehr wie 4000 Ztr. Eisen aususchmieden lassen, während er in den vorangegangenen Jahren die Erzeugung bis auf fast 10 000 Ztr. zu steigern verstanden hatte. Bei normal geführtem Betrieb konnte das Hausener Werk jährlich etwa 7000 Ztr. Eisen erzeugen, der Zwang zur Einschränkung war offenbar wieder durch die Kohlholznot bedingt. Als der Waldvogt von Waldshut, Baron von Schöna u, das Viesern von Kohlholz nach Wehr und Hausen bei 20 Reichstalern Strafe verbot, glaubte der Vogt von Todtmoos, daß hinter diesem Verbot der Pächter Burdhardt stecke, da diesem bekannt geworden war, daß der Markgraf das Hausener Werk wieder in Selbstbewirtschaftung nehmen wollte. Auf Georgi 1770 wurde denn auch die Pacht gekündigt und das Hausener Werk, wie auch die andern beiden in Kandern und Badenweiler, wieder in staatliche Selbstbewirtschaftung genommen.

Der normale Leistungsgrad des Hausener Werkes war, wie schon bemerkt, 7000 Ztr. jährlich; statt dessen erging jedoch Anweisung, nur 3000 Ztr. Eisen auszuschmieden (Kandern und Badenweiler durften nur 2000 Ztr. erzeugen). Für Hausen war dann die Frage eines Betriebsleiters (Faktor) neu zu regeln. Faktor Fuchs in Badenweiler-Oberweiler und sein im Hausener Werk beschäftigter Bruder empfahlen dem Markgrafen ihren Neffen, einen Sohn des Basler Archivariats und Geheimen Hofrats Herbst er. Dieser war bereits in Hausen als Magaziner tätig, stand aber erst im Alter von 22 Jahren. Trotz dieses noch recht jugendlichen Alters wurde Herbst er zunächst als Unterfaktor und am 28. Januar 1777 als eigentlicher Faktor berufen; er war somit verantwortlicher Leiter des Hausener Werkes geworden.

Als Faktor bezog Herbst er ein Gehalt von jährlich etwa 350 Gulden. Im Jahr 1776 hatte er eine Eingabe gemacht, worin er u. a. um pachtweise Ueberlassung der Werkswirtschaft ersuchte. In einer beigefügten rechnerischen Aufstellung bezifferte er den jährlich zu erwartenden Ueberschuß auf 299 Gulden, 30 Kreuzer. Die Werkswirtschaft wurde Herbst er zum jährlichen Pachtzins von 150 Gulden überlassen, doch scheint der Umsatz und die Ueberschußrate nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, wenigstens war schon nach einem Jahr eine Ermäßigung der Pachtsumme um 60 Gulden notwendig.

Bei der Uebernahme des Werkes in Selbstbewirtschaftung mußte der Markgraf zunächst wieder ziemlich hohe Aufwendungen machen für bauliche und betriebliche Zwecke. Wie bei Verpachtungen derart großer Vermögens-

objekte und wertvoller Wirtschaftsbetriebe kaum anders erwartet werden konnte, waren die Gebäulichkeiten aufs äußerste abgenutzt und die technischen Anlagen heruntergewirtschaftet, so daß erst alles mit großen Kosten wieder in Stand zu setzen war. Als Kuriosum sei vermerkt, daß die Belegschaft des Werkes beim Privatunternehmer lieber gearbeitet hat, als beim Staat, während heute im Allgemeinen die gegenteilige Neigung besteht. Die Erklärung ist nicht schwer. Die privaten Unternehmer hatten etwas höhere Löhne bezahlt, als der Staat sie glaubte bezahlen zu können, und da sozialpolitisch auch keine großen Unterschiede bestanden, sehnten sich eben die Arbeiter nach den besseren Löhnen der Privatwirtschaft.

Großer Kohlholzbedarf und vielstädtliches Durcheinander

Auf die volkswirtschaftliche Unsinnigkeit und nationale Schädlichkeit der Viel- und Kleinstaaterei ist schon wiederholt hingewiesen. Wie viel Volksgut auf diesen Wegen verschleudert wurde, läßt sich nicht mit Zahlen belegen, daß der Schaden enorm war, steht außer Zweifel. Ein Beispiel möge zeigen, welches tolle Durcheinander bei der Kohlholzversorgung herrschte. In einem Bericht über die Weiterverpachtung des Hauseners Eisenwerks an Burdhardt wird die Verlängerung der Pacht u. a. damit begründet, es sei B. gelungen, mit St. Blasien einen Holzliefervertrag abzuschließen, der ihm eine starke Betreibung des Hausener Werkes ermögliche. Das wird als notwendig bezeichnet, da „die diesseitigen Waldungen zu Gersbach und anliegenden Orten“ gänzlich zusammengehauen seien. Dann heißt es, daß der Markgraf Holz aus benachbarten vorderösterreichischen Orten, vor allem aus den Waldungen derer von Schönau, von St. Blasien und Todtmoos nicht einführen könne, da Oesterreich (1739) ein Ausfuhrverbot erlassen habe. Der Holz-mangel, so heißt es im Bericht weiter, wird dazu zwingen, das Randerner Werk nur schwach zu betreiben, während das Oberweiler Werk wahrscheinlich stillgelegt und abmontiert werden müsse, wenn die Waldungen der Markgrafschaft nicht völlig ruiniert werden sollten.

Nun halte Burdhardt geglaubt, in St. Blasien sich genügend Holz gesichert zu haben, doch er klagt in einem Bericht an den Markgrafen, daß dieses für Hausen bestimmte Kohlholz zum Teil von Hurter, Schaffhausen, kurzerhand beschlagnahmt und dem von ihm betriebenen Albbroder Werk zugeführt wurde. Ein anderer Teil des Holzes wurde an Litschgi, den Pächter des Kollnauer Werkes, verkauft, der es aber nicht etwa auf dem Werk verwendete, sondern, wie Burdhardt erklärte, nach Basel flößen ließ, wo er es mit einem Gewinn von einem Gulden am Kloster weiter veräußerte. Was Hurter und Litschgi nicht nahmen, kauften die Herren von Schönau und der Abt vom Kloster St. Blasien, und Burdhardt hatte das Nachsehen. Er verlangte denn auch in seinem Bericht, daß künftig die „Tractate“ geheim gehalten werden müßten und nicht Litschgi davon Kenntnis gegeben werden

dürfe. Offenbar hatte der Pächter vom Kollnauer Werk Wind bekommen von Burdhardts Holzplänen und hat seinem „ausländischen“ Kollegen im Markgräflerland das Holz vor der Nase weggeschnappt.

Immer wieder stößt der Leser auf Hinweise, daß es den Oberländer Eisenwerken oft am nötigen Kohlholz fehlte. Daß mitten im walddreichen Gebiet des Schwarzwaldes es an Holz fehlte, mutet eigentlich in unserer Zeit mit ihrer planvollen Forstwirtschaft sonderbar an, doch ist eben zu bedenken, daß die Verhüttung des Eisenerzes in unseren heimischen Eisenwerken ausschließlich mit Holzkohlen erfolgte.¹⁾ Bleibt die nachteilige Wirkung der Vielstaaterei außer Betracht, so wird die Kohlholznot trotzdem erklärlich, wenn der riesige Bedarf berücksichtigt wird. Der „Sonderdruck aus der Zeitschrift f. d. G. d. D.“ führt dafür ein lehrreiches Beispiel an. Darnach wurden aus einem Klafter Holz etwa 2/3 Fuder Kohlen gewonnen. Zur Erzeugung von 3000 Ztr. Stabeisen waren 800 Fuder Holzkohlen erforderlich. Nun brauchte das Hausener Werk allein in den Jahren 1779 bis 1788 23 054 Fuder Kohlen; die beiden andern Werke brauchten zwar wesentlich weniger, doch gibt sicherlich schon der Hausener Bedarf einen Begriff davon, wie die Wälder zusammengehauen werden mußten, wenn dauernd genügend Holzkohlen zum Vollbetrieb der Werke herbeigeschafft werden sollten. Eine Nachricht aus dem Jahre 1793 besagt, daß die drei Markgräfler Werke jährlich 8—9000 Klafter Holz brauchten, die Erzeugung von wenigen Tausend Zentnern Eisen habe also den Holznachwuchs von etwa 12 000 Tucherten Wald verschlungen. So wird allerdings die ständige Klage über Holzmangel verständlich und auch die tieferen Ursachen der häufigen Waldstreitigkeiten zwischen den Gemeinden und der Regierung werden hier leicht erkennbar. Von einer planmäßigen Waldwirtschaft, wie sie heute als selbstverständlich gilt, war damals natürlich auch noch keine Rede; so buntscheckig und rückständig die Lage auf dem vielstaatlichen Holzmarkt war, so mangelhaft war auch die Organisation der Waldwirtschaft.

Das Werk wieder in Selbstbewirtschaftung

Im Ganzen genommen, scheint das Hausener Werk bei der erneuten staatlichen Selbstbewirtschaftung nach dem Weggang des Pächters Burdhardt keine ungünstigen Geschäftsergebnisse erzielt zu haben, wenigstens weisen die Rechnungsabschlüsse in den Jahren nach 1770 recht erhebliche Gewinne aus, wobei allerdings nicht gesagt ist, daß es sich hierbei um wirkliche Ueberschüsse handelte; vermutlich waren sie zum erheblichen Teil nur buchmäßig errechnet. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß die drei Oberländer Werke 1776 durch den Kammerpräsidenten von G a n l i n g, den Rechnungsrat C l a i s und den Ingenieur E h r h a r d t einer gründlichen Revision unterzogen wurden. Das

¹⁾ Mit Steinkohlen wurden zwar auch Versuche gemacht, doch wurden sie bald wieder aufgegeben, denn der Faktor vom Randerner Werk behauptete, mit Steinkohlen erzeugtes Eisen sei rotbrüchig und daher minderwertig.

Ergebnis wird, alles in allem genommen, als höchstfreulich bezeichnet. Vom Hausener Werk wurde außerdem noch die Feststellung gemacht, daß hier von den drei Werken das beste Eisen erzeugt werde, daß es auch den schwersten Hammer und den geschicktesten Hammerschmied habe.

Auch nach der Jahrhundertwende hat das Eisenwerk noch jahrzehntelang das wirtschaftliche Leben des Hebeldorfes und seiner näheren und weiteren Umgebung befruchtet und manchem „Burger“ das Brot gebracht, bis dann die Stilllegung des Werkes erfolgte. Längst gehört nun das Eisenwerk der Geschichte an, aber im Gedicht „Der Schmelzofen“ ruft es Hebel der Nachwelt stets in die Erinnerung zurück. Es hat auch „'s Bergwerk“ dem Dichter ein die Jahrhunderte überdauerndes Denkmal gesetzt, von dem aus Hebel beim Dorfkirchlein in sein Heimatdorf und in die von ihm besungene Heimat schaut. So bleiben Hebel, sein Heimatdorf und das Eisenwerk harmonisch miteinander verbunden bis in fernste Zeiten.

Die Stilllegung des Eisenwerks bzw. dessen Verkauf erfolgte im Jahr 1865. Ueber 70 Jahre sind seither vergangen. Nur einige ganz alte Leute der Dorfgemeinschaft vermögen sich aus ihrer Kinderzeit noch an das Eisenwerk zu erinnern. So will denn die gedruckte Ortsgeschichte den kommenden Generationen des Hebeldorfes, wie auch den auswärtigen Hebelfreunden die Möglichkeit bieten, Einblick nehmen zu können in die Geschichte des Eisenwerks, das Hebel in der Dichtung verewigt hat, und das in Hausen und in der alten badischen Markgrafschaft fast 185 Jahre eine bedeutende wirtschaftliche und soziale Rolle spielte.

Leitende Persönlichkeiten im Eisenwerk

Auf den Schultern der Betriebsführer und sonstigen leitenden Männern des Eisenwerks ruhte eine schwere Verantwortung, ganz gleich ob sie im privatwirtschaftlichen, staatlichen, oder gemischtwirtschaftlichen Betrieb führend waren. In solchen führenden Stellungen waren u. a. als Faktoren, Inspektoren, Großh. Hüttenverwalter usw. tätig:

Rudolf Roths (1682), Rudolf Rohler (1687/89), Joh. Friedrich Waßmer (1700), Grieser (1703), Maximilian Schwörer (1707/13), Simon Wehrer (1714), Bartholomäus Seufert (1720), Jeremias Born (1742), Jakob Fuchs (1768), Fr. Ludwig Bolz 1799, Hammerassessor), Johann Jeremias Herbst (1770/1802 und nach ihm ein Sohn bis 1822. Es waren in dieser Zeit zwei leitende Beamte angestellt), Kreuzbauer (1805), Karl Eduard Böckh (1826/53), Rudolf Gysler (1854), Frant (1864/65), Gg. Friedrich Behringer, Platzmeister (1855/60)

Von 1806 ab ist in der Amtssprache nicht mehr von dem Eisenwerk oder Bergwerk, sondern vom ärarischen Hüttenwerk und von der Großh. Hüttenverwaltung die Rede. Der geschichtliche Ausgangspunkt für die Aenderung des Firmenschildes ist den Lesern zweifellos in Er-

innerung, gleichwohl dürften einige Stichwortartige Hinweise willkommen sein. Im Jahre 1789 kam es bekanntlich zum Ausbruch der großen französischen Revolution, die dann in die napoleonischen Kriege führte. Damit war auch für die friedliche Bevölkerung der angrenzenden badischen Markgrafschaft wieder eine Zeit der Sorgen und der Unruhe angebrochen. Die Furcht, die Franzosen könnten das Land überfallen, wurde immer größer, daß sie begründet war, lehrten die Ereignisse nur zu deutlich. Als es zwischen Frankreich und Oesterreich zum Krieg gekommen war, setzten im Jahre 1796 große französische Heeresmassen bei Hüningen über den Rhein. Im Juli wurde das Markgräflerland mit Einquartierungen heimgesucht und schwer waren die Opfer und Leiden der Bevölkerung. Wohl warfen die Oesterreicher unter Erzherzog Karl in siegreichen Gefechten bei Emmendingen, Waldkirch und Schliengen (19. und 24. Oktober) die Franzosen zurück; nach einem kurzen Gefecht bei Zell wurden diese auch aus dem Wiesental vertrieben, doch die Bevölkerung litt weiter sehr unter den Einquartierungs- und Kriegslasten.

Anläßlich eines Besuches in Lörrach wurde bekanntlich auch Hebel in den Kriegsstrudel hineingerissen, auch er suchte vorübergehend Schutz in der nahen Schweiz, und gar respektvoll lobte Hebel später die Schweizer Miliz, die ruhig und fest stand, wie die Berge der Eidgenossenschaft. Als Augen- und Ohrenzeuge erlebte dann der alemannische Heimatdichter im kaiserlichen Hauptquartier in Haltingen die Kanonade der Franzosen bei der Schusterinsel gegen die Kaiserlichen. Jene Ereignisse wetterleuchten in manchen Briefen und Gedichten Hebels nach, so u. a. im „Schmelzofen“ und auch im Gedicht „Der Storch“:

„ . . Was bringst denn Neus us Afrika?
 Sie henn gwiß au so Umständ gha
 und d'Büchse gespannt und d'Säbel gweht
 und Freiheitsbäum vor d'Chilche gsetzt?

Um das hättst über Land und Meer
 nit reise dörfe hi und her
 vom Rhiißtrom bis in Afrika;
 de hättst's jo in der Nöchi gha . . .“

In Frankreich stieg der Korsen Napoleon Bonaparte zu immer größerer Macht empor. Ihm war das Kriegsglück günstig, bis er 1812 in Moskau, 1813 bei Leipzig und 1815 bei Waterloo scheiterte und schließlich als Verbannter auf der einsamen Insel St. Helena ein qualvolles Ende fand. Mit Napoleon hatte Oesterreich im Jahre 1801 den Frieden von Luneville geschlossen. Der badische Markgraf hatte die Neutralität gewahrt. Dafür wurde er zum Kurfürsten erhoben und erhielt bedeutenden Gebietszuwachs. Es kam zum unrühmlichen Rheinbund, dem der Kurfürst beitrug. Badens Söhne bluteten für den Korsen, der sich inzwischen zum Kaiser der Franzosen ausgerufen hatte. Der Kurfürst erhielt weiteren Gebietszuwachs und wurde zum Großherzog ernannt (1806). Es spielte sich in der napoleonischen Zeit

ein schwarzes Kapitel der badischen Geschichte ab, immerhin war mit der Zwerg- und Vielstaaterei etwas aufgeräumt. Aus der Vielheit der vorderösterreichischen und markgräflichen Eisenwerke entstanden die Großh. badischen Hüttenwerke unter einheitlicher Leitung.

Großh. Hüttenverwalter Eduard Böckh

Unter den leitenden Persönlichkeiten des Eisenwerks waren zweifellos eine ganze Reihe hervorragender Männer, deren Tüchtigkeit dem Werk großen Nutzen brachte, deren soziale Stellung und höhere Bildung aber auch außerhalb des Werkbetriebs, vor allem im gesellschaftlichen Leben des Dorfes, sich vorteilhaft auswirkte. Wenn nun Hüttenverwalter Böckh besonders hervorgehoben wird, so sind hierfür verschiedene Gründe maßgebend. Die Leser erinnern sich, daß Herr Böckh z. B. bei der Erwerbung des Hebelhäuschens durch die Schopfheimer Vesegeellschaft eine bedeutsame Rolle spielte und die Bürgschaft für die Kaufsumme übernommen hat. Es darf angenommen werden, daß er es war, der die Anregung zum Ankauf gab, als im Jahr 1850 dem Hebelhäuschen die Veräußerung auf dem Gantweg drohte.

Ein besonderes Verdienst hat sich Herr Böckh ferner dadurch erworben, daß er den mehrstimmigen Gesang bei der Werksgemeinschaft des Eisenwerks einführte.

27 Jahre war Herr Böckh der verantwortliche Betriebsführer des Hausener Eisenwerks; er hat das Vertrauen der Großh. Regierung in hohem Maße beseßen. Böckh war geborener Lörracher und somit im Boden des Markgräflerlands verwurzelt. Ein Enkel von ihm lebt heute als Oberstleutnant a. D. in Schiltach (bad. Schwarzwald). Durch dessen freundliches Entgegenkommen ist es möglich geworden, näheres über den Lebenslauf des verdienstvollen Großh. Hüttenverwalters Böckh in Erfahrung zu bringen. Karl Eduard Böckh (geb. 27. 11. 1800) war der Sohn des Fabrikanten und Buchhalters Karl Christoph Böckh in Lörrach und dessen Ehefrau Wilhelmina geb. Gmelin.¹⁾ Gestorben ist Karl Eduard Böckh im Jahr 1859 als Großh. Bad. Kreiskassierer in Mannheim.

Seine schulische Ausbildung genoß Böckh im Lörracher Pädagogium, ferner in einem franz. Institut im Elsaß und in der welschen Schweiz. Später erlernte er die Kaufmannschaft. 1819 trat Böckh in den Dienst der Großh. Hüttenverwaltung Albruck, wurde 1823 als Kassensführer in die Bergwerks-Inspektion Münstertal berufen und dann 1826 in gleicher Eigenschaft zur Großh. Hüttenverwaltung Hausen versetzt. Von 1831 bis 1853 war Herr Böckh als Verwalter des Hausener Hüttenwerks tätig. 1855 wurde er als Kreiskassierer nach Mannheim berufen. Verheiratet war

¹⁾ Sie stand im nahen Verwandtschaftsverhältnis zu Karl Christian Gmelin, der ein sehr bekannter und mit Hebel befreundeter Botaniker war.

Böckh mit Luise Maria geb. Gerwig, einer Tochter des damaligen Sulzburger Stadtpfarrers Gerwig, der aus Karlsruhe gebürtig war. 1842 erwarb Böckh das Bürgerrecht in Lörrach.

Böckhs Hochzeit fand im Jahr 1827 in Sulzburg statt. Beim Einzug ins „Herhus“ im Hebeldorf harrte des jungen Paares eine angenehme Ueberraschung. Als Hochzeitsgeschenk hatte nämlich die Belegschaft des Hüttenwerks mancherlei nützliche Gebrauchsgegenstände für Küche und Garten gestiftet, die durch Kinder der Belegschaft feierlich überreicht wurden. Die kleinen Hebelianer wählten natürlich die poetische Form der Uebergabe. Die Verse sind überliefert, wer sie gedichtet hat, ist nicht bekannt. Mit einem herzlichen „Gottwilsche“ fängt das Gedicht an, dann wurde jeder Gabe eine poetische Würdigung gegeben, nachdem die jugendlichen Spender dem jungvermählten Paar bekanntgegeben hatten:

„Doch chömmemer just nit so leer,
das müen Ihr jo nit denke;
Euch, liebi Frau, Euch, liebe Her,
wenn mir au öbbis schenke!“

Ein Wasserkübel, ein Bund Kochlöffel, ein Salzbüchse, ein Besen, eine Bürste, ein Korb und Rechen, das waren die Hochzeitsgaben, die dem ins „Herhus“ einziehenden Ehepaar von den Belegschaftskindern feierlich übergeben und jeweils mit einem witzigen Vers umrankt wurden. Schließlich babbelten die Kinder gar drollig weiter:

„Jekt sin der zwar no Euer Zwei,
do bruucht me nit gar z'spare;
doch aller gute Ding sin drei,
— der werdets scho erfahre. —

Drum chunnt au 's Best erst hintedri:
Ne Düpfi zue der Babbe.
E Löffeli lit au derbi,
Me git's de chleine Grabbe.

Zuem Schluß: Mer wünsche Euch nüt meh,
aß Glüd und Gottes Segel
Gar höfli sagemer Adjel
Und göhn jek eufi Wege.“

Die große Stadt

Alti Bäum versetzt me nit, si gewöhne si nümme an neuu Lebensbedingunge und gönge hi, wämes usmacht und näume anderst hi seze will. Au der Mensch sot im Alter kei Wohnsitzwechsel me vor ne, 's isch 's gscheitst, wänn er hohe bleibt, wo er hoct. Bsunders aber nach Amerika sot er nümme uswandere, dänn nomol im Alter e neu Lebe afange, cha me nit, fällt isch naturwidrig. Das hän au scho verschieden Husemer erfahre, die in ihre alte Tage d'Heimet verlo hän, um zue Ehindere z'goh in Amerika. Au unter e so günstige Umständ isch es de Alte nit mögli gsi, in der neue Welt z'blübe, sie hän wieder müesse zruck in d'Heimet, sunst wär ihre Lebensbaum gli no ganz düür worde; numme im alte, heimische Bode hän e paar Schöblig dra no e zittlang grüeni Blätter triebe.

Zue de Husemer, die gemeint hän, me chön bi de Ehindere in Amerika im Alter grad so guet lebe, wie deheim, het der Eich Frieder ghört, der Vatter vo der Frieda, fällem Großmüeterli, wo jeh im hohe Alter no so schöni Brief heim schrieht uf Huse. Er het's nit lang usghalte in Amerika und isch bal wieder zruck cho in sie alti Heimet. Uf der große Reis und au bim churze Ufenthalt im Wunderland, wie si fälli Zit viel Lüt bi eus Amerika vorgstellt hän, het der Eich Frieder halt doch recht viel gseh und erlebt gha.

Er het im Wirtshus gern verzellt vo finere Meerfahrt und vo Philadelphia, wo er gsi isch. Bi some Maß het der Eich Frieder emol grüehmt, Philadelphia seig acht Stund lang und acht Stund breit. Wo e paar vo de Gäscht höhnisch gsait hän: „He, jeh loset numme au dohi“, het der Amerikaner-Frieder usenandergseht, wie das Großimaß z'verstoh isch und het erklärt: „Jä in Philadelphia goht halt d'Stadt au uße an de Hüser no witer.“ Säll würd stimme, aber der Eich Frieder hält's gli sölle sage.

„Jetzt bachi aber misel nümme . . .“

Früehier het 's Brotbache ufem Dorf fast durane zue der Huswirtschaft ghört, 's Bäckerwerb isch no nit e so uf der Höchi gsi, wie hüt. Wo eigeni Brotfrucht pflanzt würd, dört bacht me jo au hüte no selber, mer aber 's Mehl mueß chaufe, nümmt au gern 's Brot bim Bäcker, 's isch eifacher und wahrschünli nit tüürer, aß wämme selber bacht.

Inere Mueter het der Bachtag amig menggerlei Arbet und Sorge brocht, aber die andere Familiemitglieder hän si gfreut druf, weniger wäge der suure Schweizisuppe, wo's am Bachtag z'Mittag ge het, aß wäge der Waie, wo me zue der Suppe het chönne wacke. Au d'Mieltche und bsunders die

schöne gäle Ehröpf an de große neubachene Brotlaibe g'schmecke de Dorfchindere besser, afß de Stadtchindere d'Zuckerbrötli und d'„Bonbons“.

Zuem bache muess me Mehl ha. Säll isch frueher eso gsi und würd eso bliibe. Aber 's Mehl het emol der Frau Hueber z'Huse (si isch e geboreni Obermaier gsi) gfehlt, wo sie hätt' sölle bache. Scho drei Tag isch d'Hebi gmacht gsi und d'Muelde barat gstande, wer aber mitem Mehl nit chunnt, isch der Müller gsi. Endli isch 's Mehl cho und der Daig het chönne ghnettet werde. Bis er ghebt het und mitem Brotschüssel hätti chönne igschosse werde, wär der Bachofe gheizt gsi, wänn d'Hueberne diür Bachholz gha hätt'.

Aber do isch e neu Störig itrette, 's Holz het numme au gar nit welle brenne. E Wunder isch's nit gsi, dänn grasgrünen Buechholz het euser Lebzig no nie guet brennt, do hilft der Güüsel nüt, wo me zuem afüüre nimmt. Do isch der Hueberne dänn doch d'Geduld usgange und recht niidig het sie gsait: „Nei, jeh bachi misel nimme, wänn i grünen Holz ha und kei Mehl.“ 's ischere Ernst gsi, der plogte Frau, und me het's glaubt, afß sie nimme bacht, wänn sie kei Mehl het.

Der glehrt Bur

Der Dertli Erhardt vo Huse, der nämli, wo bi sim Tod inere dütsch-amerikanische Zitig sone wunderschöne und ehrevolle Noruef kriegt het, isch in de junge Johre, wo er no deheim gsi isch, in die landwirtschaftliche Schuel gange uf der Hochburg bi Emmendinge. Mengs, wo er dört glehrt gha het, würd em spöter als Farmer in Argentinie z'guet cho si.

Die Gschdutierte het me aber ufem Dorf vo jehere e weng uf der Batt gha, wil me gemeint het, si bilde si i, öbis mehr z'si, afß die andere. Säll cha me ufem Dorf nit verbuhe. Der Dertli Erhardt isch aber kein gsi vo fälle, wo die nitgeschdutierte Bure über d'Arle aglueget het. Sini Kamerade im Dorf hän em einewäg emol e Streichli gspielt. Ame schöne sunnige Morge isch ufem Nußbaum bis Dertlis, hoch obe, e große Huse Heu ghanget, dä die junge Bursche in der Nacht use gschafft hän. Zuem Heuhuse isch e Plakat ghängt gsi, uf dem in große Buechstabe z'lese gsi isch:

„Het dänn dä Bur au öbis glehrt,
dä 's Heu jeh ufem Nußbaum deert?“

Hausen und Zell

Im Anschluß an die Geschichte des Eisenwerks ist auch dem nachbarlichen Verhältnis zwischen den beiden Orten Hausen und Zell, die zwar bis 1806 durch eine politische Grenzlinie getrennt waren, aber doch stets regen geschäftlichen und auch geselligen Verkehr miteinander hatten, eine kurze Betrachtung zu widmen, zumal die heutige Gießerei Bernauer längere Zeit zum Hausener Eisenwerk gehört hat, freilich nicht als Gießerei, sondern als Hammerschmiede. Die Geschichte dieser Hammerschmiede war eine recht bewegte; wir entnehmen darüber u. a. Dr. Humperts „Geschichte der Stadt Zell im Wiesental“, daß in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts in Zell der Vogt Meinrad Montfort als sehr wagemutiger Unternehmer hervortrat. Er erbat vom Freiherrn von Schöna u, der hierfür zuständig war, die Erlaubnis zur Errichtung einer Hammerschmiede, in der altes Eisen umgeschmolzen werden sollte. Trotz behördlicher Genehmigung, kam es, wie Humpert erzählt, wiederholt zu schweren Ausschreitungen, so daß einmal sogar Militär einrückte, um die Bauten zu schützen. Feuersgefahr wurde als Hauptgrund der Gegnerschaft gegen die Hammerschmiede geltend gemacht.

Mit viel Mühe und großen Kosten konnte Montfort schließlich die Hammerschmiede fertigstellen, aber gewalttätige Störungen und Tumulte gab es immer wieder, so daß der Strafrichter eingreifen mußte. Einzelne der Rädelsführer kamen sogar ins Zuchthaus. Die Betreibung des Werkes wurde dann auch durch behördlichen Eingriff unmöglich gemacht. Montfort war aber offenbar nicht der Mann, der sich klein kriegen ließ, er gründete mit seinem Bruder in Zell eine Kottonfabrik mit 80—100 Webstühlen. Viele Heimarbeiter fanden dadurch Beschäftigung. In der Montfort'schen Hammerschmiede, die innerhalb des bebauten Stadtgebietes lag, brach zweimal Feuer aus, wahrscheinlich durch Brandstiftung. Da entschloß sich Montfort zur Stilllegung bezw. zur Errichtung einer Hammerschmiede außerhalb der Stadt. Sie kam an den Platz der heutigen Gießerei Bernauer. Diese Hammerschmiede kam bald in andern Besitz und ging im Jahre 1794 bei einer Gant in das Eigentum des Baslers Bernhard v. Parsvicini über. Weil die Hammerschmiede dem Hausener Eisenwerk Konkurrenz machte, kaufte sie die Verwaltung des Eisenwerks im Jahr 1823 auf. Als dann im Jahr 1865 das Eisenwerk selbst zum Verkauf kam, ging das Werk „uf d'r Schmitte hinte“ in Jakob Bernauers Besitz über, der darin eine Eisen- und Metallgießerei betrieb. Jakob Bernauer war ein Hausener. Die Gießerei, die im Herbst 1936 abgebrannt, aber bald wieder neuerstellt war, befindet sich weiterhin im Besitz der Familie Bernauer.

So war das Werk „uf d'r Schmitte hinte“ eine Art Verbindungsbrücke zwischen Hausen und Zell, zumal auch viele Hausener stets bei Bernauers gearbeitet haben. Die „Altbadischen“ und die „Neubadischen“ haben sich immer gut miteinander vertragen, allerdings erst, wenn sie den Kinderschuhen entwachsen waren. Als Buben haben sich die Zeller und Hausener gerne gegenseitig verprügelt und oft schmetterten bei der Legi und auf den Matten in der vorderösterreichisch-markgräflichen Grenzzone die Kriegshörner, wenn die „Heere“ der Zeller und „Husemer Buebe“ aufeinanderstießen. Wer als Bub den Weg von Hausen nach Zell, oder auch umgekehrt, machen mußte, der konnte, sofern er nicht durch Erwachsene genügend Deckung hatte, auf eine zünftige Tracht Prügel rechnen, wenn er dem „Feind“ in die Hände fiel. Im reiferen Alter aber verstand man sich trotz verschiedener „Nationalität“ und unterschiedlicher Religion recht gut und die Prügeleien aus der Kindheit blieben beiden Teilen lustige Erinnerungen.

Auch in kirchlicher Hinsicht bestehen zwischen Hausen und Zell alte nachbarliche Verbindungen. Zell hatte bis zum Jahre 1888 keine evangelische Kirche, aber eine erhebliche Zahl evangelischer Einwohner. Bis zur Erstellung der Kirche und der Errichtung eines evangelischen Pfarramts, versah der Pfarrer von Hausen in Zell den Dienst. Die Zeller Konfirmanden kamen nach Hausen in den Konfirmandenunterricht und wurden auch in der Hausener Pfarrkirche konfirmiert. Im evangelischen Hausen wuchs infolge der Industrialisierung die Zahl der Katholiken erheblich. So lange in Hausen keine katholische Kirche war, fanden Gottesdienste und Kommunionunterricht für die Hausener Kirchenangehörigen in Zell statt. Im Jahr 1895 wurde die katholische Kirche in Hausen eingeweiht, doch besitzt Hausen auch heute noch kein eigenes katholisches Pfarramt, die Kirche ist Filialkirche von Zell und untersteht dem Zeller Pfarramt.

Als bedeutender Industrieort hat Zell stets eine große Zahl Hausener Arbeiter beschäftigt. Auch Zeller Gewerbebetriebe boten reiche Arbeitsgelegenheit, wie schon das Beispiel der Gießerei Bernauer zeigte. In der Nachbarschaft der Gießerei entstand im Jahr 1885 die Maschinenfabrik Winter und Marget,¹⁾ wo schon manche Hausener Metallarbeiter Beschäftigung gefunden haben. Da Zell etwas näher bei Hausen liegt als Schopfheim, waren die Zeller Aerzte, die Zeller Apotheke und das Zeller Spital, stets von Hausen stark in Anspruch genommen. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hausen und Zell waren somit stets recht vielseitige.

¹⁾ Marget war mehrere Jahre in der Kraft'schen Rammgarnspinnerei in Hausen als Obermeister tätig und wohnte mit seiner Familie im „Herzhus“. Die von Marget mitbegründete Maschinenfabrik befindet sich seit 1898 im Besitz des Herrn Krüdele.

Eine oft zerstörte Legi¹⁾

Seinen Heimatfluß, die Wiese, hat Hebel in einem Gedicht wunderbar personifiziert. Manche gute Eigenschaft rühmt der Dichter des „Feldbergs Tochter“ nach, doch sieht er sich auch zu einigen Tadeln genötigt:

„ . . . Aber soll i eis, o Wiese, sage, wie's ander,
nu, se feng's bikennt: De hefch au bsunderi Jeste,
's chlates alli Lüt und sage, 's feng der nit z'traue,
und wie schön de fengsch, wie liebli diini Giberde,
stand der d'Bosget in den Auge, sage sie alli . . .“

Die „bsunderi Jeste“ der Wiese bekam die „Diichlegi“ — so heißt die Teichlegi im alemannischen Dialekt — schon häufig zu spüren. Nach jedem Hochwasser sind die Beulen, Löcher und Brüche zu sehen, die des Feldbergs „liebliche Tochter“ der Legi hinhaut. Früher begnügte sie sich aber nicht mit solchen Beschädigungen, da rannte sie bei Hochwasser die Legi einmal um das andere über den Haufen und flussabwärts ging es mit dem wertvollen Baumaterial dem Rheine und dem Meere zu. Solche tolle ausgelassenheit der eben zur „Markgröfleri“ umgekleideten Wiese rechtfertigt schon reichlich den Tadel, den Hebel seinem Lieblingsfluß erteilt.

Doch die Wiese kann sich auf den Pflichtenkreis berufen, der ihr durch „höhere Gewalt“ zugewiesen ist. Sie hat nun einmal die Aufgabe, manchmal unsichtbar, doch stetig an der Veränderung der Erdoberfläche mitzuarbeiten. Wenn die Abbruchs- und Wiederaufbauarbeit pressiert, dann setzt eben Hochwasser ein und die arbeitstägliche Normalleistung wird erhöht. Große Massen Schlamm, Kies, Sand, Gestrüpp und Holz schwemmen und wälzen die lehmigen Fluten mit. Bei starken Hochwassern donnern auf der Flußsohle auch Felsblöcke übereinander, die von wilden Gebirgsbächen von den Bergen heruntergeschleudert und übereinandergekugelt werden, als wären die Steine Leder- und Gummibälle. In wasserarmer Zeit liegen dann diese ursprünglich rohen und kantigen Felsblöcke als abgeschliffene Kieselwaden über das ganze Flußbett zerstreut; es sind stumme und doch eindrucksvolle Zeugen des eifrigen Schaffens der Wiese. Sie arbeitet fleißig mit am Webstuhl der Zeit und daß sie schon ein schönes Stück Arbeit hinter sich gebracht hat, geht daraus hervor, daß sie ihren Lauf während der Jahrtausende schon oft geändert hat. Wir vermögen es als Laien kaum zu glauben, daß z. B. die Wiese vor langen Zeiten nicht bei Hünningen, sondern bei Schörrsta dt in den Rhein einströmte, noch unglaublicher will es uns scheinen, daß Hochrhein und Wiese einmal in die R o h n e eingemündet seien und doch weisen dies die Geologen glaubwürdig nach, wobei die abgelagerten Erdschichten und Gesteinsmassen als zuverlässige Zeugen gelten dürfen.

¹⁾ Legi werden in Hebels Heimat die Stauwehre genannt, die in die Wiese eingebaut sind, um das Wasser zu stauen, das in die Gewerbekanäle und Wuhre fließt. Im Flußlauf durch den Hausener Bann sind nicht weniger als vier solcher Legi eingebaut.

Für ihr Zerstörungswerk an der Legi kann also die Wiese recht gewichtige Milderungsgründe geltend machen, wodurch aber der Schaden, den das Hochwasser schon so oft verursacht hat, nicht ausgeglichen ist. Es scheint jedoch bei der „Diichlegi“ zunächst auch an der baulichen Sorgfalt gefehlt zu haben. Sie sollte rasch fertig sein und wenig kosten. Es sei an die Entstehungsgeschichte des Eisenwerks erinnert. Bei der Wahl des Ortes für ein neues Eisenwerk der Markgrafschaft bekam Hausen den Vorzug, weil bereits eine Legi und ein „Damm“ vorhanden waren. Günstige Voraussetzungen waren somit gegeben, es bedurfte nur einer Erweiterung der vorhandenen Anlagen.

Damals standen offenbar weitsichtige und fortschrittlich gesinnte Männer an der Spitze der Gemeinde, die es verstanden haben, frühzeitig die Wasserkräfte der Wiese zu gewerblichen Zwecken, aber auch für die Mattenbewässerung auszunutzen. Planmäßig wurde ein Grabenwerk angelegt, das als vorbildlich gelten durfte; es hat im Laufe der Jahrhunderte keine großen Änderungen erfahren.

Im Baugebiet des Eisenwerks teilte sich „das Damm“, wie der Gewerbekanal noch heute genannt wird, in zwei Teile, nämlich in das Wuhr und in den Teich. Das Wuhr fließt auf der westlichen Talseite dem „Usserdorf“ zu, um sich gleich südlich des Dorfes in ein weitverzweigtes Grabennetz zu verteilen, das der Mattenbewässerung dient. Der Teich (im Dialekt „Diich“ genannt) fließt in östlicher Richtung den „Zwenger“ hinunter und bildete von hier ab den am Ostrand des Dorfes fließenden Teich. Dieser Teich hat Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine wesentliche Verbreiterung und teilweise Vertiefung erfahren; er führt der Mentonschen Walzenmühle und dem Werk 2 der Fa. Mech. Buntweberei Brennet hier die Wasserkraft für die Turbinen zu. Nach der Ausnützung seiner billigen Wasserkraft muß dann der Teich noch das Wasser zur Mattenbewässerung liefern. In früherer Zeit hat der Teich die Wasserräder der später stillgelegten Wollspinnerei Fritz Behringer, der Kundenmühlen, der Schmiede und der Säge getrieben.

Die Errichtung des Eisenwerks hatte den Zufluß des Wassers zum Teich unterbunden. Um die Wasserkraft zu steigern, war eine Steigerung des Gefälls nötig. So kam es zur Anlage des Ablaufkanals, dessen Sohle ziemlich in der Tiefe des Wiesenbettes liegt. Dieser Kanal führt heute in tunneliertem Bett das Wasser von den Turbinen unter der Fabrik hindurch wieder der Wiese zu.

Die Wasserbauten für das Eisenwerk bedingten also eine Zerstörung des oberen Teichstückes, die Erhaltung des Teiches aber war für die Gemeinde aus gewerblichen und landwirtschaftlichen Gründen eine zwingende Notwendigkeit. Es mußte somit eine neue Legi an einer südlicher gelegenen Stelle in die Wiese eingebaut werden; diesen Umständen verdankt die

Leichlegi ihre Entstehung. Die Kosten hatte selbstverständlich das Eisenwerk bzw. die Regierung zu tragen; so war es auch vereinbart worden, leider hatte es aber die Gemeinde versäumt, außer mündlichen, auch schriftliche Abmachungen zu treffen, was ihre Rechtsansprüche bei den vielen späteren Streitfällen nicht durchschlagender machte. Die Legi wurde denn auch zum großen Sorgenkind der Gemeinde.

Immer wieder ist die Leichlegi durch Hochwasser vernichtet worden, woran offenbar auch Fahrlässigkeit bei der Bauausführung einen Teil der Schuld trug. Schon bei der ersten Erstellung wurden die Arbeiten durch Hochwasser gestört. Bei Hochwassern in den Jahren 1699, 1706, 1711 und 1713/14 wurde die Legi gänzlich vernichtet. Desters war das Hochwasser mit Eisbruch verbunden, wodurch die katastrophalen Wirkungen noch erhöht wurden. Eine abermalige Zerstörung der Legi durch Eisbruch und Hochwasser erfolgte dann wieder im Jahr 1729. Im Sommer dieses Jahres war in der Herrschaft Rötteln und Sausenberg auch ein verheerendes Hagelwetter niedergegangen, das im Bann Hausen schweren Schaden angerichtet hatte, so daß der Gemeinde steuerliche Erleichterungen gewährt wurden.

Im Zeitraum eines knappen halben Jahrhunderts wurde die Leichlegi nicht weniger als fünfmal gänzlich zerstört. Zweimal hatte das Eisenwerk bzw. die Regierung des Markgrafen die Kosten allein getragen, bei der 3. und 4. Neuerstellung der Legi wurde aber die Gemeinde mit zu den Kosten herangezogen, wohl nicht zuletzt deshalb, weil vermutet wurde, die Bauten würden dann auch sorgfältiger ausgeführt werden. Die Gemeinde sträubte sich gegen die ihr zugemutete Belastung und glaubte sich auf ihr gutes Recht berufen zu dürfen, da sie ja diese Legi nicht gebraucht hätte, wenn ihr durch das Eisenwerk die hintere Legi nicht abgenommen worden wäre. Das Fehlen schriftlicher Abmachungen machte sich aber für die Gemeinde auch bei dieser Gelegenheit unliebsam bemerkbar, obwohl das Oberamt Rötteln offensichtlich bestrebt war, unbillige Härten zu vermeiden. Aus einem Bericht der Bergwerk-Inspektion Rötteln an die Regierung ist zu ersehen, daß zu der neuen Leichlegi (1729) u. a. aus den Roggenbachschen und Schopfheimern und anderen Gemeindewaldungen angeliefert waren 19 Eichenstämme, 32 Tannen- und Föhrenstämme; ferner wurden Flecklinge, Nägel und anderes Baumaterial geliefert. Bezahlt war nichts und die Arbeiten selbst waren in der Fron ausgeführt worden, wobei der Fahrnauer Forstknecht Simon Schuster im Auftrag des Rötteler Oberamts die Aufsicht führte.

Die Gemeinde sandte nun eine Beschwerdeschrift an die Regierung, die datiert ist vom 5. November 1729. Die Anschrift lautet: „Durchl. Fürst gnädigster Fürst und Herr.“ Unterzeichnet haben Hans Jerg Lacher, Vogt, Andreas Weiller, Stabhalter, ferner folgende Richter und Bürger von Hausen: Jakob Bötsch, Hans Bauert, Jakob Urzet, Hans Jakob Greiner, Hans Baschin Claibs, Hans Greiner und Simon

Behrer.²⁾ In dieser Eingabe wird zunächst die Vorgeschichte der Teichlegi dargelegt und der große Schaden hervorgehoben, den die Gemeinde durch die Zerschneidung des Teichs bei Errichtung des Eisenwerk erlitten hatte. Daß die Schadenersatzklage nur mündlich und nicht schriftlich geregelt worden war, wird in der Beschwerdeschrift zugegeben. Auf die behördliche Aufforderung, schriftliche Vereinbarungen vorzulegen, wird erklärt:

„welches aber von Seiten der Gemeinde Hausen nicht kann geschehen, und deshalb nichts Schriftliches in Händen hat, welches sie Anfangs, wann solches verlangt worden wäre, auch verhoffentlich unverweigerlich würde gegeben worden sein, weilen solches aber keine veraltete Sache und mit lebendigen Zeugen solches noch kann erwiesen werden, daß es denen erzählten Umständen nach solches sich also erfinde, wird hoffentlich solches von gnäd. Herrschaft auch so wohl als schriftlich angenommen werden . . .“

Ein Gutachten der Bergwerks-Inspektion Rötteln an den Markgrafen schildert die Rechtslage und weist auf die Ursachen hin, die nach Meinung der Bergwerks-Inspektion die häufige Zerstörung der Legi verschuldet haben. In diesem amtlichen Schreiben heißt es u. a.:

„. . .Dahingegen, daß denen zu Hausen abgenommenen und zur Schmitte gezogenes Wuhr bis Anno 1714 gut geblieben, damals aber, da das große Eis und Wasser solches verissen statt Holzes, mit großen Steinen wiederum zu machen unterm 15. März dieses Jahres Hans Jerg Lacher und Jakob Böttch und Sohn von Seiten gnäd. Herrschaft gegen Zahlung 200 fl verdingt worden, dergestalten, daß sie solches nicht allein wehrhaft herstellen, sondern auch 30 Jahr lang dafür garantieren mithin bis solche Zeit 1744 auf ihre Kosten ohne der Herrschaft oder der Untertanen Beschwerde erhalten sollen, welches auch geschehen und noch bis dato von selbigen im Stand erhalten wird, aus welchem dann erhellet, daß freilich die Ge. Hausen dieses kostbare und viel gefährlicher als das obere zur Schmitten gezogene Wuhr (Wehr) nicht nötig gehabt hätte . . .“

Es mag sein, daß die Teichlegi besser Stand gehalten hätte, wenn das gleiche Verfahren zur Anwendung gekommen wäre, wie bei der hinteren Legi, doch hatte eben das Eisenwerk, das für die hintere Legi aufkommen mußte, rechtlich und geldlich in der Regierung des Markgrafen einen stärkeren Rückhalt als die Gemeinde. Im amtlichen Gutachten wurde schließlich vorgeschlagen, der Gemeinde Hausen, die sehr arm sei, einen Kostenzuschuß von 100 fl zu genehmigen. Der Vorschlag fand Annahme, doch wurden die 100 Gulden nicht ausbezahlt, die Gemeinde konnte den Betrag an den Schatzungsschuldigkeiten in Abzug bringen. Das Gutachten der Bergwerks-Inspektion ist datiert vom 16. Januar 1731; der Amtsschimmel der Markgraffschaft schlug demnach nicht gerade einen gestreckten Galopp an, wenn solche Streitfragen zu regeln waren.

²⁾ Diese Beschwerdeschrift ist im August 1865 von Bürgermeister Behringer im General-Landesarchiv in Karlsruhe abgeschrieben und dem Gemeindearchiv einverleibt worden.

Auch bei späteren Hochwassern der Wiese ist die Leichlegi noch oft schwer beschädigt worden, doch ist der Rahmenbau heute so solid, daß des Feldbergs Tochter an ihm die gleiche Erfahrung macht, wie ihr Bruder, „Der Oberwind“³⁾ am alte „Durn“ der Rötteler Burg.

Hochwasser der Wiese

Die Geschichte der Leichlegi lehrt, welche zerstörende Gewalt des Feldbergs Tochter zu entfalten vermag, wenn sie ihre Naturkräfte zum vollen Einsatz bringt. Die Zerstörungswut erschöpft sich dann meist nicht in einer Vernichtung der Legi, sehr oft sind auch die hölzernen Brücken bei Hochwassern auseinandergekracht, wenn mächtige Eisschübel herandonnerten und quer vor den Eisbrechern und Brückenjochen sich angeschwemmte Baumstämme, zugerichtetes Bauholz und Gerümpel aller Art hochtürmte. Die älteren Dorfbewohner erinnern sich auch noch recht gut der Zeiten, wo das Hochwasser weite Strecken des Uferlandes überschwemmte, da und dort das angrenzende Land anstraß, das dann Stück um Stück, wie schmelzender Schnee, in den Fluten versank. Manchmal wurde auch die Straße streckenweise zerstört.

Oft bahnte sich die Wiese bei Hochwasser einen ganz neuen Weg, denn der mühsame Fashinenbau bot keinen genügenden Uferschutz. Die südlich des Dorfes liegenden Gewanne „Bruckmatt“, „Stockmatt“ und „Steinmatt“ tragen noch durchweg die Spuren des früheren Wasserlaufs der Wiese. Die älteren Dorfbewohner erinnern sich auch noch der Weiher bei der Fahrnauer Legi im Gebiet des heutigen Abflußkanals vom Werk 2 der M. B. B. Sie sind durch das große Hochwasser 1882/83 ziemlich tief „ausgebädert“, später allerdings zum Teil auch von der Wiese selbst wieder zugeschüttet worden. Soweit die Weiher beim Kanalaushub (1897) noch vorhanden waren, hat man sie bei dieser Gelegenheit eingeebnet. Beim Kanalaushub wurde übrigens ungefähr in der Mitte der Kanalstrecke auf der „gewachsenen“ Bodensohle ein mächtiger Baumstamm (Eiche) freigelegt, der von 3—4 Meter dicken Kies- und Sandschichten zugebedt und gut erhalten war, ein einwandfreier Beweis, wie gewaltig die Wiese im Laufe der Jahrhunderte das Landschaftsbild verändert hat.

³⁾ „Der Oberwind“ ist in unseres Heimatdichters Hermann Burte alemannischer Gedichtsammlung „Madlee“ geschildert. Das ganze Kraft- und gesundheitstrockende Markgräflertum wuchet in dieser Dichtung. Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf das herrliche Gedicht in Burtes „Madlee“ „Es rauscht ein Wehr . . .“ hingewiesen, das des Meisters Hebel ebenbürtiger Schüler beim Rauschen unserer Leichlegi und in deren landschaftlichen Umgebung verfaßt haben könnte; doch hat ja auch das vordere Wiesental so manche Legi, die Heimatdichtern geheimnisvolle Offenbarungen zu vermitteln vermag.

Im Laufe der Zeit hat sich nun aber die Wiese — sie folgt da, wie alle fließenden Wasser, einem Naturgesetz — ihr Bett tiefer gegraben und die Ufer höher gelegt. Auch der Mensch vermag heute der Hochwassergefahr erfolgreicher zu begegnen, als dies früher möglich war. Längst hat die Wiese ihre „Bluse“ aus Faschinen ablegen müssen, sie hat einen „Pullower“ aus Pflastersteinen erhalten, der, wie die Lederhösle eines wilden Buben, besser hält. So „propper“ wie im durchbrochenen Faschinenblütle mit den breiten grünen Weidenbündeln den beiden Ufern entlang, sieht des Feldbergs Tochter im glatten „Pullower“ nicht aus, aber sie kann dieses Kleidungsstück mehr strapazieren.

So ist durch das eigene Werk der Wiese und dank der Fortschritte des Menschengenies die Hochwassergefahr wesentlich herabgemindert. Zu sagen, die Gefahr sei gänzlich beseitigt, wäre vermessen; wir wissen nicht, was die Zukunft im Schoße birgt. Immerhin können wir nun für die hinter uns liegende Zeit eine zusammengefaßte Uebersicht über die Hochwasser der Wiese geben, wobei aber nur solche von katastrophalem Umfang Erwähnung finden sollen, während die vielen Hochwasser mit weniger verheerenden Wirkungen, die in den Regalen der Wasserbauinspektionen verzeichnet werden, hier nicht mit angeführt sind.

Das erste Hochwasser mit verhängnisvollen Folgen wird um das Jahr 1642 gemeldet. Die Wiesenbrücke¹⁾ wurde fortgeschwemmt und vermutlich war es auch bei diesem Hochwasser, wo ein Teil des Friedhofes in Ehner-Fahrnau unterspült und weggerissen wurde.

Auf diesem Friedhof, auf den noch an anderer Stelle hingewiesen wird, hatte zu jener Zeit Hausen die Toten beigelegt. Ueber die verheerenden Wirkungen der Hochwasser zu Ende des 17. u. Anfang des 18. Jahrhunderts sind schon beim Abschnitt Teichlegi nähere Ausführungen gemacht. Meist waren diese Hochwasser mit Eisbruch verbunden, wodurch die Gefährlichkeit des Hochwassers sehr gesteigert wurde. Dem Hochwasser von 1713/14 fielen, außer der Legi, auch beide hiesigen Brücken zum Opfer. Dasselbe war beim Hochwasser 1729 der Fall. Aus dem Jahr 1766 wird von einem Hochwasser berichtet, das im Sommer durch Wolkenbruch entstanden war. Hierbei wurde die obere Brücke, die ursprünglich auch nicht am heutigen Platz, sondern weiter nördlich lag, ungefähr dort, wo der Feldweg nach der „Engel“ von der Straße abzweigt, schwer beschädigt und bis auf ein Stoch weggerissen. Im Januar 1783 zerstörte ein Hochwasser mit Eisgang auf weite Strecken die Straße Hausen-Zell. Im Januar 1802 hat ein Hochwasser mit Eisgang sogar die Laborantenhäuser „ufem Bergwerch“ schwer mitgenommen und großen Schaden verursacht. Ein verheerendes Hochwasser

¹⁾ Die Wiesenbrücke stand damals im Gewann „Bruckmatt“, sie kam erst später dann ungefähr an denselben Platz, auf dem die untere Brücke heute steht.

gab es dann wieder im Jahr 1823, es zerstörte die Teichlegi und riß die untere Brücke fort, 1851 wurde nicht nur die Brücke, sondern auch der angelegte Notsteg von den Hochwasserfluten fortgespült.

Das verhängnisvollste Hochwasser der neueren Zeit hauste, wie schon einleitend kurz erwähnt, in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr 1882/83. Ungeheure Schneemassen kamen nach grimmigem Frost am Stephanstag durch Föhnwind und Regen zum raschen schmelzen. Ganze Eisberge frachten mit den wilden Fluten durchs Wiesental. Große Uferstrecken wurden überschwemmt, ruiniert und weggefressen. Fast sämtliche Brücken des ganzen Wiesentals fielen dem rasenden Element zum Opfer, darunter die untere Brücke in Hausen, während die obere, allerdings schwer beschädigt, Stand hielt. Unermeßlich groß war der Schaden, den das Hochwasser von 1882/83 angerichtet hat, und wollte man auch die früheren Hochwasserschäden dazu schreiben, fürwahr des Feldbergs „lieblicher Tochter“ wäre eine große Rechnung vorzulegen.

Hochwasser der Wiese sind auch heute keine Seltenheit, doch werden sie nach menschlichem Ermessen kaum je wieder die großen Schäden verursachen können, wie dies früher so oft geschah. Deswegen braucht des Feldbergs Tochter ihre naturwüchsigen Kräfte nicht brach liegen lassen, die saftigen Matten unseres lieblichen Tales, die gewerblichen Betriebe und die vielen Turbinenanlagen der Wiesentäler Klein- und Großindustrie geben ihr zahlreiche Möglichkeiten zur Befriedigung ihres Taten- und Schaffensdrangs.²⁾ Statt Vernichtungswillen, muß die Wiese bei dieser friedlichen und nützlichen Arbeit allerdings Aufbauwillen bekunden. Den rühmt ihr ja auch Hebel schon nach:

„Stoht e Mühli näumen, en Dohli oder Ribi,
Drohtzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengsch mit biegsame Arme, mit glentsame Fingere dure,
hilffsch de Müllere mahle, und hilffsch de Maiblene ribe,
spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidige Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet 's Ise vom Füllrherd
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singsch derzue, und gerssch lei Dank, „Gott grüesich, Gott bhüetich!“

Ihr nur das Sündenregister vorzuhalten, wäre ungerecht, es sei daher zugegeben, daß Hebels gute Meinung über den Schaffenseifer der Wiese heute noch in weit höherem Maße gerechtfertigt ist, als damals.

²⁾ Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in früheren Zeiten auch die Flößerei auf der Wiese betrieben wurde, doch mögen die Interessenten sich in den Heimatzeitschriften über dieses Kapitel umsehen. Es sei lediglich vermerkt, daß die Stadt Basel aus begreiflichen Gründen die Flößerei förderte und der Markgraf dabei auch ein Geschäft machen wollte. Nur die Untertanen waren davon nicht erbaut; sie mußten in harter Fronarbeit sich gegenseitig bei der Holzflößerei ablösen.

Brückenkosten und Lastenverteilung

Nicht nur die Teichlegi, auch die Brücken waren große Sorgenkinder der Gemeinde. Der früher übliche Holzbau machte das Anbringen von Brückendecken und Eisbrechern im Flußbett nötig, die dem Hochwasser, vor allem wenn es mit Eisgang verbunden war, gute Angriffsflächen boten. Bei den eisernen Brücken, deren Eigengewicht auf den starken Uferpfeilern ruht, sind Stützpunkte im Flußbett nicht notwendig; was das Hochwasser an Holzmassen, Eisblöcken usw. auch anschwemmen mag, unter der Eisenbrücke kann alles ungehemmt durchschießen. Der Brückenschaden, den ein Hochwasser anzurichten vermag, ist nunmehr auf ein Mindestmaß herabgedrückt.

Die Hausener Eisenbrücke beim Bahnhof ist nach dem verheerenden Hochwasser vom Jahr 1882/83 erstellt worden. Liefer- und Baufirma war die Freiburger Firma Th. F a u l e r. Ihr war der Auftrag zum Brückenbau zum Gesamtkostenbetrag von 11 775 Mark übertragen. Ein Vergleich möge den Unterschied in der Kostenfrage zeigen. Nach den amtlichen Belegen betrugen die Gesamtkosten der im Jahre 1734 erstellten Holzbrücke 437 Gulden und 1 Kreuzer. Zu diesem vom Oberamt Rötteln errechneten Betrag wurde der Bau der Holzbrücke dem Zimmermann E n d e r l i n und dem Schmied H a n s G r e i n e r in Hausen übertragen. Eine Holzbrücke stellte sich somit viel billiger als eine Eisenbrücke, so will es wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung scheinen; in Wirklichkeit bewährte sich auch hier der Grundsatz der klugen und sparsamen Hausfrau, daß nicht das billige Schlechte, sondern das weniger wohlfeile Gute das Billigste ist. Jedenfalls hat die Eisenbrücke in den über 50 Jahren ihres Bestehens außer den laufenden Ausgaben keine Sonderaufwendungen erforderlich gemacht.¹⁾

Der genaue Zeitpunkt, wann die erste Holzbrücke über die Wiese hier erstellt wurde, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall bedeutete der Holzbrückenbau bereits einen bedeutenden Fortschritt in verkehrswirtschaftlicher und kultureller Beziehung, denn Jahrhunderte hindurch dienten nur die primitiven Fuhrten, die an flachen Stellen angelegt waren, dem Verkehr von einem Ufer der Wiese zum andern. Die erste Hausener Holzbrücke lag, wie schon bekannt, südlicher als die heutige Eisenbrücke, sie befand sich bei der „Bruckmatt“, deren Namen damit zusammenhängt; die Verlegung ins Gebiet der heutigen Brücke erfolgte um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Die zweite (obere) Brücke hat das Eisenwerk erbaut, um dem umfangreichen Holz- und Kohlenverkehr aus dem vorderösterreichischen Gebiet den weiten Umweg über die untere Brücke zu ersparen. Auch diese Brücke lag ursprünglich nicht am heutigen Platz, sie befand sich nördlicher, dort wo die Straße eine leichte Krümmung hat.

¹⁾ Dem Einheimischen wie dem Auswärtigen fällt manchmal auf, daß die Eisenbrücke beim Bahnhof etwas winklig zur Straße steht. Das gab im Jahre 1884 auch Anlaß zu einer ulkigen Fastnachtsaufführung. Es soll aber ursprünglich eine Verlegung der Straße in dieser Richtung geplant gewesen sein.

Wie schon erwähnt, waren neben der Teichlegi auch die Brücken kostspielige Sorgenkinder. Die vielen Zerstörungen durch Hochwasser und die laufend nötigen Reparaturen verursachten dauernd große Kosten. Wer sollte sie tragen? Die Frage war begreiflicherweise sehr umstritten. Die Gemeinde, der ja auch das Rötteler Oberamt öfters bestätigte, daß sie sehr arm sei, sträubte sich gegen die Brückenlasten, während der Staat die Brückenfrage als eine rein gemeindliche Sache behandeln wollte. In der Markgraffschaft versteifte sich die Regierung weniger auf den formalrechtlichen Einwand, jedenfalls übernahm sie jeweils alle oder einen großen Teil der Brückenkosten. Größeren Widerstand aber fand die Gemeinde dann später beim Fiskus im Großherzogtum Baden, wobei aber nicht übersehen werden darf, daß die Brückenlasten immer größer wurden, einmal weil immer mehr Brücken erbaut und von Hochwassern wieder zerstört wurden, und weil neue Gebiete mit Brücken (so z. B. das hintere Wiesental) zu Baden gekommen waren. Um die Brückenlasten zu vermindern, regte der Bergwerksfaktor K ü m m i c h beim Markgrafen (1786) an, es möhle in Hausen an Stelle der zwei Holzbrücken eine steinerne an einem von ihm näher bezeichneten Platz erstellt werden. Der Vorschlag scheint aber lediglich mit dem bürokratischen Vermerk versehen worden zu sein: „Zu den Akten!“

Zu sehr langwierigen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Gemeinde kam es besonders in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Das Finanzministerium lehnte die Anerkennung einer Unterhaltungspflicht für die Brücken rundweg ab. Die Gemeinde aber machte immer wieder geltend, daß die Brücken in erster Linie dem staatlichen Eisenwerk zugute kommen, wozu das Finanzministerium wieder erklärte, das Eisenwerk werde mit seinem ganzen Steuerekapital zu den Brückenkosten herangezogen. Größeres Verständnis für ihren Standpunkt fand die Gemeinde beim zuständigen Großh. Bad. Direktorium des Dreisamtkreises. In einem Bericht an das Finanzministerium anerkannte das Direktorium ausdrücklich die Einwände der Gemeinde Hausen als sachlich gerechtfertigt, namentlich die obere Brücke, so wurde betont, könnte die Gemeinde ganz entbehren, deshalb könnten ihr hierfür auch keine Kosten mehr zugemutet werden. Diesen Gründen konnte sich schließlich auch das Finanzministerium nicht mehr verschließen, es schloß sich der Auffassung des Direktoriums an und entband die Gemeinde von der Kostenpflicht für die obere Brücke. Dagegen blieb die untere Brücke nach wie vor ein Sorgenkind der Gemeinde. Zwar hatte der Flußverband diese Brücke übernommen, aber von 1819 ab machte das Staatsministerium die Gemeinde unterhaltungspflichtig, da die Brücke nicht im Landstraßengebiet liege.

So ging der Streit um die Lastenverteilung weiter und die Holzbrücken wurden, wenn nicht das Hochwasser sie ganz fortschwemnte, immer baufälliger, so baufällig, daß der Vogt Greiner am 5. Februar 1823 das Bezirksamt Schopfheim auf den Zustand der Brücke aufmerksam machte, um Beschleunigung im Verfahren wegen der Unterhaltungspflicht ersuchte und gleichzeitig bekannt gab, daß er angeordnet habe, schwere Fuhrn nicht mehr

über die untere Brücke fahren zu lassen sondern sie über die obere Brücke zu leiten, um ein Unglück zu vermeiden. Wie stark sich die Brückenlasten auch steuerlich auswirkten, geht aus einer Beschwerde von 10 Arbeitern des Eisenwerks hervor. Die Beschwerdeführer protestierten bei der Regierung dagegen, daß sie nicht nur mit ihrem Grundvermögen, sondern auch mit ihrem Einkommen zu den Brückenkosten herangezogen würden. Unterscriben war die Beschwerdeschrift u. a. von Joh. Jakob Müller, Karl Montiegel, Leontius Bernauer, Roser, Scheer und Reif. Die Beschwerde hatte keinen Erfolg.

Zu jener Zeit amtierte Pfarrer Karl Ludwig Sonntag (von Brödingen) in Hausen. Mit ihm hatte wahrscheinlich die Gemeindebehörde den Streit mit dem Staat wegen der Brückenlasten besprochen, jedenfalls hat sich Pfarrer Sonntag in dieser Sache an Hebel gewandt und ihn gebeten, zu Gunsten der Heimatgemeinde beim Staatsministerium ein gutes Wort einzulegen. Ein an Sonntag gerichteter Brief Hebels²⁾ vom 7. Juli 1820 zeigt, wie Hebel sich bemühte, der Heimatgemeinde beizustehen, aber auch die sachlichen Gründe des Staates zu würdigen. In Hebels Brief wird ausgeführt:

„... So hart der guten Gemeinde Hausen die Heimweisung ihres Brückenbaus werden muß, so schwer ist es, sie in den allgemeinen Verband zurückzubringen, da ihre Ausschließung Folge eines allgemein aufgestellten Grundsatzes ist, der sie mit mancher andern gemeinschaftlich trifft. Das einzige, was sie vor andern, die das gleiche Schicksal getroffen hat, für sich kann geltend machen, ist der Umstand, den sie auch schon zur Sprache gebracht hat, daß die Brücke ebenso für das herrschaftliche Eisenwerk, wie für die Ortsbewohner ein Bedürfnis ist. Es kann mit Recht daraus gefolgert werden, daß die Herrschaft als Besitzerin jenes Werkes ihren Antheil an den Bau- und Unterhaltskosten der Brücke nach Maßgabe des Gebrauchs derselben u. der Abnutzung, welche dadurch verursacht wird, zu leisten, verpflichtet sei Ich glaube nun fast, daß von Seiten der Gemeinde sollte zugewartet werden, bis eine Resolution erfolgt, wenn sie nicht ihre bereits geschehenen Vorstellungen bei dem C (reis) direkt (orium) mit neuen Gründen zu unterstützen weiß. Ich werde mich für die Sache interessieren, so viel es meine Verhältnisse gestatten. Ohne Zweifel werden auch andere Gemeinden in andern Gegenden ähnliche Vorstellungen schon gemacht haben. Wöchten sie so zahlreich u. triftig seyn, daß eine Modifikation des Grundsatzes, unter welchem alle leiden, die wohlthätige Folge würde. Ob u. ihre Rücksicht als die obgenannte auf diese einzelne Gemeinde eine andere sonstigen Verhältnisse werde zu bewirken seyn, muß ich der Zukunft leider für jetzt noch mit geringer Hoffnung anheimstellen.“³⁾

²⁾ „Briefe von Johann Peter Hebel. Eine Nachlese von R. Obfer“, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe.

³⁾ Zur Zeit, da diese geschichtlichen Betrachtungen geschrieben werden, sind erneut schwierige Verhandlungen über die obere Brücke im Gange. Sie ist dem heutigen Verkehr nicht mehr gewachsen und namentlich der Lastautoverkehr muß diese Brücke mit äußerster Vorsicht überfahren. Aber auch die scharf rechtwinklig in die Hauptverkehrsstraße einmündende Straße von der Brücke her, ist für den heutigen Verkehr unzulänglich. Eine zeitgemäße Be-

Kleinere, aber verkehrswichtige Brücke

Außer den Brücken über die Wiese, hatten früher auch das Leichbrücke bei der Schmiede am Dorfeingang, das Wuhrbrücke bei der Ziegelei und das Steinebrücke auf der Landstraße Hausen-Fahrnau verkehrswirtschaftlich größere Bedeutung. Auch diese Brücke dienten dem allgemeinen Verkehr, weshalb die Gemeinde erwarten durfte, daß die Kosten von der Allgemeinheit übernommen würden. Ursprünglich war auch bei diesen Brücke der Holzbau üblich; sie scheinen zeitweise in ziemlich üblem Zustand gewesen zu sein, wie aus einem Schreiben des Bogts Maurer vom 18. Mai 1758 an das Oberamt und die Fronverwaltung Rötteln hervorgeht. Da heißt es:

„ . . Die Gefährlichkeit wegen der hölzernen Brücke hat in abgewichener Zeit traurige Exempel dargestellt, wie an dem Chirurgo Geiger von Schopfen, welcher mit dem Pferd des Nachts hineingestürzt und den Fuß gebrochen und auch andere schon fast unglücklich geworden sind, da das bei der Brücke befindliche Gewerbe zur Unbändigkeit der Pferde viel Anlaß gibt . . .“

Wer für den gebrochenen Fuß des „Chirurgo“ haftpflichtig gemacht wurde, ist nicht bekannt, immerhin war die Bausälligkeit des Brückles an einem Beispiel erwiesen, das des tragikomischen Beiwerks nicht entbehrte. Beim Gewerbe bei der Brücke, das „zur Unbändigkeit der Pferde viel Anlaß gibt“, handelte es sich um die Schmiede¹⁾ bzw. um die zwei großen Hämmer (ein leichter und ein schwerer), die von Wasserrädern in Betrieb gesetzt wurden. Sie konnten, wenn ihr dröhnender Schlag plötzlich die ganze Schmiede mit ihrer Umgegend zum Erzittern brachte, allerdings Menschen erschrecken und Pferde scheu machen. Aus einem Brief Hebel's an Pfarrer Engler wissen wir ja schon, daß des „Schmiedhansen Hammer“ Hebel manchen Abend in den Schlaf hämmerte und ihn morgens weckte, wenn er zur Lateinschule nach Schopfheim mußte.

Nicht wirkungsvoll verstand Bogt Maurer den Anspruch der Gemeinde zu begründen auf Uebernahme der Brückelkosten durch den Staat. In der bereits erwähnten Eingabe an das Oberamt und die Fronverwaltung Rötteln heißt es z. B.:

hebung der Mängel sollte sich also nicht auf die Brücke allein beschränken, auch die Straße wird im jetzigen Zustand auf die Dauer nicht so bleiben können. Daß die Brücke heute noch mehr wie früher einen verkehrsnotwendigen Uebergang über die Wiese bildet, wird nicht zu bestreiten sein. Besitzerin der Brücke ist die Firma M. B. B. Hier sei die Hoffnung ausgesprochen, es möge gelingen, zwischen der Firma, der Gemeinde und dem Staat eine Lösung der Brücken- und Straßenfrage zu finden, die den Geboten der Billigkeit und den Anforderungen des heutigen Verkehrs entspricht.

¹⁾ Im Jahre 1909 wurde die Schmiede von deren Nachbarn, Herrn Mühlenbesitzer Wilhelm Menton, käuflich erworben und später dann stillgelegt. Ein stimmungsvolles Bild alter Hausener Dorfromantik versank dadurch in die geschichtliche Vergangenheit.

„Die 1. Brücke über den Mühleleich kommt bei Hans Greiner des Huf- und Waffenschmieds Haus zu stehen, über welche nicht nur alleerspacher und andere umliegende Orte Holz, Bretter, Kohlen und Flußstein Fuhren zum Bergwerk geschehen, sondern auch alle Abfuhren mit Eisen hier durchpassieren müssen.“

Nicht minder geschieht war der Anspruch auf Kostenübernahme für das Wuhrbrückle begründet:

„Die 2. Brücke gibt an Notwendigkeit und starkem Gebrauch der 1. nichts nach, denn über diese wird alles Erz zum Bergwerk geführt. Es ist die Straße, welche von der ganzen Hauensteinischen Grafschaft stark gebraucht wird, sowohl durch Weinfuhren als Früchten, die in dem Cornhaus zu Cander⁵⁾ abgeholt werden . . .“

Schließlich weist die Eingabe noch darauf hin, daß auch das Holz aus den Waldungen der Herrschaft nach dem Bergwerk zum großen Teil über diese Brücke geführt wird. Maurers Eingabe vom Jahr 1758 zeigt uns, daß die alte Maibergstraße zu jener Zeit, wo es noch nicht so viele Brückenübergänge über die Wiese und kein so gut ausgebautes Straßennetz gab, eine sehr wichtige Verbindungs- und Verkehrsader vom Markgräflerland ins Oberrhein- und Hohenwaldgebiet war. Die beiden Brücklebauten wurden von der Regierung des Markgrafen genehmigt; sie wurden im Steingewölbbau ausgeführt, das Leichbrückle verursachte 59 Gulden, 36 Kreuzer, das Wuhrbrückle, an dem noch die Jahreszahl 1758 ersichtlich ist, 64 Gulden, 54 Kreuzer Kosten. Durch den Steinbau erfuhr eigentlich Faktor Rümrichs Vorschlag bei diesen Brücken im kleineren Ausmaß seine Verwirklichung.

Das sog. „Steinebrückle“ über das Wuhr auf der Landstraße Hausen-Fahrau ist schon etwas früher, im Jahr 1742, erbaut worden, die Gesamtkosten werden mit 531 Gulden angegeben. Für die Straße Randern-Hausen waren infolge des starken Verkehrs stets große Unterhaltungskosten erforderlich; auch hier zeigte sich die Regierung des Markgrafen der Gemeinde Hausen gegenüber entgegenkommend und übernahm auf deren Antrag im Jahr 1780 die Kosten für den Bau von 9 Straßendohlen, die 49 Gulden und 20 Kreuzer kosteten.

Mit dem Verdienst eines Handwerksmeisters scheint es damals nicht gut bestellt gewesen zu sein, wenigstens dann nicht, wenn auswärts gearbeitet werden mußte. So beschwerte sich der Hauinger Maurer Ziegler, der bei der Kreuzeiche (Weitenau) Straßenreparaturen ausführte, daß er mit der gewöhnlichen Pflasterertage von 15 Kreuzer für das Quadratflaster nicht bestehen könne, da in der dortigen Gegend alles sehr teuer sei und der Gesellenlohn 36 Kreuzer betrage. Auch bei dem tagierten Taglohn von 32 Kreuzer für den Meister könne dieser unmöglich bestehen, weil, namentlich bei andauerndem Regenwetter die Kost höher zu stehen kommt, als der Verdienst ausmacht. Der Beschwerdeführer erhielt von der Regierung 30 Gulden Sondervergütung zugebilligt.

⁵⁾ In der Zehntscheuer in Randern war damals jeden Samstag Fruchtmarkt, auf dem die Hauensteiner und Hohenwälder einen großen Teil ihres Getreidebedarfs kauften.

Von der Dreikönigskapelle zur evang. Dorfkirche

„Also sind Sie wirklich in Ihrem Eldorado angekommen? und über die Sirnig? Es ist mir für Sie und Ihre Gemeinde ein werther Gedanke, daß Sie Ihren Weg über die Sirnig genommen haben; denn Sie sind, so viel ich weiß, der erste und einzige Pfarrer von Hausen und Helfer von Schopfen, der über diesen Granitbuckel hinüber seine Schäfelein suchte und die Gemeinde in Hausen, so viel ich vermuthen kann, die einzige im ganzen Lande, die sich rühmen kann, von ihrem Hirten, und die Schopfer von ihrem Zuhoten (nichts für ungut) über diese rauhen Pfade hinüber gesucht worden zu sein. —“

So hat Hebel im Jahr 1799 seinem Jugendfreund Engler¹⁾ geschrieben, als dieser in Schoppsheim seinen Wohnsitz genommen hatte, um sein Amt als Ortspfarrer von Hausen auszuüben. Aus Hebels launigem Brief geht hervor, daß sein Heimatdorf zu jener Zeit einen Ortspfarrer hatte, der aber in Schoppsheim wohnte und dort gleichzeitig als Lehrer an der Lateinschule wirkte. Mit den örtlichen kirchlichen Verhältnissen der Vergangenheit wollen wir uns nun etwas näher beschäftigen.

Ob hier schon in der vorchristlichen Zeit, also um das 8. und 9. Jahrhundert herum, menschliche Siedelungen bestanden haben, wissen wir nicht, an anderer Stelle besprochene Spuren machen es wahrscheinlich. Erst mit dem Aufkommen des Christentums, das in unserer Gegend hauptsächlich von den Klöstern aus verbreitet wurde, erhalten wir näheren Aufschluß über das religiöse Leben der Bewohner. Genaue und zuverlässige Kunde gibt uns die Schoppsheimer Kirchengeschichte. Ihr ist zu entnehmen, daß Hausen im 12. Jahrhundert, also schon in der vorreformatorischen Zeit, zum Kirchspiel Schoppsheim gehörte. Als älteste Pfarreien in unserer Gegend nennen die Historiker Binzen, Brombach, Rötteln, Weitenau und vor allem Tegernau, das im 11. und 12. Jahrhundert Sitz der Mutterkirche zahlreicher Gemeinden war, zu denen damals auch Schönau gehörte.²⁾ Wann in Schoppsheim die erste Kirche erbaut wurde, ist nicht genau bekannt, Eberlin nimmt die Zeit um das Jahr 1130 an, da zu jener Zeit das Schloß und wahrscheinlich auch die Schloßkapelle erstellt wurde; jedenfalls wird im Jahr 1130 in Schoppsheim auch bereits ein Pfarrer genannt. (Unser Nachbardorf Fahrnau war zu jener

¹⁾ Sebastian Engler (Angelito hieß er im Geheimbund „Belchismus“) war von Knielingen als Diakon und Pfarrer für Hausen nach Schoppsheim versetzt worden. Aus Obfers Anmerkungen zu den veröffentlichten Briefen geht hervor, daß Engler, neunzigjährig, in Durlach gestorben ist.

²⁾ Ueber „Pfarreien, Kirchen und Schulen des kleinen Wiesentales“ hat Herr August Fessler, Karlsruhe, in der Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland“ (6. und 7. Jahrgang) eine Reihe aufschlußreicher Artikel veröffentlicht.

Zeit fast ganz St. Blasianisch und hatte 1186 seine eigene Pfarrei, zu der Rürnberg, Raitbach und die Höfe bis Schlechtbach gehörten.)

Hausen dagegen war dem Kirchspiel Schoppsheim zugeteilt, und als infolge des Anwachsens der Bevölkerung die Kirchenräume in Schoppsheim zu klein wurden und es zur Errichtung von Tochterkirchen kam, wurde Hausen kirchlich der Dreikönigskapelle zugeteilt, die auf dem Gut Ehner-Fahrnau stand. Sie diente auch Enkenstein als Kirchlein. Es wird angenommen, daß die Dreikönigskapelle schon in heidnischer Zeit bestanden hat und den Heiden zur Ausübung ihrer religiösen Gebräuche zur Verfügung stand.

Wie lange unsere Vorfahren „ufem Fahrnauer Hof“ zur Kirche gingen, entzieht sich der genauen Kenntnis, wie auch nicht genau festzustellen ist, wann im Dorf selbst die erste Kapelle oder das erste Kirchlein erstellt wurde. Der Platz jedoch, auf dem das erste Kirchlein im Dorf gestanden hat, ist durch mündliche Ueberlieferungen bekannt geblieben. Ein ganz unanfechtbarer Zeuge für den Standort des ersten Dorfkirchleins war die erst in unserer Zeit zum Abbruch gekommene Kirchhofmauer am „Tiichwegli“, das übrigens in einem Kaufprotokoll vom Jahr 1653 als Kirchgäßlein bezeichnet ist. Das Kirchlein stand rechts vom Teich zwischen den beiden Häusern Hebelstraße Nr. 30 und Nr. 36. Nach den Angaben des verst. Jakob Weißhag, der mündliche Ueberlieferungen von ortsgeschichtlichen Begebenheiten recht gut im Gedächtnis behielt, ist dieses erste Kirchlein im Dorf durch Feuer vernichtet worden. Daß es im Jahr 1676 noch vorhanden war, ist zu ersehen in einem Aktenstück des Pfarrarchivs Müllheim, dessen Inhalt Eberlin in seiner Schoppsheimer Ortsgeschichte auszugsweise wiedergibt. Das Aktenstück beschäftigt sich mit den Verwüstungen, die im sog. holländischen Krieg (1672/79) von den „Kaiserlichen und Lothringischen Völkern“ im September und Oktober 1676 in der oberen Markgrafschaft, besonders in der Sausenberger Diözese, begangen wurden. Zahlreiche Kirchen und Schulen wurden ausgeplündert und zerstört. Von Schoppsheim berichten jene Müllheimer Pfarrarchivakten:

„Weyß in dem Schoppsheimer ambt unterschiedliche kirchen sich finden alß ist von einer Jedwedern wah darinnen geraubet oder verwüßtet Sondern meldung zu tun, Auß der statt und haubt kirchen zu schopfen seind drey glockhen unter welchen Eine 12 Centner, wie auch eine schöne große Uhr . . . geraubet . . . Auß dem Kirchlein zu Micken haben die Soldaten gleichfalls eine glockhe von 16 pfundten, zu fahrnau die Uhren weggenommen, in gleichem alda und in der kirchen zu hausen unter Schiedliche fenster zerfchlagen . . .“

Im ganzen wurden nach diesem Bericht in der Sausenberger Diözese etwa 14 Glocken und 6 Uhren weggeschleppt.

Die Zerstörung des ersten Dorfkirchleins, die, wie schon betont, nach der mündlichen Ueberlieferung durch Feuer erfolgt sein soll, machte die Erstellung eines zweiten Kirchleins nötig. Es wurde auf dem Platz erstellt, auf dem auch die jetzige ev. Dorfkirche steht. Zum erstenmal wird dieses Kirchlein erwähnt in einem Kaufprotokoll vom Jahr 1700; aus einem Beleg in den

Gemeinderrechnungen ist dann weiter ersichtlich, daß Zimmermann Jakob Urzet das Kirchtürmlein erbaut hat. Dieser Rechnungsbeleg stammt aus dem Jahr 1717. Zu dieser Zeit war eine erhebliche Vermehrung der Bevölkerung eingetreten, da im Eisenwerk rund 70 Leute beschäftigt wurden. Das Kirchlein erwies sich daher bald als zu klein, besonders bei Beerdigungen konnte es die Teilnehmer in der Regel bei weitem nicht aufnehmen. Die Gemeinde ließ daher dem Markgrafen, der damals in Basel weilte, eine Bittschrift zugehen, worin auf die unhaltbare Lage hingewiesen und gebeten wurde,

„nun der Ehre Gottes willen allergnädigsten Befehl zu geben, daß das Gotteshaus allhier erweitert und in solchen Stand gestellt werde, daß man mit Freuden darin zusammen . . .“ kommen könne.

Rötteln berichtete nach Karlsruhe, daß die Kirchenenerweiterung in Hausen höchst notwendig sei, die Frage wäre dadurch zu lösen, daß ein völliger Abbruch des alten Kirchleins erfolge und eine neue größere Kirche gebaut werde. Von Karlsruhe kam dann unterm 6. März 1737 der Bescheid, die Gemeinde Hausen müsse sich noch etwas gedulden, da im laufenden Jahr der Aufwand für Kirchen und Pfarrhäuser schon sehr groß sei, sie solle sich aber nach etwa einem Jahr wieder melden. Eine weitere Eingabe der Gemeinde im März 1738 hatte dann Erfolg.

Nunmehr stellte die Geistliche Verwaltung Rötteln einen Baukosten-voranschlag auf für eine neue Kirche, wobei der Buchhalter Mager vom Eisenwerk, der Vogt Jakob Urzet, die Richter Sicc und Jerg Strütt und „verständige Handwerksleute“ mitwirkten. In der allgemeinen Einleitung zu dem Kostenvoranschlag werden interessante Ausführungen gemacht, die zeigen, daß es sich bei dem alten Kirchlein wirklich um ein äußerst primitives und baufälliges Gebäude gehandelt haben muß. Es wird da das folgende Bild entworfen:

„Weilen das alte Kirchlein allda viel zu klein und zu niedrig, daß solches die stark angewachsene Gemeinde allda, sam den vielen Arbeitern auf dem Bergwerk fassen könnte, indem solches nur 35 Sch. lang, 20 Sch. breit und 19 Sch. hoch ist, auch nur eine einzige Emporkirche mit 2 Ständen hat und die Weiberstühle nur mit Sitzbänken ohne Brustlehnen gemacht und ein elendes Känzelein, aber gar kein Altar darinnen ist, über das von beiden Seiten und dem Giebel, so alles gar zu dünn und schwach gemauert, nichts mehr stehen gelassen werden kann, sondern alles bis aufs Fundament abgebrochen und eine ganz neue Kirche 50 Sch. lang, 35 Sch. breit hergestellt werden muß.“

Die Gejamtkosten für die geplante neue Kirche wurden schließlich mit 700 Gulden errechnet. Nachdem dieser Kostenvoranschlag in Karlsruhe genehmigt war, wurden die Arbeiten vergeben. Der geistl. Verwalter Schabbach in Lörrach hatte die Bauaufsicht zu führen. Die Maurerarbeiten erhielt Michael Walliser,¹⁾ die Zimmerarbeit Joh. Lindemann und die Schreinerarbeit Hans Jakob Haller.

¹⁾ Ueber dem südlichen Eingang zur Kirche sind die Buchstaben M. W. und die Jahreszahl 1739 zu lesen.

Zu Hebels Zeit war ein „Guhl“ auf dem Kirchturm angebracht:

„Und liisli uf de Zeeche goht
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloßt alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt
und winkt im Guhl: „Verrot mi nit!“

(Aus Hebels: „Sonntagsfrühe“.)

Bei einer Turmreparatur ist dann später der „Guhl“ heruntergeholt und durch eine Weilerfahne ersetzt worden. Eine Vergrößerung des Turmes wurde im Jahr 1741 vorgenommen, wobei gleichzeitig ein Glockenstuhl eingebaut und zwei neue Glocken angeschafft wurden. Größere Erneuerungsarbeiten am Turm wurden weiter im Jahr 1900 vorgenommen.“)

Die Orgel

Ein Vermerk in den Gemeinderechnungen des Jahres 1721, aus dem hervorgeht, daß die Gemeinde Geldbeträge zur Deckung der Orgelkosten eingezogen hat, läßt den Schluß zu, daß die erste Orgel im Jahr 1721 angeschafft worden ist. Im Jahr 1768 erfolgte dann der Ankauf der alten Schoppsheimer Kirchenorgel, was natürlich für das Dorf ein großes Ereignis war, das seinen Eindruck auch auf den 8jährigen Johann Peter Hebel nicht verfehlte, wie wir dem Gedicht „Der Statthalter von Schoppsheim“ entnehmen können. Der Dichter läßt bekanntlich den „Herr Frieder“, der als Hauptmann verwegener Burschen ins Tamerswald gehaust hatte, aber vom „Breneli“ wieder auf den rechten Weg zurückgebracht wurde, nicht nur „'s Brenelis“ Mann, sondern auch Statthalter von Schoppsheim werden, denn

„Woher isch's, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönne erchiise,
und im Breneli gunn i's au. In d'Schoppsheimer Chirche
het er ne Orgle gschafft, vor siine Ziten isch nit gsi
(s'Suse stoht sie no . . .)“.

Der Kaufpreis für die Schoppsheimer Orgel betrug 200 Gulden. Einschließlich der Unkosten (die Orgel mußte u. a. neu gestimmt werden) kam die Orgel auf rund 448 Gulden zu stehen. Der Erlös aus dem alten Hausener Kirchenörgel stellte sich auf 62 Gulden, 10 Kreuzer. Ueber diesen Betrag

“) In den Gemeinderechnungen vom Jahr 1859 ist ein Betrag von 2 Gulden, 44 Kreuzern eingestellt für die Anlage eines Storchennestes. Das Nest befand sich auf dem Gipfel über dem südlichen Eingang. Beim Eintritt der Kirchengänger ließ es der Storch an der gebührenden Zurückhaltung fehlen, worauf das Nest an einen andern Platz auf dem Kirchendach verlegt wurde. Mit diesem Platzwechsel waren aber die Störche nicht einverstanden und blieben weg. Mündliche Ueberlieferungen wollten auch davon nichts wissen, daß ein empörter Kirchengänger auf das Storchennest einen Schuß abgefeuert habe. Jedenfalls sind seit jener Zeit auf der Dorfkirche keine Störche mehr anässig.

hinaus sind die Kosten für die Schoppsheimer Orgel durch Kollekten und Kirchenlegate aufgebracht worden. Mit dem Ab- und Umbau der Orgel und deren Neustimmen wurde der Orgelbauer *Slein* aus Karlsruhe betraut.

Bis zum Jahr 1826, dem Todesjahr Hebels, war die alte Schoppsheimer Orgel in Benützung; sie wurde dann durch eine neue, in der Orgelstadt Walldkirch hergestellte, Orgel ersetzt. Sie kostete 800 Gulden, eine Summe, die durch freiwillige Spenden von Privatpersonen aufgebracht werden sollte. Die Beträge waren auch gezeichnet, aber manche Zeichner unterließen die Bezahlung. Eine Restsumme von 196 Gulden mußte daher in den Gemeindevoranschlag aufgenommen werden. Für 65 Gulden übernahmen *Joh. Jakob Behringer*, *Joh. Jakob Brunner* und *Fr. Dießlin* den Transport der Orgel von Walldkirch nach Hausen, nur *Brunner* erhielt für das Zurückbringen des Orgelbauers *Martin* bis Krozingen mittels Fuhrwerk noch besonders 10 Gulden.

Von der Filialkirche zur selbständigen Pfarrei

Die Markgrafschaft war das letzte der deutschen Länder, das zur Reformation überging. So stellt *Eberlin* fest. Markgraf *Karl II.* hat den Uebergang zur Reformation vollzogen und im Jahr 1656 seinem Land die erste lutherische Kirchenordnung gegeben, die von nun ab auch für Hausen maßgebend war. Wie hier die kirchlichen Verhältnisse in der vorreformatorischen Zeit gelegen haben, davon ist nichts überliefert, daß die Betreuung durch die Schoppsheimer Mutterkirche erfolgte, ist bereits wiederholt betont worden. Bestrebungen, die darauf abzielten, in Hausen eine selbständige Pfarrei zu errichten, scheinen recht früh eingesetzt zu haben, doch erfolgte eine Trennung von der Schoppsheimer Mutterkirche erst im Jahr 1740. Von da ab waren die Schoppsheimer Diakone gleichzeitig *Pfarrer von Hausen*. Den Wohnsitz behielten die Pfarrer jedoch in Schoppsheim, einmal weil in Hausen noch kein Pfarrhaus war, und dann auch, weil der Pfarrer für Hausen gleichzeitig als *Lehrer* an der Schoppsheimer Lateinschule zu wirken hatte.

Aus der Gemeinderrechnung vom Jahr 1745 geht hervor, daß in der „niederen Mühle“ eine Stube für den Pfarrer bereitgestellt wurde, (wohl damit er sich darin aufhalten und umziehen konnte). Aus Diakonatsakten geht hervor, daß der Pfarrer in Hausen nur einmal im Monat predigte und auch nur einmal Kinderlehre abhielt. Die Eisenwerksverwaltung, der dieser Zustand als unhaltbar erschien, erbot sich, jährlich 50 Gulden Zuschuß zu geben, wenn *Vikar Böhm*, der offenbar recht beliebt war, alle Sonntage einmal in Hausen predige. *Pfarrer Zandt*, dem der Vikar zur Seite stand, war bereit, *Böhm* Kost und Wohnung kostenlos zur Verfügung zu stellen. *Karlsruhe* wollte wissen, ob diese Zusagen auch für andere oder nur für *Böhm* gelten sollten, worauf die Eisenwerksverwaltung und *Pfarrer Zandt*

nur für Böhmen sich verpflichten wollten. Die Gemeinde dagegen erklärte, daß ihr diese Regelung auch bei andern Personen genehm wäre. Sie wollte nämlich auch noch 50 Gulden Zuschuß geben. In einem Schreiben an den Markgrafen betonte die Gemeinde

„daß wir zwar aus Liebe gegen gedachten Pfarrer (Hauber) gesinnet, demselbigen nicht nur das vermachte Pfarrmättlein zum beständigen Genuß, zu überlassen, sondern auch, die ihm versprochene jährl. 50 Gulden so lange zu geben, als er unser Pfarrer sein wird, dabei aber ist auch unsere unterthänigste Meinung, künftighin es keinem andern mehr zu reichen. Wobei wir auch in Unthertänigkeit flehen, Euer Hochfürstl. Durchlaucht, gnäd. geruhen möchte, bei Aenderung des Stadtpfarrers zu Schopfen, uns von dem Ihm, bis dahert gegebenen kleinen Zenden, gänzlich in Gnaden zu befreien, und es unserem jeweiligen Pfarrer gnädigst angedeihen lassen . . .“

Das Schreiben trägt das Datum vom 15. September 1747. Es trägt die Unterschriften: Jakob Maurer, Vogt, Jakob Urzet, Altvogt, Hans Unginger des Gerichts, Bartlin Käufelin, Joh. Seb. Claiss, Claus Jost.

Ober- und Spezialamt in Lörrach und Schopshaus waren anderer Meinung als die Gemeinde Hausen. In ihrer Antwort an den Markgrafen wird ausgeführt:

„Der Zehnden, den sie dem Pastori zu Schopfen geben betrifft etliche Säck Rüß, die doch gar selten geraten, Honig und Wachs auch die Frucht der Mutterschweine, deren sie in 3 Jahren keine nicht gehabt.“

Es würde also, so wird in dem Schreiben dann noch betont, einem eigenen Pfarrer in Hausen recht schlecht ergehen, wenn er von diesem kleinen Zehnten leben müßte. Der für Hausen bestimmte Pfarrer hatte übrigens von Georgi bis Michaelis den ersten Sonntag in Hausen, den zweiten in Fahrnaun und den dritten in Eichen Kinderlehre abzuhalten. Die Kinder mußten wechselweise nachgehen und die Gemeinde hatte jeweils für den Pfarrer das Mittagessen zu besorgen.

Der Zustand, daß der für Hausen bestimmte Pfarrer seinen Wohnsitz in Schopshaus behielt, dauerte recht lange, erst im Jahr 1853, am 14. Februar, hat „Seine Königl. Hoheit, der Regent, genehmigt,

1. Daß die Pfarrei Hausen für die Zukunft von dem Diakonat und der Lehrstelle an der höheren Bürgerschule gänzlich getrennt und ihr zu diesem Behufe das auf ihr Competenzmäßig ruhende Pfründereinkommen im Betrag von circa 600 Gulden nebst der bisherigen Dienstwohnung in Schopshaus belassen, dabei aber der Verkauf dieser Wohnung, um in Hausen ein Pfarrhaus zu bauen, gestattet werde.“

Für 5000 Gulden kaufte nun das Großh. Bad. Justizministerium der Pfarrgemeinde Hausen das Diakonatsgebäude in Schopshaus ab. Mit dem Kaufpreis sollten die Kosten für ein Pfarrhaus in Hausen bestritten werden. Drei Häuser waren zum Kauf angeboten, die Wahl fiel schließlich auf das Gg. Fr. Behringer, Plakmeister im Eisenwerk gehörende neuerbaute

Haus, das für 4 500 Gulden gekauft wurde. Einschließlich der Kosten für notwendige Umbauarbeiten kam dieses erste Pfarrhaus in Hausen auf 5 102 Gulden und 59 Kreuzer zu stehen. Den ungedeckten Aufwand übernahm die politische Gemeinde, doch war er von der Kirchengemeinde zurückzuerstatten.

Rund vier Jahrzehnte wohnten die Ortspfarrer in diesem Haus, dann aber wurden die Klagen über ungenügende Raumverhältnisse immer häufiger. Gegen den Plan der Erstellung eines neuen Pfarrhauses machte sich jedoch heftiger Widerstand geltend. Erst im Jahre 1912 wurde das heutige neue Pfarrhaus erbaut. Besitzer des Grundstücks, auf dem es steht, war Herr Wilhelm M e n t o n, der das Baugelände gegen die Pfarrmatte eintauschte. Die Kosten für den Neubau beliefen sich auf 35 000 RM. Die Kirchengemeinde hatte aber nur 2000 Mk. als sog. Fronbeitrag beizusteuern, der eigentlich 3 500 Mk. betragen hätte, durch das Entgegenkommen des Oberkirchenrats in Karlsruhe jedoch auf 2000 Mk. ermäßigt wurde, die im Lauf von 10 Jahren durch die örtliche Kirchensteuer aufgebracht werden sollten. Den gesamten übrigen Bauaufwand übernahm der Oberkirchenrat.

Um das alte Pfarrhaus wurde dann ziemlich leidenschaftlich gekämpft, da sowohl private Liebhaber vorhanden waren, wie auch die politische Gemeinde das Haus zu erwerben suchte. (Die Gemeinde wollte u. a. die Scheune zu einem Farrenstall umbauen.) Bei einer Versteigerung ging das Anwesen um den Preis von 16 400 Mk. an den Metzger Wilhelm S c h n e i d e r über, der dann einen Metzgerladen anbauen ließ. Der Anteil der Gemeinde am Erlös aus dem alten Pfarrhaus wurde zum Ankauf des neuen Bauplatzes verwendet.

Die Kirchenglocken

„Sie lüüte weger 's Zeiche scho;
der Pfarrer, schiints, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikeli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüinggeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meie ha!“

Sonntagsmorgenstimmung weht uns aus Hebels letztem Vers im Gedicht „Sonntagsfrühe“ entgegen. Es ist auch jene feierliche Stimmung zu verspüren, die uns erfasst, wenn im stillen Dorf die Kirchenglocken harmonisch zusammenklingend ertönen. Die Glocken im Dorf reden eine andere Sprache, als die Glocken der Großstadt, weil ihr Klang im Dorf nicht über so viele Hausdächer hinweggleiten muß wie in der Stadt. Wie feierlich klingt zum Beispiel am Abend vor hohen Feiertagen das Geläute der Glocken im Dorf? Ist es nicht, als ob das Dorf- und Landschaftsbild sich ebenfalls plötzlich feiertäglich verklärte? Und läutet es im Dorf einem Toten ins Grab, dann finden die Abschiedsgrüße der Glocken im Herzen aller Ortsbewohner ein wehmütiges Echo. So gebührt denn auch der Geschichte der Kirchenglocken eine entsprechende Würdigung in der Ortsgeschichte.

Auf dem ersten Kirchlein, das am Platz der heutigen evangel. Ortskirche stand, war nur ein kleines Türmchen, in dem wahrscheinlich auch nur eine kleinere Glocke untergebracht war. Nach dem Einbau eines Glockenstuhles und der Vergrößerung des Turmes im Jahr 1741 wurden zwei neue Glocken angeschafft, die in Lörrach gegossen wurden. Aus Gemeindeakten geht hervor, daß Vogt Arzet und Hans Greiner dem Akt des Glockengießens beiwohnten. Durch freiwillige Beiträge der Werksangehörigen vom Eisenwerk und der andern Ortsbewohner, sowie benachbarter Gutsfreunde, und durch gemeindliche Zuschüsse wurden die Kosten für die Glocken gedeckt. Die eine der drei Glocken, die sogen. „Kleine Glocke“, war bis zum Jahr 1922 in Benützung, während die zwei andern, die mittlere und die große Glocke, das Schicksal so vieler ihrer Schwestern teilen und ihr Metall für Kriegszwecke hergeben mußten, als Deutschland im großen Weltkrieg ringsum von Feinden umgeben und durch die feindliche Blockade von der Rohstoffzufuhr abgeschnitten war. Im Kriegsjahr 1917 sind die beiden Glocken heruntergeholt und abgeliefert worden. 1922 wurden drei neue Glocken angeschafft und geweiht. Die Anschaffungskosten sind durch Sammlungen und freiwillige Spenden der Kirchenangehörigen aufgebracht worden. Die noch vorhanden gewesene „Kleine Glocke“ übernahm die politische Gemeinde. Die drei neuen Glocken hat die Karlsruher Firma Gebr. Bachert gegossen und geliefert. Die jetzige kleine Glocke trägt die Inschrift:

„Unserm Hebel gewidmet!“

„Wenn d'Glocke schalle,
wer hilft is alle?
O geb is Gott e sanfte Tod,
e ruckig Gwisse geb is Gott!
1921.“

Auf der mittleren Glocke ist zu lesen:

„Fürchte dich nicht, glaube nur:
Ein feste Burg ist unser Gott.
1921.“

Die große Glocke bekennt:

„Dem Vaterland in Not und Leid,
Herr, laß' mich künden bessere Zeit!
1921.“

Auf den alten Glocken waren hauptsächlich Personalangaben gemacht. Die kleine Glocke war, wie schon bemerkt, nicht zur Kriegsablieferung gekommen. Auf ihr stand:

„Hans Heinrich Weitnauer Sel. Witwe
ließ mich gießen in Lörrach vor die
Gemeinde Hausen Anno 1741.“

Weiter sind auf der Glocke folgende Personennamen und Dienstbezeichnungen zu lesen: „Joh. Mich. Hauber, als erster Pfarrer allhier. Jakob Arzt, Vogt, Antonie Sicc, Joh. Seb. Clais, Bartlin Räuflin, Hans Greiner. Ferner: D. Amt. E. F. v. Leutrum, Jos. Sghs, Jak. Christj. Zant, Spezi.

Auf der mittleren, im Krieg abgelieferten Glocke stand:

„Für die Gemeinde Hausen
1847 von Pius Muchenberger in Freiburg.“

Diese 1847er Glocke war ein Ersatz für eine der Glocken von 1741, die gesprungen war. Sie kostete 218 Gulden und 50 Kreuzer. Muchenberger brachte noch eine kleinere Glocke mit, die nun ebenfalls gekauft wurde zum Preis von 60 Gulden und 48 Kreuzer. Sie diente dann als Schulglöcklein. Wenn z. B. in den Sommerferien der Schule anhaltend schlechtes Wetter war, wurden die Ferien unterbrochen, was den Schülern und Eltern durch das Läuten des Schulglöckleins angezeigt wurde.

Auf der großen im Krieg abgelieferten Glocke stand oben rund herum: „1808. Der Gemeinde Hausen.“ Weiter war auf der einen Glockenseite zu lesen:

„Der Zeit war das Oberamt:
H Geheimrat von Ralm
H Oberamtmann Deimling
H Assessor von Juntner
H Spezialat Siefert
H Pfarrer : F. L. Raupp
J. G. Grether Schullerr“

Die andere Seite enthielt folgende Namen: Joh. Jak. Greiner, jetziger Vogt, Joh. Fried. Stuck, Altvogt, Joh. Mich. Gräßlin, Altvogt, Joh. Gg. Behringer, Waisenrichter, Joh. Mich. Keller und Joh. Jak. Hasler des Gerichts.

Bezüglich des Eigentumsrechtes an den Glocken scheint ziemlich Unklarheit geherrscht zu haben. Auf eine Anfrage des Kirchengemeinderats gab der Oberkirchenrat am 7. Juli 1912 folgenden Bescheid:

„Was in unserem Erlaß vom 23. v. Mts., die Vergütung des Organisten und Blasbalgvertreters betreffend, über das Eigentumsrecht an der Orgel bemerkt wurde, das gilt in gleicher Weise bezüglich der Glocken der dortigen Kirche. Auch hinsichtlich der Glocken muß angenommen werden, daß die Anschaffung derselben durch die politische Gemeinde in Vertretung der Kirchspielsgemeinde erfolgte.

Die Glocken sind sonach ebenfalls als im Eigentum der Kirchengemeinde stehend zu betrachten und hat an denselben die politische Gemeinde lediglich das Mitbenützungsrecht in dem durch das Herkommen bestimmten Umfange.“

Soweit die politische Gemeinde in Frage kommt, ist bezüglich des Eigentumsrechtes an der Kirche und ihren Ausstattungen zu sagen: Der Kirchplatz, der Glockenstuhl und die Kirchturmuhre sind Eigentum der politischen Gemeinde. Baupflichtig für die Kirche ist der Staat. An den Glocken steht der pol. Gemeinde das Mitbenützungsrecht zu.

Die Kirchenguhr

In Hebels Gedicht, „Der Wächter in der Mitternacht“, ist auch die Uhr im Kirchturm erwähnt:

„... Dentwohl, i thue's,
und rüef de Todte — nei, sell thueni nit!
Still willi uf de stille Gräbere geh!
Sie hen jo d'Uhr im Thurn und weiß i denn,
isch au scho ihri Mitternacht vorbei? . . .“

Die erste Kirchenguhr war vermutlich im Jahr 1717 angeschafft worden, als das Kirchtürmle fertiggestellt war. Aus einem Vermerk in der Gemeindefrechnung von 1717 geht hervor, daß der damalige Vogt und ein Uhrmacher von Malsburg bei Verdingung der Kirchenguhr einen Gulden verzehrt haben. Auf diese Uhr bezieht sich Hebels Hinweis, denn sie war bis 1837 in Benützung. Zum Preis von 315 Gulden hat dann die Gemeinde, laut Gemeindefrechnung, im Jahr 1837 bei Josef Haager, Waldkirch, eine neue Kirchenguhr gekauft. Zum Fuhrlohn von zwei Gulden hat sie Gg. Fr. Obermeyer von Lörrach nach Hausen transportiert. Diese zweite Kirchenguhr, deren technische Konstruktion erklärlicherweise noch mancherlei Mängel aufwies, verkündete nun den Dorfbewohnern als öffentliche Uhr die Tages- und Nachtstunden bis zum Jahr 1913. In diesem Jahr, also ein Jahr vor dem Ausbruch des großen Weltkriegs, entschloß sich die Gemeinde zur Anschaffung der jetzigen Kirchenguhr. Hersteller und Lieferant war die Firma Schneider, Söhne in Schonach (Bad. Schwarzwald). Bei dem hochentwickelten Stand der Schwarzwälder Uhrenindustrie war die Gewähr gegeben, daß die neue Uhr allen berechtigten Ansprüchen genügen würde. Einschließlich der Kosten für die Aufstellung kam diese moderne Kirchenguhr auf 1100 M. zu stehen.

Rund 76 Jahre hatte die alte Uhr ihre Aufgabe erfüllt. Als sie am 2. Dezember 1913 die 10. Abendstunde geschlagen hatte, war auch ihre Zeit abgelaufen. Daß nunmehr sie den Dienst als öffentliche Uhr übernommen habe, kündete die neue Uhr am 9. Dezember 1913 um 7 Uhr abends an. Für 21 600 M. (Inflationsgeld), die einen Goldwert hatten von 4,10 M. hat Schmiedemeister Wilhelm Vogt im Jahr 1923 die alte Uhr gekauft.

Die Verlegung des Pfarrsitzes

Daß der Ortspfarrer von Hausen nach der Erhebung unseres Dorfes zur selbständigen Pfarrei noch so lange Zeiten hindurch den Wohnsitz in Schopfheim beibehielt, scheint weniger im Willen der Kirchenbehörde als im Willen der Ortsbewohner gelegen zu haben. Jedenfalls machten sich bei einem Teil der Ortsbewohner starke Widerstände gegen die Verlegung des Wohnsitzes bemerkbar. Das geht aus einem Bericht hervor, den das ev. Dekanat Schopfheim am 24. Mai 1851 an die Kirchenbehörde machte. Auch der Gemeinderat und der Bürgerausschuß von Schopfheim hatten diesen Bericht gut-

geheißen. Ein schmeichelhaftes Zeugnis wird da unseren Vorfahren, die zu jener Zeit im Dorf gelebt haben, nicht ausgestellt. Es heißt nämlich in diesem Bericht:

„In Hausen ist wohl die Hülfe am nötigsten, insofern die Gemeinde moralisch wie öconomisch schon so tief gesunken ist, daß nur noch die wenigen besseren Bürger die Verlegung des Pfarrsitzes in ihre Mitte wünschen, während die Uebrigen theils gleichgültig bei dieser Frage, oder gar dagegen gestimmt sind nur, um desto ungestörter ihr altes Wesen oder vielmehr Unwesen fortführen zu können.“

Die Mehrheit der damaligen Ortsbevölkerung bestand nach diesem Schoppsheimer Bericht nicht gerade aus Musterchristen. Die Wahrheit wird sein, daß die Hausener zu jener Zeit nicht viel schlimmer und natürlich auch nicht viel bräuer waren, wie ihre Volksgenossen in den Nachbarorten, einschließlich der moralisierenden Schoppsheimer Berichterstatter. Dertlich bedingte Besonderheiten führen, von der Ferne aus gesehen, leicht zu abwegigen Urteilen. Einen interessanten Beweis hierfür hat Pfarrer Weidner, Hasel (jetzt Pforzheim), der Verfasser der „Geschichte von Hasel und Glashütten“ im Heft 3 des 3. Jahrgangs der Heimatzeitschrift „Das Markgräflerland“ geliefert. In einem Aufsatz „Aus J. B. Hebels Hausener Volksschulzeit“ erwähnt Herr Weidner u. a. den Pfarrer Preuschen,¹⁾ der zu Hebels Zeit in Hausen als Pfarrer wirkte. Preuschen gründete in Hausen eine kleine Leihbibliothek, um, wie Weidner annimmt, den Hausenern eine bessere Lebensart beizubringen, denn die gefiel Preuschen nicht und er beschwerte sich:

„... ist mir doch die große Familiärität, womit Kinder ihren Aeltern durchgängig und gewohnheitsmäßig allenthalben begegnen, z. B. daß die Kinder die Aeltern lebenslang „Du“ nennen, ekelhaft und anstößig, indem solche Früchte dadurch erzeugt werden, daß Kinder ... bei einem vorfallenden Widerspruche die schuldige Hochachtung und sich selbst auf's gröblichste vergessen.“

Weidner, der selbst Pfarrer ist und sicherlich Untugenden seiner Pfarrkinder mit strengem Maßstab mißt, scheint die von Preuschen beanstandete „Familiärität“ auf idealere Motive zurückzuführen, als sein Amtsbruder, denn er bemerkt mit feiner Ironie:

„Es ist zu vermuten, daß auch der Hebelbub von dieser „verirrten Gewohnheit“ angesteckt war. Jedenfalls verraten seine späteren Gedichte eine „große Familiärität.“

Es darf also zu Gunsten unserer Vorfahren angenommen werden, daß es weniger der Hang war zu moralischer Ungebundenheit als vielmehr die übertriebene Angst vor steuerlicher Belastung, die einer Verlegung des Pfarrersitzes von Schoppsheim nach Hausen hindernd im Wege stand.

¹⁾ Preuschen war 1766 Diakon in Schoppsheim und Pfarrer in Hausen. Später wurde er Hofdiakon in Karlsruhe und hat sich auch hier väterlich um Hebel angenommen, als dieser das Karlsruher Gymnasium besuchte.

In der Zeit von 1740 bis 1856 haben folgende P f a r r e r in H a u s e n gewirkt, die ihren Wohnsitz in Schopfheim hatten: 1. Joh. Michael Hauber, gebürtig von Bchingen (1740), 2. Joh. Chr. Ernst Zandt (1742. Gest. 1748), 3. Jak. Christ. Friesenegger²⁾ von Pforzheim (1748), 4. Joh. Christ. Salzer von Müllheim (1761), 5. Aug. Gottlieb Preuschen von Diethard (1765), 6. Carl Friedr. Obermüller von Müllheim (1769), 7. Joh. Carl Hofmann von Karlsruhe (1783), 8. Jeremias Fr. Stahl von Müllheim (1792), 9. Seb. Engler von Bchingen (Hebels Jugendfreund) (1801), 10. Fr. Ludwig Raupp von Efringen (1806), 11. Chr. Roth von Hasel (1812), 12. Karl Ludwig Sonntag (er stand mit Hebel in Briefwechsel) von Bchingen (1819), 13. Martin Schmidt von Langenalb (1831), 14. Ludwig Berwig von der Pfarrei Wies (1835), 15. Joh. Daniel Seifen (1846).

P f a r r e r, die ihren Wohnsitz in Hausen hatten, haben folgende hier gewirkt: Wilh. Reimold (1857), Wilh. Höchstetter (1866), Julius Specht (1867), Nathanael Hager (1867), Albert Ahles³⁾ (1868 bis 1878), E. Fr. Stüßlin, Pfarrverweser (1878), Karl Lepper (vorher in Feldberg tätig) in Hausen Pfarrer von 1879 bis zu seinem Tod am 30. März 1890,⁴⁾ Fr. Holdermann, Pfarreiverweser vom 18. November 1890 bis 6. Januar 1892. Holdermann, der spätere Dekan von Rötteln, war bei der gesamten Ortsbevölkerung außerordentlich beliebt. Der Frauenverein machte ein Bittgesuch an die Großherzogin, es möge Holdermann unter die Bewerber bei der Wahl aufgenommen werden. Es kam der Bescheid, daß sieben Bewerber vorhanden seien, von denen Holdermann der Äinaste sei. Es gehe nicht an, die älteren zu übergehen. Es kam zur Ernennung eines Pfarrers, da die sämtlichen Wahlgänge insofern ergebnislos blieben, als die Kirchenbehörde den von der Gemeinde gewünschten Pfarrer nicht in Hausen belassen wollte. Als ernannter Ortspfarrer kam dann Otto Heinrich Werner (bis dahin Pfarrverwalter in Bchingen) nach Hausen. Von 1892 bis 1901 war er hier als Pfarrer tätig. (Er ist 1932 in Freiburg gestorben).

Nach Pfarrer Werner kam zunächst als Pfarrverwalter Herr Oskar Beurle hierher (18. Dez. 1901). Zum Pfarrer gewählt wurde er am

²⁾ Friesenegger kam von Hausen nach Hauingen und hat dort am 30. Juli 1759 Hebels Eltern getraut.

³⁾ Ahles war der erste von der Kirchengemeinde gewählte Ortspfarrer. Er wirkte vorher in Bühl und kam von Hausen nach Walterdingen.

⁴⁾ Pfarrer Lepper war besonders bei den Schülern, die vom ihm Religionsunterricht erhielten, sehr beliebt. Stundenlang wußte er durch seine Erzählungen das Interesse der Kinder zu fesseln. Die vier oberen Klassen sangen, wie dies damals allgemein üblich war, dem geliebten Pfarrer bei der Beerdigung. Allgemein war auch von den vielen Fremden, die zum Begräbnis erschienen waren, zu hören, so schön hätten sie noch selten singen gehört.

6. April 1902. Nach über 30jähriger Tätigkeit als Pfarrer des Hebeldorfes ist Herr Beutle auf 1. Juli 1933 in den Ruhestand getreten. Ihm folgte als Nachfolger am 16. November 1933 der heute hier wirkende Pfarrer Wilh. Fuchs, er kam von Niefen bei Pforzheim.

Vereinigte Kirchengemeinde Hausen-Raitbach

Die Frage einer Zusammenlegung der beiden kirchlichen Gemeinden Hausen und Raitbach hat über 100 Jahre eine Rolle gespielt und oft die Gemüter in beiden Orten ziemlich heftig erregt. Schon im Jahr 1804 machte Pfarrer Engler Vorschläge, die eine Zusammenlegung von Hausen und Raitbach bezweckten. Das Dekanat Schopfheim stand der Zusammenlegungsfrage recht wohlwollend gegenüber, sah sich aber genötigt, den Oberkirchenrat auch auf die Gegengründe hinzuweisen, die von Raitbach geltend gemacht wurden. Die Gemeinde Raitbach machte nämlich geltend,

„daß sie am liebsten mit Schopfheim verbunden bleiben möchte und durch die Zuteilung von Raitbach mit den dazu gehörigen Parzellen die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse der auch Schlechtbach und Kürnberg umfassenden Gesamtbürgermeisterei ganz zerklüftet würden, indem Schlechtbach jetzt schon in kirchlicher Beziehung der Pfarrei Gersbach zugeteilt ist und Kürnberg seiner Lage nach bei Schopfheim verbleiben müßte, während Raitbach mit Hausen verbunden würde...“

Das Dekanat kam selbst zu dem Schluß, daß es bei den gegebenen Verhältnissen das Beste sei, die Frage vorerst nicht weiter zu verfolgen. Es blieb somit, formell wenigstens, beim alten Zustand, aber in der Praxis hatten sich die Verhältnisse doch mehr den Bedürfnissen angepaßt. Als dann Fahrnau sich von Schopfheim trennte und selbständige Pfarrei wurde, war für Raitbach die Frage erneut aufgerollt, denn jetzt mußte gewählt werden zwischen Fahrnau und Hausen. Daß Raitbach nicht weiter bei Schopfheim bleiben konnte, nachdem das viel nähere Fahrnau eine eigene Pfarrei bekam, war klar. So wurde denn von Raitbach die Lösung in der Weise beschlossen, daß der Filialort Kürnberg, was ja der natürlichen Lage entspricht, sich Fahrnau, Raitbach aber an die Kirchengemeinde Hausen anschloß. Am 1. Januar 1911 wurde die Vereinigung vollzogen und seit dieser Zeit, also bereits ein Vierteljahrhundert, gibt es zwar politisch nach wie vor die beiden Nachbargemeinden Hausen und Raitbach, während es kirchenpolitisch nur noch die Gemeinde Hausen-Raitbach gibt. Die Stationsbezeichnung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat eigentlich auch schon die Linie der kirchenpolitischen Entwicklung angedeutet.

Die katholische Kirche

„Wo n i am Sunntig früeh in mine Gidante dohigang, —
's isch so lieb und heimlich gsi, und d'Sunne het gshiene
rechts und links an d'Dörfer und an die gwiisgete Chiltürn;
und die Chiltürn stöhn und bschauen enander vo witem
übers Weizefeld und über die duftige Matte,
und 's will kein der Usang mache: „Nochber, fang du a!
Bisch du nit der ältst und hesh die chräftigste Glocke?“
„'s het jo no nit niini gschlage,“ seit er zuem Nochber . . .“

Wer am Morgen eines schönen Frühlingssonntags über's „Sätteli“ dem „Chölschberg“ entlang geht und etwa unterhalb vom „Chessloch“ den Blick über die vor ihm ausgebreitete Landschaft gleiten läßt, wird unwillkürlich an die Einleitungsworte in Hebels „Hephata, tue dich auf!“ erinnert. Feierliche Ruhe liegt über dem Dorf, wenn hinter der Möhr die Sonne aufsteigt und die Wälder, Acker und Matten mit goldfunkelndem Frühlicht überstrahlt. Noch liegt das Tal im Schatten, aber der „Buhl“ auf dem Turm der katholischen und die Wetterfahne auf der evangelischen Kirche blitzen bereits im Sonnenlicht. Friedlich, wie zwei vertraute Kameraden, ragen die Kirchtürme empor und weisen durch das Blau unendlicher Fernen den Weg zum Himmel. Wie es in Hebels „Hephata, tue dich auf!“ heißt: „Nochber, fang du a!“ so scheinen die beiden Kirchtürme, wenn es Zeit wird zum Läuten, sich gegenseitig aufzumuntern, den Usang zu machen. Sinnbildlich wird so zum Ausdruck gebracht, daß Protestanten und Katholiken im Dorf schiedlich-friedlich nebeneinander und miteinander leben.

Konfessionelle Gegensätze stören also das Zusammenleben im Hebeldorf nicht, dagegen weisen die beiden Kirchen bedeutende, zum großen Teil zeitlich bedingte, Unterschiede auf. Um dies zu erklären, genügt der Hinweis, daß aus der evangelischen Kirche schon Jahrhunderte reden, während die katholische Kirche eine Schöpfung der Neuzeit ist; erst in mehreren Jahren kann sie das 50jährige Jubiläum feiern. Die Geschichte der evangelischen Kirche geht in das Dunkel der Vergangenheit zurück, die Geschichte der katholischen Kirche ist lückenlos in den Archivalien festgehalten, wie ja heute alle wichtigen Vorgänge gewissenhaft registriert werden.

Auffällig ist der Unterschied in der Größe der Kirchen, denn obwohl die evangelische Bevölkerung rund zwei Drittel der Gesamteinwohnerschaft umfaßt, die katholische ein Drittel, und obwohl zur evangelischen Kirchengemeinde auch noch das ganz evangelische Raitbach gehört, ist die katholische Kirche räumlich weit größer als die evangelische. Auch hierfür kann die Entstehungszeit angeführt werden. Die evangelische Kirche hielt nicht Schritt mit der Bevölkerungsvermehrung, sie suchte sich nachträglich anzupassen, während die katholische Kirche eine bedeutende Vermehrung ihrer Kirchenangehörigen von vornherein in Rechnung stellte. Da die kath. Kirche für 500 Besucher Platz bietet, wird sie allerdings noch auf lange Zeiten hinaus den Ansprüchen ge-

nügen können. Als isoliert im Bündtenfeld stehender mächtiger Bau fügte sich die kath. Kirche eigentlich erst so richtig in das Dorfbild ein, als das neue Schulhaus in ihrer Nachbarschaft entstanden und auch an der Hebel- und Bergwerkstraße weitere Wohnbauten erstellt waren. Ursprünglich war als Baugelände für die kath. Kirche der Platz bei der Wiesenbrücke vorgesehen, dort wo die Färberei Nesch errichtet war und jetzt die drei Wohnhäuser der Firma M. B. B. stehen; die Entscheidung fiel aber schließlich zu Gunsten des Platzes im Bündtenfeld aus.

Die Hausener kath. Kirche ist Filialkirche der Zeller Kirche. Sie ist dem heiligen Nährvater Joseph geweiht. Durch den Herrn Weihbischof Knecht wurde am 30. April 1892 die Grundsteinlegung vorgenommen. In seiner Ansprache an die große Menschenmenge, die sich aus dem Dorf und der Nachbarschaft eingefunden hatte, rühmte Weihbischof Knecht den Geist der Toleranz, der in Hausen das Zusammenleben der beiden Konfessionen auszeichne. Die Einweihung der Kirche erfolgte am 29. Juni 1895 wiederum durch Weihbischof Knecht. Die Bauleitung hatte Architekt Siegele, Schopfheim, der den Bau nach den Plänen des Erzb. Bauamtes in Freiburg ausführte. Die Baukosten beliefen sich auf 70 000 M., die durch den Bonifatiusverein und freiwillige Beiträge aufgebracht wurden. Das Eigentumsrecht hat, wie Dr. H u m p e r t in der „Geschichte der Stadt Zell“ feststellt, der Filialkirchen- und Baufond Hausen, auf dem auch die Baupflicht ruht.

Von den drei gestifteten Glocken mußten im Weltkrieg zwei abgeliefert werden für Kriegszwecke (1917). Sie wurden 1925 durch zwei neue Glocken ersetzt. Auf der neu angeschafften großen Glocke ist folgende Inschrift zu lesen:

„Die Opfer des Weltkrieges im Jahre 1917 konnten dank der Freigebigkeit der Pfarrkinder wieder gegossen werden im 4. Regierungsjahr des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Karl Friß, eines Sohnes der Pfarrei Zell i. W., von Benjamin Grüninger Söhne in Billingen 1924.

Hl. Joseph bitte für die heilige Kirche und unser armes Vaterland!“

Auf der Glocke ist auch das Bildnis des Hl. Joseph angebracht, während die neue kleine Glocke ein Marienbild trägt. Auf der kleinen Glocke ist zu lesen:

„Gegossen von Benjamin Grüninger Söhne in Billingen 1924.

Hl. Maria bitte für uns!“

Die Ruhestätten unserer Toten

„Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt.
Zuem stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottisfurcht!
I rot der, was i rote cha.
Sell Plätzli het e gheimi Tür,
und 's sinn no Sache ehne dra.“

Wenn am Hebelfest während und nach der Schülerbewirtung der leitende Lehrer den gesanglichen und deklamatorischen Teil des Programms zur Abwicklung bringt, erreicht die Feier als **V o l l s f e s t** ihren weihvollsten Höhepunkt. Was Hebel im Jahr 1802 einem schwäbischen Freund und Lehrer als Ziel seiner alemannischen Gedichte hinstellte, hier tritt der Erfolg eindrucksvoll in Erscheinung. Hebel schrieb damals seinem Freund **G r ä t e r** :

„Meine erste Absicht ist die, auf meine Landsleute zu wirken, ihre moralischen Gefühle anzuregen und ihren Sinn für die schöne Natur um sie her theils zu nähren und zu veredeln, theils auch zu wecken.“

In Gedanken wandern die zuhörenden Erwachsenen wieder zurück in ihre Kinderzeit, da sie selbst das Glück hatten, als Schüler am Hebelfest teilnehmen zu können. Doch manches andächtig lauschende alte Mütterlein hat mit der Vergangenheit abgeschlossen; es wendet sich vom Irdischen hinweg dem Himmlischen zu. Ihm wird es zum ergreifenden Erlebnis, wenn „**D e r W e g w e i s e r**“, der kaum einmal in der Vortragsfolge fehlt, vernehmbar wird, und wenn der kleine Vortragskünstler im quellreinen Heimatdialekt fragend, mahnend, warnend und verheißend die oben wiedergegebenen zwei letzten Verse dieses klassischen Gedichtes verkündet. Da huscht ein überirdisches Leuchten über das faltenreiche verwelkte Gesicht des alten Mütterleins und es verweilt in Gedanken auf dem stillen „**G o t t s a c h e r**“. Abseits vom lärmenden Verkehr, fern ab vom tönenden Leben, liegt er einsam im Gewann „**D e l l e**“. Mitten unter dem herrlichen Sonnenbogen von der „**Langesirist**“ und der „**Möhr**“ bis zum „**Ushölzli**“ und „**Berg**“ liegt der Friedhof. Das Hebeldorf Hausen hat seinen Toten eine Ruhestätte geschaffen, auf die Hebels Worte besonders gut passen:

„... der Himmel ist nirgends so blau, und die Luft nirgends so rein,
und alles so lieblich und so heimisch, als zwischen den Bergen von
Hausen ...“

Nicht immer war der „**Gottsacher**“ an seiner heutigen Stelle, immerhin ruhen hier bereits die Toten eines Vierteljahrhunderts. Bevor jedoch die Geschichte des heutigen Friedhofs eine ausführlichere Schilderung erfährt, wollen wir uns ein wenig in der Vergangenheit umsehen und nachforschen, wo früher die Toten unseres Dorfes ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Auch sie hatten nicht immer eine bleibende Stätte; die wachsende Bevölkerungszahl, die Vermehrung der Wohnstätten für die Lebenden und wohl auch die Erfordernisse der Gesundheitspflege machten wiederholt den „Umzug“ der Toten erforderlich. Auch wenn sie blieben, wurde ihr „Deckbett vo Sand und Ehies“ ausgeebnet und der „Gottsacher“ zum freien Platz oder zur öffentlichen Anlage umgestaltet.

Zur Zeit, da der Ort Hausen nur aus wenigen menschlichen Siedelungen bestanden hatte, wurden die Toten auf dem Friedhof des Gutes Ehner-Fahrnau beigesetzt. Den hier bestatteten Toten hat die Wiese (vermutlich am 19. September 1642) bei einem Hochwasser schändlich mitgespielt, denn ein großer Teil des Friedhofs wurde weggeschwemmt.¹⁾ Nach dem Schopfheimer Kirchenbuch ist der letzte Tote von Hausen, Jakob Urzet, am 16. Januar 1621 auf dem Friedhof Ehner-Fahrnau beerdigt worden. Es kann also angenommen werden, daß etwa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Hausen selbst der erste Friedhof angelegt wurde.

Wie damals allgemein und heute in reinen Bauerndörfern noch vielfach üblich, wurde der Friedhof beim Ortskirchlein angelegt. Dieses stand in Hausen im jetzigen Garten beim „Tiichwegli“; hier befand sich somit auch die erste Ruhestätte der Toten im Ort. Ein letzter sichtbarer Zeuge dafür, daß da der Friedhof lag und das Kirchlein stand, war die erst vor einigen Jahren abgebrochene und weggeräumte dicke Bruchsteinmauer am „Tiichwegli“ entlang. Vermutlich hat die Mauer auch Verteidigungszwecken gedient, denn in Kriegszeiten pflegten die Ortsbewohner, wenn die Gefahr feindlicher Ueberfälle bestand, in der Kirche Schutz zu suchen und sich hinter den Kirchhofmauern zu verteidigen.

Nachdem später an der Stelle der heutigen Dorfkirche eine kleine Kapelle erbaut wurde, die den kirchlichen Zwecken diente, fand auch die Verlegung des „Gottsachers“ hierher statt. Bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fanden nun die Gestorbenen des Dorfes hier auf dem Kirchenplatz in unmittelbarer Nähe des Hebelhauses und des heutigen Rathauses, das zu Hebels Jugendzeit als Schulhaus diente, ihre letzte Ruhestätte.²⁾

Auf diesem himmeligen Plätzchen beim Dorfkirchlein haben auch Hebels früh verstorbene Eltern sich zur ewigen Ruhe betten lassen und bei der Niederschrift so manches schwermütigen Verses seiner alemannischen Heimatgedichte dürfte der Dichter im Geist am Grabe seiner Eltern im Heimatdorf geweilt haben. Bei der Verlegung des Friedhofes ist es

¹⁾ Der nicht vom Hochwasser fortgespülte Teil des Friedhofs ist noch heute durch seine etwas erhöhte Lage erkennbar und heißt auch heute noch das „Gottsäckerli“.

²⁾ An den Friedhof auf dem Kirchenplatz, der nach Erstellung des Hebeldenkmals „Hebelgarten“ genannt wurde, erinnern heute noch einige an der Nordseite des Dorfkirchleins angebrachte künstlerisch zugehauene Sandsteinplatten mit den Namen der Toten und entsprechenden Inschriften.

versäumt worden, die Grabstätten der Eltern Hebels vielleicht durch eine einfache Einfassung oder einen bescheidenen Gedenkstein der Nachwelt kenntlich zu machen. Doch ihnen wurde ja eine Ehrung zuteil, wie Sterbliche sie sonst kaum finden können; die Stätte auf der sie von ihrem irdischen Tagewerk ausruhen, ziert das Denkmal mit dem Bildnis ihres Sohnes, des größten und gefeiertsten Heimatdichters der Alemannen. (Das Grab der Mutter unseres Dichters soll sich auf der Südseite des Kirchleins befunden haben.)

Im Jahr 1804 wollte die Gemeinde den „Gottsacher“ bei der Kirche vergrößern, da dies dringend nötig war. Bereits waren Verhandlungen zum Ankauf von angrenzendem Gelände im Gange, aber die höheren weltlichen und kirchlichen Behörden und wohl auch die örtliche Kirchenbehörde waren aus triftigen Gründen anderer Meinung. Sie hielten eine Vergrößerung der Kirche für unumgänglich nötig, wozu aber ein erheblicher Teil des Friedhofs benötigt wurde. Die weltliche Ortsbehörde wollte am alten überlieferten Brauch festhalten und den Kirchenplatz als Begräbnisstätte beibehalten, aber durch das Eisenwerk war die Bevölkerung angewachsen; außerdem verfolgten die höheren Behörden das Ziel, die Vogtei Raitbach kirchlich nach Hausen einzugemeinden. Solche Bestrebungen bestanden also schon im Jahr 1804.

Die Gemeinde drang mit ihrer Auffassung weder beim Rötteler Oberamt noch bei der Regierung in Karlsruhe durch. In einem *Karlsruher Hofratsprotokoll* des 2. Senats (datiert vom 30. Mai 1805) wird unter Bezugnahme auf einen Bericht vom Oberamt Rötteln u. a. angeordnet,

„daß die so höchst nötige und bereits durch die diesseitige Verfügung vom 4. August genehmigte Anlage eines neuen Begräbnisplatzes für die Gemeinde Hausen außerhalb dem Ort nunmehr unverzüglich und ohne auf die unstatthafter Einwendungen der Gemeinde weiter zu hören, bewerkstelliget . . . werden.“

Es wurde dann von der Regierung, wie aus diesem Hofratsprotokoll hervorgeht, weiter verfügt, daß der geeignet erscheinende Acker des Johannes Greiner (44 Ruten) um 115 Gulden, wie bereits „accordiert“, gekauft werden soll. Weiter sei um den Platz eine Mauer anzulegen, deren Kosten sich nach einem Ueberschlag des Werkmeisters Rebstock auf 177 Gulden, 30 Kreuzer belaufen würden. Kurzerhand ordnete die Regierung ferner an, daß die sämtlichen Kosten von der Hausener Gemeindefasse zu übernehmen seien, doch wurde der Vorbehalt gemacht, daß im Falle einer Angliederung der Vogtei Raitbach diese die Kosten anteilmäßig mitübernehmen soll.

Nach den Weisungen der Karlsruher Regierung mußte also die Gemeinde im „Bündtenfeld“ von Johannes Greiner einen Acker kaufen zum schon erwähnten Preis von 115 Gulden. Hier kam nun der neue Friedhof hin; die vorgesehene Mauer um den Platz wurde, wohl aus

Sparfamkeitsgründen, sozusagen in Etappen ausgeführt. Den ersten Teil der Mauer machte der Maurer Sebastian Wä h r e r zum Preis von 47 Gulden.³⁾

Schon im Jahre 1840 erwies sich auch der neue Friedhof als zu klein und mußte erweitert werden. Hierzu wurde die angrenzende „B ü n d t e“ des Bartlin D o s t benötigt, der seinen Acker gegen einen andern vom gleichen Maß hergab. Der Friedhof wurde vergrößert, gleichzeitig ließ die Gemeinde durch Maurer S c h a u b h u t, Langenau, eine Kapelle erbauen und die Friedhofsmauer ergänzen. Schaubhut übernahm diese Arbeiten zum Preis von 732 Gulden.

Ueber 100 Jahre wurden die Toten unseres Dorfes auf diesem Friedhof beigesetzt. Die Bevölkerung wuchs jedoch immer mehr an. Wohl war das Eisenwerk eingegangen, dafür aber hatte die T e x t i l i n d u s t r i e ihren Einzug gehalten und eine starke Vermehrung der Bevölkerungszahl bewirkt. In unmittelbarer Nähe des alten Friedhofs erstand auch das n e u e S c h u l h a u s und das Friedhofsproblem wurde erneut durch die Verhältnisse aufgerollt. Eine neue Ruhestätte für die Verstorbenen war ausfindig zu machen und nach gründlichen Ueberprüfungen aller Fragen fiel die Wahl auf den jetzigen Platz im Gewann „Delle“, südlich des Dorfes und in einer Gegend, wo wohl in absehbarer Zeit eine Ueberbauung des anstoßenden Geländes nicht anzunehmen ist.

Um den Platz in seine heutige leichte Schräglage zu bringen, waren ziemlich umfangreiche Erdbewegungen erforderlich. Planung und Fertigstellung des neuen Friedhofs wurde dem Gemeinderat Jakob Friedrich F r i t z (seiner Körpergröße wegen „der groß Wiesefritz“ genannt) übertragen. Fritz genoß als Flußbau- und Tiefbauunternehmer in der ganzen Gegend einen sehr guten Ruf. Er und so mancher seiner Mitarbeiter am neuen Friedhof ruhen nun längst schon auf der von ihnen selbst hergerichteten Ruhestätte aus, nachdem eine höhere Macht ihnen Feierabend geboten hat. Die Einfassungsmauer um den jetzigen Friedhof, ebenso der beim Eingang zum „Gottsacker“ stehende H e b e l b r u n n e n sind von Maurermeister M a i e r, Zell i. B., erstellt worden.

In erhebenden Feiern wurde am 25. Mai 1911 vom alten Friedhof⁴⁾ Abschied genommen und anschließend ebenso erhebend und feierlich der neue Friedhof eingesegnet. Tiefempfundene Predigten hielt dabei Herr Pfarrer B e u r l e vor der zahlreichen Gemeinde beider Konfessionen. Eine stimmungsvolle Umrahmung fanden die Feiern noch besonders durch die Mit-

³⁾ Auch der Friedhof bei der Kirche war mit einer Mauer umgeben. Sie ist im Jahr 1855 abgetragen worden; zur gleichen Zeit ist der um die Kirche liegende alte Friedhof dann ausgiebnet worden.

⁴⁾ Im Einverständnis mit den Angehörigen der auf dem alten Friedhof bestatteten Toten wurde dieser in eine schöne Anlage umgewandelt, die heute der Hebelstraße eine besondere Note gibt und sich recht vorteilhaft in den Rahmen der Landschaft beim Schulhaus einfügt.

wirkung des Gesangsvereins, der mehrere der weisevollen Stunde angepaßte Chöre zum Vortrag brachte. Als erster Toter wurde der Kaufmann Emil K i e f e r, dessen junges Leben ein Schlaganfall zum Abschluß brachte, auf dem neuen Friedhof beigesetzt. Er war ein gebürtiger Alzenbacher.

Seit 25 Jahren ist nun auf der „Delle“ die Ruhestätte unserer Toten. Das erkaltete, bleiche Gesicht der aufgehenden Sonne im Osten zugewandt, harren sie der Stunde der Auferstehung. Wir aber sagen gefaßt mit unserem Hebel:

„He nu, es goht is alle so. Der Schloß
zwingt jeden uf em Weg, und ob er gar
in d'Heimet dure chunnt; doch wer emol
sii Bett im Chilchhof het, gottlob, er isch
zuem lehtemol donieden übernacht;
Und wenn es taget, und mer wache uf
und chönne nuse, hemmer nümme wit,
e Stiindli öbbe, oder nit emol —.“

(Aus: „Der Wächter in der Mitternacht“.)

Die Schule

„Her Schuelmeister, o Mond, mit diner wulkige Stirne,
mit dim glehrte Gesicht, und mit dim Pflaster am Bache,
folge der dini Chinder, und chönne sie d'Sprüchli und d'Psalme?
Blib mer nit z'lang stoh by sellem gattige Sternli.“

Im Zwiegespräch zwischen Fritz und Heiner läßt Hebel in seinem Gedicht „Die Feldhüter“ den Mond als „Her Schuelmeister“ anreden. Vermutlich haben hier Erinnerungen dichterische Verarbeitung gefunden, Erinnerungen an die Jugendtage, da Hebel in Hausen, Basel und Schopfheim zur Schule ging. Sehr wahrscheinlich hat Hebel die „wulkige Stirne“ und das „glehrte Gesicht“ mit dem „Pflaster am Bache“ irgendwo bei einem irdischen „Schuelmeister“ beobachtet, bevor er diese Erkennungsmerkmale dem Mond angedichtet hat.

Durch welchen Schulmeister Hebel in seinem Heimatdorf unterrichtet wurde, ist bekannt, daß dieser Andreas Bret her hieß, hat sich überall herumgesprochen, dagegen ist weniger bekannt, wo sich die „Lehrsäle“ befunden haben, in denen den Kindern Schulunterricht gegeben wurde. Es hat nämlich auf schulischem Gebiet sehr viel länger gedauert, bis geregelte Verhältnisse geschaffen waren, als auf dem kirchlichen. In der bekannten Heimatzeitschrift, „Das Markgräflerland“, sind hierüber schon manche recht aufschlußreiche Abhandlungen erschienen. Auch das „Feldbergs Töchterlein“ (Nr. 40 vom 26. Nov. 1933) hat einen von Rudolf G m e l i n verfaßten und im Wieser Gemeindeblatt „Ilese Haimetschi“ erschienenen Aufsatz „Aus der Schulgeschichte des Kleinen Wiesentals“ abgedruckt, der über die Schulverhältnisse in früherer Zeit interessante Angaben enthält.

Nach Omelins Angaben gab es z. B. im Jahr 1503 in den zwei Grafschaften Rötteln und Sausenburg 40 Pfarreien, aber nur 10 Schulen. In den folgenden 10 Jahren kamen dann noch weitere 6 Schulen dazu. Eine allgemeine Schulpflicht gab es noch nicht; in der Regel schickten nur die besser bemittelten Ortsbewohner ihre Kinder zur Schule. In Orten, an denen ein Pfarrer den Wohnsitz hatte, wurde der Schulunterricht vom Diakon (Vikar) gegeben. In Orten, die kirchlich von auswärts betreut wurden, übten Bürger die Lehrtätigkeit aus, die im Lesen und Schreiben einigermaßen bewandert waren. Doch mußten diese Schulmeister ihren Haupterwerb in handwerklicher oder sonstiger geschäftlicher Tätigkeit suchen, denn für ihre Lehrtätigkeit an der Schule erhielten sie nur geringe Vergütungen, die meistens in Naturalien erfolgte.

Derart primitive Schulverhältnisse bestanden lange Zeiten hindurch auch in Hausen. Von wann ab sie datierten, ist nicht nachweisbar, daß eine Schule bestanden hat, darüber liegen zuverlässige Meldungen vor seit 1680.¹⁾ In diesem Jahr, also 1680, hieß der Schulmeister Hans Bröderlin. Er war gleichzeitig auch Gerichtschreiber (Ratschreiber) und „Marktrichter“. Da der Schulmeister zu jener Zeit in der Regel auch noch den Dienst als Sigrift zu versehen hatte, handelte es sich bei Bröderlin ohne Zweifel um eine recht vielseitige Persönlichkeit.

Von besonderen Schulhäusern war lange Zeiten hindurch auch keine Rede, der Schulmeister unterrichtete die Kinder in seinem Haus, wenn er einen geeigneten Raum hatte, oder die Gemeinde mietete in irgend einem andern Privathaus für bescheidenen Mietzins eine größere Stube, wo dann der Schulunterricht gegeben wurde. Wie wenig Neigung die Gemeinden verspürten, für die Schule öffentliche Mittel aufzuwenden, geht drastisch daraus hervor, daß die Kinder im Winter das Holz zum Heizen der Schulstube mitbringen mußten. Bis 1751 war diese Art Beschaffung des Heizmaterials in Übung, dann kam eine amtliche Verordnung heraus, wonach die Gemeinden das nötige Brennholz für die Schule zu stellen hätten, da den ärmeren Leuten die Mitgabe des Holzes schwer falle und sie ihre Kinder daher von der Schule fernhielten. Besondere Beachtung scheint aber die amtliche Verordnung nicht gefunden zu haben, denn noch lange blieb die alte Übung aufrechterhalten und erst vor etwa 100 Jahren hörte das Mitbringen des Brennholzes zur Heizung der Schulstube durch die Schüler auf.

Was den Lehrplan der Schule betrifft, so war natürlich auch dieser ebenso primitiv wie die allgemeinen Schulverhältnisse; Lesen und Schreiben und Religionsunterricht (Christenlehre und Kinderlehre) waren die Hauptfächer. Um das Jahr 1740 herum kam das Rechnen hinzu und zu Hebels Zeit, im Jahr 1767, wurde für begabtere Schüler noch Geometrie in den Lehrplan aufgenommen (es wird darauf noch näher eingegangen). In den

¹⁾ Die allgemeine Schulpflicht für Kinder vom 6. Lebensjahr ab wurde im Jahr 1751 vom Markgrafen K. Friedrich eingeführt, sie bestand somit schon zu Hebels Zeit.

40er Jahren des 18. Jahrhunderts erhielten die Schüler (Knaben und Mädchen) ferner Handarbeitsunterricht im Stricken, die Mädchen außerdem im Spinnen und Nähen. (Spinnproben, die einem Visitationsprotokoll beigelegt waren, sind noch vorhanden.)

In diesem Zusammenhang möge die Tatsache Erwähnung finden, daß zu Hebels Kinderzeit der damals für Hausen zuständige Pfarrer Obermüller²⁾ die Eltern der Schüler einteilte in solche die ihre Kinder schlecht und in solche, die sie gut erzogen haben. Bei den ersteren waren zwei Namen angeführt; als Eltern, bei denen gute Kindererziehung bestätigt wurde, sind folgende genannt:

1. Jakob Maurer, Vogt.
2. Hans und Stephan Roths auf dem Bergwerk.
3. Joh. Jakob Hunsinger
4. Jakob Urzet.
5. Ursula Hebelin, Wittib.

Pfarrer Obermüllers „Leumundszeugnis“ ist datiert vom 12. April 1771. Hebel stand somit kurz vor der Vollendung des 11. Lebensjahres, als der Pfarrer seiner Mutter bestätigte, daß sie ihren Sohn gut erziehe. Mit Hebel besuchten noch rund 60 Schüler des Dorfes die Schule. Das Schulgeld für einen Schüler betrug 48 Kreuzer im Jahr. Durch Pfarrer Preußchen, den späteren Hofdiakonus und Gönner Hebels, wurde während Hebels Jugendzeit in Hausen eine kleine örtliche Leihbibliothek gegründet, deren Grundstock 34, teils geschenkte, teils gekaufte Bücher bildeten.

Schulstuben und Schulhäuser

Bis zum Jahr 1773 gab es in Hausen kein besonderes Schulhaus. Wie schon angeführt, unterrichtete der Schulmeister entweder in seinem Haus, oder in einer von der Gemeinde gemieteten Schulstube. Nach den Ausweisen der Gemeinderrechnungen von 1760 bis 1771 befand sich zum Beispiel in dieser Zeit die Schulstube im Haus Hebelstraße 20 und 22, zeitweise auch im Gebäude der heutigen Gaststätte zum „Adler“, dann im Haus des Sebastian Währe r und in einem dem Weidgesellen Hans Berg Greiner gehörenden Haus auf der „Mure“, das neben dem Haus Nr. 17, Bergwerkstraße, gestanden hatte. In einem Teil dieser Schulstuben hat Hebel in seinem Heimatdorf den ersten Schulunterricht erhalten.

Das erste Schulhaus der Gemeinde Hausen ist im Jahr 1773 fertiggestellt worden; die Vorgeschichte geht bis auf 1771 zurück. In der Gemeinderrechnung von 1773 wird berichtet:

„Ein neues Schulhaus wurde auf gnädigsten herrschaftl. Befehl und einem daselbst erlassenen hochfürstl. Rescripto do dato 25. Juni 1773 erbaut.“

²⁾ Zu Obermüller kam Hebel in Rost, als er in Schopfheim zur Lateinschule ging.

Dieses erste Schulhaus ist später zum heutigen Rathaus umgebaut worden. Ein altes baufälliges Haus hatte hier gestanden. Es wurde von der Gemeinde gekauft und niedergerissen. Gleichzeitig wurden als Baugelände für das neue Schulhaus auch die angrenzenden Grundstücke käuflich erworben. Zu den Baukosten für das neue Schulhaus leistete auch die Faktorei des markgräflichen Eisenwerks in Hausen einen größeren Beitrag; ein Teil der Kosten wurde durch die Schulkollekte bestritten, während der übrige Teil von der Gemeinde getragen werden mußte.

Hatte nun die Schulhausfrage zunächst eine recht ideale Lösung gefunden, so war diese Lösung eben doch erfolgt, ohne die notwendige Voraussicht, daß die Bevölkerungszahl weiter anwachsen werde. Es stellte sich denn bald heraus, daß in dem Schulhaus die Räume zu klein wurden, um die schulpflichtigen Kinder alle aufnehmen zu können. Im Jahr 1770 zählte das Dorf Hausen erst 377 Einwohner, aber im Jahr 1832 war die Einwohnerzahl bereits auf 603 angewachsen. Dementsprechend war auch die Schülerzahl größer geworden. Immer brennender wurde damit auch die Schulhausfrage wieder. Die Gemeinde stand vor der Wahl, entweder das alte Schulhaus ganz wesentlich zu erweitern, oder ein neues Schulhaus zu errichten. Die Gemeindeverwaltung entschloß sich, einen Neubau ausführen zu lassen. Sie kaufte im März 1846 von den Erben des Joh. Bg. Fr i k ein Grundstück (Haus, Scheuer, Stallung, Kraut- und Grasgarten) für 500 Gulden. Der Abbruch der alten Gebäulichkeiten wurde den Bürgern Christian G r a u e r und „Konforten“ übertragen. Den Plan für das neue Schulhaus fertigte Zimmermeister K l a i l e an, wofür er eine Vergütung erhielt von 3 Gulden.

Die Bauarbeiten wurden dann im Submissionsverfahren vergeben, wobei der Maurer Thadäus K e l l e r den Zuschlag erhielt, dessen Angebot sich auf 6699 Gulden belief. Die staatliche Aufsichtsbehörde genehmigte der Gemeinde Hausen eine Kapitalaufnahme von 6000 Gulden, die zur Finanzierung des neuen Schulhausbaues bestimmt war. Die Bauarbeiten, mit denen im Jahr 1847 begonnen wurde, scheinen zum Teil recht mangelhaft ausgeführt worden zu sein, denn schon im Jahr 1854 wurden umfangreiche Instandsetzungsarbeiten nötig, weil sich im Mauerwerk große Risse zeigten und auch sonst noch viele Baumängel sichtbar wurden. Die hinter dem Haus befindliche Schulscheuer ist erst im Jahr 1880 erbaut worden.

Nach der Vollendung eines neuen Schulhauses im Unterdorf und nach dem Umbau des alten zum Rathaus, meinte ein älterer Ortsbewohner zu seinen jüngeren Mitbürgern: „Wir haben jetzt alles für euch getan, ihr Jungen braucht nun nichts mehr zu bauen.“ Diese Meinung des älteren Bürgers stellte sich bald als irrig heraus. Wohl diente das neue Schulhaus, in dem sich zwei Schulsäle und Lehrerwohnungen befanden, rund 60 Jahre seinem Zweck, aber die Klagen über Raumangel wurden schon lange vor Ablauf dieser Zeit vernehmbar. Ein Hinweis auf die gestiegene Einwohnerzahl macht diese Klagen verständlich. Bekanntlich zählte unser Dorf im

Jahre 1832 etwa 600 Einwohner, bis 1890 aber war die Zahl auf 1170 gestiegen. Dementsprechend war auch die Schülerzahl wieder gewachsen; sie betrug 180. In zwei Schulsälen wurden sie von zwei Lehrkräften unterrichtet, nicht weniger als 90 Schüler entfielen somit auf eine Lehrkraft.

Als Ideal konnten unsere örtlichen Schulverhältnisse um das Jahr 1890 herum gewiß nicht bezeichnet werden. Wenn es trotzdem gelungen ist, den allgemeinen Lehrplan der Volksschule einzuhalten, so zeugt dies jedenfalls von einem gesunden Schülerbestand, vor allem aber von der *Tüchtigkeit* der Lehrer. Unter diesen gab es manche, die zweifellos über den Durchschnitt der Volksschullehrkräfte hinausragten. Ihnen verdankt es mancher ehemalige Hausener Volksschüler, wenn er draußen in der Fremde sein gutes Fortkommen gefunden hat. So wie *Hebel* ehrend seines Hausener Lehrers, *Andreas Grether*, gedachte, so gedenken manche seiner Landsleute, die nach ihm die heimatlliche Volksschule besuchten, ehrend und dankbar ihrer ehemaligen Lehrer.

Räumlich konnte das zweite Schulhaus schon anfangs der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht mehr genügen, doch mußte man sich mit dem bestehenden Zustand noch bis zum Ende des ersten Jahrzehnts im 20. Jahrhundert abfinden. Erst im Jahre 1908 kam es zur Erstellung des heutigen Schulhauses, das den modernen Anforderungen besser entspricht. Es enthält vier Schulsäle und ist bautechnisch so gehalten, daß eine Erweiterung leicht bewerkstelligt werden kann. Der Kostenaufwand für dieses moderne Volksschulhaus betrug 60 000 Mark. Der Gesamtplan ist von Architekt *Wenner*, Bezirksbaukontrollleur, entworfen worden, Wenner war auch die Bauleitung übertragen.

Mit einem recht feierlichen Weiheakt wurde das neue Schulhaus am 20. Dezember 1908 seiner Zweckbestimmung übergeben. Sämtliche Schüler beteiligten sich an dem Einweihungsakt, bei dem auch die *Musik* und der *Gesangverein* mitwirkten. Anwesend waren ferner der evangelische, der katholische und der altkatholische *Pfarrer*; weiter Oberamtmann Dr. *Guth-Bender* und Kreis Schulrat *Glöckler*. Der damals bereits 87 Jahre alte Bürgermeister *Roths* hielt eine Begrüßungsansprache, die sowohl durch ihren Inhalt, wie durch die geistige Lebendigkeit, mit der sie der Siebenundachtzigjährige frei vortrug, auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Architekt *Wenner* übergab dem Bürgermeister dann feierlich die Schlüssel des neuen Schulhauses, die von Hauptlehrer *Bernhard* mit einer markigen Ansprache in treue Obhut genommen wurden. Die Festrede hielt sodann Kreis Schulrat *Glöckler*; auch der Oberamtmann hielt eine Ansprache, während Fabrikant *Fritz Behringer* ein Gedicht vortrug, das er kundig dem Charakter der Feier anzupassen wußte. Umrahmt war die Feier von Liedervorträgen des Schülerchors und des Gesangvereins und von Musikvorträgen. Eine Festfeier in der *Linde* schloß sich dem Einweihungsakt an.

Hebels Lehrer, Andreas Grether

In der langen Reihe der Lehrkräfte, die in den Schulstuben und Schulhäusern des Hebelndorfes wirkten, nimmt Andreas Grether einen besonderen Platz ein. Seine Sonderstellung verdankt Grether dem Umstand, daß er den jungen Hanspeter Hebel, den späteren großen alemannischen Heimatdichter, zu seinen Schülern zählen durfte. Grethers Sonderstellung hat somit geschichtlichen Ursprung. Daß er als Lehrkraft eine überragende Persönlichkeit gewesen wäre, ist nicht anzunehmen, daß er aber ein willensstarker, frommer und lerneifriger Charaktermensch und ein autoritärer Schulmeister war, dafür liegen mancherlei Beweise vor. Grether scheint in der Schule ein ziemlich strenges Regiment geführt und die Schüler in guter Zucht gehalten zu haben. In einem Brief an Sophie Hauke, in dem Hebel erwähnt, daß er mit der Abfassung der Biblischen Geschichten beschäftigt sei, betont Hebel, dabei „habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Grether in Hausen und mich und meine Mitschüler unter dem Schatten seines Stabes gedacht.“ Hebel bescheinigt hier seinem Lehrer Grether, daß er ein frommer und strenger Herr war. Als sich aber die Legende bildete, Grether sei gewissermaßen ein Prügelpädagoge gewesen, und als solche Andeutungen ihren Weg sogar in den „Rheinischen Hausfreund“ gefunden hatten, ist Hebel dieser Legende wirksam entgegengetreten. In der Erzählung „Eine Gerechtigkeit“ schrieb er:

„Wie man zum Kaffee Zichorie tut, also kam es ihm (dem kleinen Hanspeter [D. B.]) darauf an, wenn er vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzutun — aber niemals unverdiente.“

Andreas Grether war demnach zwar ein strenger, aber auch ein gerechter Jugenderzieher. Hebel bestätigt es ihm. Nochmals mögen hier auch jene aus dankbarem Herzen kommenden Lobworte wiedergegeben sein, die Hebel im Alter einem seiner ehemaligen Schüler schrieb, als dieser ihm eine selbstangefertigte Zeichnung zum Geschenk machte, die Hebels Elternhaus und das damalige Schulhaus (heutiges Rathaus) enthielt. Dem Zeichner und Spender schrieb bekanntlich Hebel:

„Beide Stätten sind mir heilig, wo zwei Menschen wohnten, meine Mutter und mein Schulmeister Andreas Grether, die so vieles an mir taten, denen ich so vieles verdanke.“

Einem Prügelpädagogen hätte Hebel bestimmt kein so ehrendes Zeugnis ausgestellt. Eine gewisse Stütze konnte die Legende vom prügelnden Schulmeister allerdings finden in den — Prüfungsberichten. In diesen Berichten über die Prüfungen, oder, wie es in der damals von Fremdworten nur so wimmelnden Amtssprache hieß, „Visitationen“, wurde Grether jeweils bezeugt, daß er ein frommer Mann sei, der die Kinder zur Frömmigkeit erziehe; auch verstehe es Grether, in der Schule eine bewundernswerte Stille

einzuführen. Daß Spaßvögel hier dankbaren Stoff für Witze fanden, ist erklärlich; vom Scherz bis zur böswilligen Nachrede ist aber oft nur ein kleiner Schritt. Um so menschlich reiner und schöner wirkt Hebels Ehren-erklärung für seinen ehemaligen Lehrer.

Daß Andreas Grether aber auch eine durchaus tüchtige Lehrkraft war, geht aus der langen Dienstzeit hervor. 26jährig hat er im Jahr 1754 das Amt als Schulmeister in Hausen übernommen. Bis 1787 hat er es allein verwaltet. In diesem Jahr wurde ihm sein Sohn, Joh. Gg. Grether³⁾ als Hilfskraft zugeteilt, da Grether alt und kränklich wurde und an zunehmender Schwerhörigkeit litt. Trotzdem blieb Andreas Grether bis zu seinem Tod (1801) im Schuldienst tätig; einen unfähigen Schulmeister würde die Aufsichtsbehörde kaum so lange im Amt belassen haben.

Daß Andreas Grether sich nicht scheute, auch an seiner eigenen Weiterbildung zu arbeiten, wenn der Lehrplan durch Einführung neuer Unterrichtsfächer erweitert wurde, hat er bewiesen, als für die begabteren Schüler Geometrie in den Lehrplan aufgenommen wurde. Witzereißer und allenfalls Sechstklässler, die in Geometrie kaum die Note „Sehr gut“ erhalten würden, mögen darüber spötteln, daß Andreas Grether, Hebels Lehrer, in der Geometrie erst selbst noch Unterricht nehmen mußte, verständige Menschen aber werden den Verneiner des damals schon fast 40jährigen Schulmeisters Grether als Beweis dafür ansehen, daß dieser gute Charaktereigenschaften hatte und ein Vorbild für seine Schüler war. Grether nahm mit andern lernwilligen Kollegen beim Lehrer Zilly in Schopfheim besondere Stunden im Rechnen und in der Geometrie. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Lehrkräfte der Volksschule damals recht geringe Bezahlung erhielten, vielfach bestand noch die Sitte des „Urmessens“, d. h. der Lehrer wurde abwechselnd von der Bürgerschaft verköstigt. Gerechtfertigte Menschen werden daher vor Andreas Grethers Verneiner großen Respekt empfinden.

Hebels heimatlicher Lehrer war kein geborener Hausener, sondern ein *F a h r n a u e r*. Er wurde als Sohn des Rotgerbers Johann Grether am 30. Dezember 1728 in *F a h r n a u* geboren. Seine Ernennung zum Schulmeister in Hausen erfolgte am 1. März 1754. Gestorben ist Andreas Grether am 25. Juni 1801.

Sonstige Schulmeister

In früherer Zeit sind die Lehrkräfte an der Volksschule im heimatlichen Sprachgebrauch als Schulmeister bezeichnet worden. Auch Hebel spricht oft vom Schulmeister. Es handelte sich keineswegs etwa um einen Spottnamen, der auf mangelnden Respekt vor der Lehrperson schließen ließ, mit

³⁾ Joh. Gg. Grether war vorher zwei Jahre in Glashütten bei Basel als Schulmeister tätig.

Schulmeister war vielmehr durchaus zutreffend die Rolle aufgezeigt, die eine Lehrkraft zu spielen hatte, so lange sie den Schuldienst nur nebenamtlich versah, den Haupterwerb aber außerhalb des Schuldienstes als Handwerksmeister, Gemeindeangestellter usw. suchen mußte. Die zeitgeschichtliche Grenzlinie zwischen Schulmeistern und Lehrern ist somit unschwer zu finden. Von Lehrern sprechen wir von der Zeit ab, da sie hauptberuflich die Lehrtätigkeit ausübten, mithin auch in sozialer und kultureller Hinsicht als besonderer Stand sich in den Gesellschaftsorganismus einfügten. In diesem Sinn wolle der Leser also die Unterscheidung zwischen Schulmeistern und Lehrern auffassen.

Als ersten Schulmeister in Hausen haben die Leser bereits Hans Brücklin kennen gelernt, der gleichzeitig auch Gerichtschreiber und Markrichter war. Als Schulmeister war er vermutlich tätig von 1680 bis 1700. Nach ihm wird ein gewisser Dittl erwähnt, der von 1716 bis 1717 den Dienst als Schulmeister versah. Ihm folgte Hans Jerg Greiner (1717/21). (Die in Klammern angeführten Jahreszahlen bezeichnen die Zeit der Wirksamkeit der Schulmeister, wobei jedoch nicht in jedem Fall für volle Richtigkeit Gewähr geleistet werden kann.) Hans Jerg Greiner folgte Anthony Sicc (1721/45). Sicc war vorher Vogt und las als solcher in der Kirche das gemeine Gebet. Sein Sohn war in Raibach Schulmeister. Nach Sicc wird in Hausen Andreas Dämle genannt, (1745/48), der hauptberuflich Schreiner war. Zeitweise scheint der Schulbetrieb unterbrochen gewesen zu sein, so z. B. vom 23. Juli 1748 bis 23. Januar 1749.

Der Schulmeisterposten in Hausen war offenbar nicht immer ein sehr begehrter, wenigstens wird von einem Schulmeister Baumeister berichtet, der Rötteln unterstand, daß er „seiner ohngeziemenden und impertinenten Aufführung halber“ nach Hausen berufen worden sei. Es handelte sich demnach um eine regelrechte Strafversetzung, woraus der Schluß gezogen werden darf, daß die Aussicht, Schulmeister in Hausen zu werden, damals nicht gerade verlockend wirkte. Baumeister hat übrigens den angewiesenen Schuldienst in Hausen gar nicht angetreten. Ein Schuhmacher, Sebastian Währler, wurde Schulmeister (1749/51). Ihm folgte Hans Michael Siegrist, Sohn des Adlerwirts Siegrist, der auch Gerichtschreiber war (1751/54). Nach Siegrist übernahm dann Andreas Grether den Posten. Grethers Rolle als Lehrer Hebels, und als Mensch und Pädagoge ist bereits an anderer Stelle gewürdigt worden. Fast ein halbes Jahrhundert, von 1754 bis 1801, erteilte Andreas Grether den Schulunterricht. Ihm folgte sein Sohn Johann Georg Grether, der seinem Vater schon vom Jahr 1787 ab im Schuldienst Beistand leistete und dann 1801 endgültig das Schulmeisteramt übernahm, das er bis 1833 ausübte. 1837 ist Joh. Gg. Grether im 73. Lebensjahr gestorben. Annähernd 80 Jahre hindurch haben er und sein Vater, Hebels Lehrer, den Kindern unseres Dorfes den Schulunterricht erteilt. In Hebels Lehrer und seinem Sohn ehren wir also

zwei um das Hausener Schulwesen recht verdiente Persönlichkeiten. Brether Joh. Bg. hat auch das Amt eines Markrichters versehen, von ihm angefertigte handschriftliche Urkunden sind erhalten. Mit dem jüngeren Brether kann die Liste der Schulmeister als abgeschlossen gelten. Es folgen nunmehr

die Lehrer

Als erster nach den Schulmeistern sei Karl Kaps genannt. Er ist sehr früh gestorben und konnte sein Amt als Lehrer nur zwei Jahre von 1833 bis 1835, ausüben. Trotzdem ist Kaps als besonders verdienstvoller Lehrer zu erwähnen. Er war es nämlich, der an unserer Volksschule den mehrstimmigen Gesang zur Einführung brachte. So wurde der Lehrer Kaps mittelbar auch ein Vorkämpfer der Gesangsvereinsbewegung. Wenn der Gesangsverein Hausen im Jahre 1945 sein 100jähriges Jubiläum feiert, wird wahrscheinlich des Lehrers Kaps wiederum so ehrend gedacht werden, wie es im Festbuch zum 50jährigen Jubiläum (1895) geschehen ist. In diesem Festbuch ist u. a. darauf hingewiesen, daß der verdienstvolle Mitbegründer des Vereins, Bürgermeister Roths, bei Kaps in die Schule gegangen war. Roths war ein stimmbegabter Sänger und als sein Lehrer gestorben war, übte er die in der Schule gelernten mehrstimmigen Lieder aus dem Gedächtnis weiter ein. Wo Hebels Geist herrscht, da singt man frohe Lieder und in Hebels Heimatdorf leben recht sangesfrohe Menschen. So war es früher, und so wird es bleiben. Wie empfänglich unsere dörflichen Vorfahren für den mehrstimmigen Gesang waren, geht wohl am eindrucksvollsten daraus hervor, daß sich vor dem Schulhaus oft Ansammlungen von Erwachsenen bildeten, wenn der Lehrer Kaps mit den Schülern den mehrstimmigen Gesang übte. Andächtig lauschten die erwachsenen Zuhörer.

Auf Kaps folgte Lehrer Erdmann (1835/37). Dann versah Räuber, Fahrnau, aushilfsweise einige Zeit den Schuldienst in Hausen. Von 1837 bis 1850 übte Wollenbär von Lahr, dann von 1850 bis 1856 Dießlin an der hiesigen Volksschule die Lehrtätigkeit aus. Dießlin folgte Schneckenburger, von dem die alten Leute oft erzählten, er sei ein guter Musiker und Gesangslehrer gewesen. Schneckenburger unterrichtete hier von 1857 bis 1870. Nach ihm waren hier als Lehrer tätig: Krauß (1870/71), Schincke (1871/73), Hollach (1873), Finter (1873/76), Blau (1876/77), Ledebusch (1877). Bei den kurzfristig tätigen Lehrkräften handelte es sich in der Regel um Schulverwalter.

In guter Erinnerung steht den älteren Hausenern noch der Hauptlehrer Baier (1877/86). Als Schulverwalter war dann hier G. Seith (1886/87). Seith, der Vater des bekannten Heimatforschers und Fortbildungsschulhauptlehrers Seith in Schopfheim, kam von Hausen als Hauptlehrer nach Langensee im kleinen Wiesental. Sein Nachfolger in Hausen war der in Glashütten bei Hasel geborene Georg Greiner (1887/93). Greiner wurde von Hausen nach Tumringen versetzt, wo er 1913 gestorben ist. Nach Hausen kam für

ihn Wilhelm Bernhard als Hauptlehrer, der nun 27 Jahre, von 1893 bis 1920, die leitende Persönlichkeit der hiesigen Volksschule war. Bernhard war ursprünglich von robuster Gesundheit, aber Volksschulen mit hohen Kinderzahlen und einem Schülermaterial, das den verschiedensten sozialen Schichten entstammt, stellen zweifellos an die Lehrkräfte und Erzieher besonders hohe Anforderungen in körperlicher wie geistiger Beziehung. Der aufreibende Schuldienst warf denn auch den strengen und tüchtigen Lehrer frühzeitig aufs Krankenlager. Am 6. Dezember 1920 ist er in Hausen gestorben. Die hinterlassene Lehrerswitwe lebt in ihrer Heimatstadt Lörrach. Bernhards einziger Sohn ist im Weltkrieg gefallen.

27 Jahre lang standen die Schüler der oberen Klassen am Hebel fest unter der Leitung Bernhards, der auf die Pflege Hebelschen Geistes größte Sorgfalt verwendet hat. Auf seine Anregung hin hat auch sein Freund und Lehrerkollege, der musikalisch hervorragend verdiente und im hinteren Wiesental (Zell) gebürtige Lehrer Schlageter eine Anzahl Hebelscher Gedichte vertont. Als Gesangslehrer und Gesangsdirigent war Bernhard eine besonders tüchtige Kraft. Der Gesangsverein und der gemischte Chor haben unter seiner Leitung bei manchen Wettlingen große Erfolge erzielt. Einige Zeit hindurch dirigierte Bernhard auch die hiesige Blechmusik.

Als weitere Lehrkräfte, zum Teil noch mit Bernhard zusammen als 2. Hauptlehrer, waren dann an der hiesigen Volksschule tätig: Brödler (1906/10), Wittmann (1910 Schulverwalter), Rüdin (1910/32). (Er war auch Bernhards Nachfolger bei den Hebelfesten, Rüdin trat 1932 in den Ruhestand). Weitere Lehrer: Schwarzenhöfzer (1925), Kraus, der heute noch hier den Volksschulunterricht leitet. Bg. Schmidt (1912/13), Philipp (1914), Fischler (1913/14), Riffel (1920), Böhring (1920), Wiest, Fortbildungsschullehrer (1922/24), Brauch, Fortbildungsschullehrer (1924), Prescher (1925/27), Herlan (1927/31), Rapp (1929), Kälber (1930/31), Mittag (1931/34), Fichter (1932/33), Schlecht (ab 1933 hier tätig), und Sindlinger (1935).

Als Unterlehrer waren hier noch tätig: Huf (1872), Heinz (1874/75), Abel (1875/77). Er ist durchgebrannt. Neuwirth, der nur 8 Tage hier war und dann im Rhein ertrunken ist. Haeg (1877), Fath (1877/79), Sauer (1879/81), Mössner (1881/82), Herbold (1882/85), Büchler (1885/86), Wölfler, Schwiegerjohn des Lehrers Baier (1886/89), Häusler (1889/92), Hüb (1892/97), Böhrer (1897), Müller (1897/99), Böbel (1898/1901), Lutz (1901/03), Maier (1903/06).

Als Lehrerinnen waren an der hiesigen Volksschule von 1909 bis 1920 tätig: Lili Redendorf, Marie Schweifert, Hedwig Schweinlin, Elisabeth Beisel, Frieda Frank, Frä. Dhim, Frä. Wiedemann, Trina Schäfer, Frä. Spahn, Frä. Schmolt und Frä. Bofsch.

Die Kleinkinderschule

Die Kleinkinderschule, in die viele unserer Dorfkinder gehen, bevor sie volksschulpflichtig sind, hat eine interessante Vorgeschichte. Der langjährige Bürgermeister Joh. Jak. Roths hat darüber Aufzeichnungen gemacht, denen wir folgendes entnehmen: Im Jahr 1853 regte der Wiesleter Pfarrer R i n k beim Bürgermeister Roths an, auch in Hausen eine Kleinkinderschule zu errichten, wie dies bereits in Wieslet durch Pfarrer Rink geschehen war. Roths nahm dann mit dem Ortspfarrer S c i s e n Rücksprache, fand aber bei diesem nicht die erhoffte Unterstützung; Seisen erklärte, um solche Pläne ausführen zu können, müsse man Geld haben. Bürgermeister Roths ließ sich aber nicht entmutigen, er ging zu befreundeten Familien und trug hier sein Anliegen vor. Durch freiwillige Beiträge brachten diese 15 Gulden zusammen, für die Roths bei seinem Schwager, dem Schreiner S c h l e i t h - B i p p, drei lange Bänke anfertigen ließ. Sie wurden im neuen Schulhaus (dem jetzigen Lehrerwohnhaus) in dem einen der beiden Schulzimmer, das noch nicht in Benützung war, aufgestellt, und die Kinderschule konnte ihren Betrieb eröffnen.

Nach diesen Schilderungen des verstorbenen Bürgermeisters Roths befand sich also die Kleinkinderschule zunächst im jetzigen Lehrerwohnhaus, später befand sie sich viele Jahre im Wachlokal des Rathauses (heutiges Ratschreiberzimmer), einige Zeit soll sie auch im Haus Hebelstraße 48 gewesen sein. Die jetzige Kleinkinderschule entstand Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Am 23. April 1888 faßte der Gemeinderat den Beschluß, zwecks Unterbringung der Kinderschule einen Neubau erstellen zu lassen. Die Kosten hierfür kamen auf 4786.32 M. zu stehen, wovon die Gemeinde 4000 M. bei der Schopshheimer Sparkasse aufnahm. Das Anwachsen der Kinderzahl veranlaßte dann den Gemeinderat im Jahr 1912 erneut, einen größeren Kinderschulhausbau in Aussicht zu nehmen. Zur Finanzierung sollte ein Teil des Vermögens der Hebelstiftung Verwendung finden, wozu die bezirksamtliche Genehmigung bereits erteilt war. Doch war beim Ausbruch des Weltkrieges noch nicht mit dem Bau begonnen und da nach dem Krieg die Gemeinde sich vor viele anderen dringenden und großen Aufgaben gestellt sah, das Vermögen der Hebelstiftung leider auch der Inflation zum Opfer gefallen war, mußte das Bauvorhaben auf eine spätere Zeit verschoben werden und blieb bis heute unausgeführt.

Für die Kinderschule sind auch einige Stiftungen gemacht worden. So stiftete z. B. Anna Marie Roths am 13. Januar 1857 durch letztwillige Verfügung 100 Gulden (173,43 M.), deren Zinsen als Beitrag zum Unterhalt der jeweiligen Schwester bestimmt waren. Ein weiterer Stifter zu Gunsten der Kleinkinderschule war Bartlin G r e i n e r vom Blumberg. Er starb ledig und bestimmte, daß 500 M. seines hinterlassenen Vermögens der

Kleinkinderschule in Hausen zufallen sollen. Ein Teil der Erben erhob jedoch Einspruch, so daß ein Vergleich angestrebt wurde, bei dem die Stiftung dann auf 300 Mark ermäßigt wurde.

Bei der Einweihung des jetzigen Gebäudes der Kleinkinderschule wurde für die Kinder ein kleines Festchen veranstaltet, bei dem Alderwirt B e h r i n g e r die Bewirtung der kleinen Gäste besorgte. Die Kleinkinderschüler dürfen auch bereits am Hebel fest teilnehmen und erhalten, wie die großen Schüler, Wurst und Brot, dagegen müssen sie sich mit Limonade begnügen, während den „Großen“ Wein spendiert wird. Früher hatten auch die Kleinkinderschüler etwas Wein erhalten am Hebel fest und es mag sein, daß die Kinderschüler dann lauter jubelten, aber sonst sind keine nachteiligen Wirkungen bekannt geworden. Eine weitere schöne Erinnerung fürs ganze Leben bleibt für die Kinderschüler die alljährliche W e i h n a c h t s b e s c h e r u n g , bei der jedes Kind ein Päckle mit allerhand Weihnachtsgeschenken, darunter recht nützliche Sachen, erhält. Es pflegt beim Namensaufruf in der Kirche zu danken: „Hier bin ich und i dank gar schön, Herr Pfarrer!“ Eine Rute ist nicht bei diesem Päckle, die hat „Die Mutter am Christabend“ daheim bereit gelegt:

... Ich chönnti, trau, goh;
es fehlt nit meh zum Guete —
Boß tausig no ne Ruete!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gsund,
's mueß nit sy, wenn d'nitt witt.

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottes Name seig es drum!
Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
sie windet roti Bendeli dri,
und macht e Letschli drall!

Hebels Ständrede an sein Heimatvölklein im Kinderland, wie sie in den wiedergegebenen Versen poetischen Ausdruck findet, ist feinsinnig auf das Wesen des Kindes abgestimmt. Bei der Besenkung am Christabend wird sie manche Mutter ihren Kindern halten. Sie bekommen Zuckerbrögli, kriegen aber auch die Rute zu sehen. Allzu große Angst haben die Kinder allerdings nicht, „'s rot Bendeli mitem Letschli dra“ sagt ihnen ja, daß die Rute wohl öfters als Warnungszeichen, seltener jedoch als Züchtigungsmittel dienen wird, denn „Muetterlieb' isch zart und frumm“.

Der Uebergang in die „groß Schuel“ bildet für die Kleinkinderschüler einen wichtigen Lebensabschnitt und stärkt ihr Selbstbewußtsein ganz bedeutend. Sehr von oben herunter nennen die ABC-Schützen in den ersten Tagen des Eintritts in die Volksschule ihre bisherigen Mitschüler in der Kleinkinderschule gerne „Häfelischüler“.

Die personellen und sachlichen Aufwendungen für die Kinderschule werden von der Gemeinde und der Schule selbst getragen, jedoch hat auch der Frauenverein von jeher auf dem Gebiet der Kinderschule segensreich gewirkt. Die Gründung des Frauenvereins durch den Pfarrer Ahles erfolgte seinerzeit nicht zuletzt aus dem Willen heraus, der Kleinkinderschule helfend beizustehen. Dankbar sei aber auch der Spenden gedacht, die alljährlich von der Industriefirma am Ort und von der Einwohnerschaft beigesteuert werden, um den schönen alten Brauch der Kinderbescherung bei der Weihnachtsfeier der Kleinkinderschule beibehalten zu können.

Als Spielplatz benützte die Kleinkinderschule früher den Hebelgarten, der zunehmende Verkehr auf der vorbeiführenden Straße machte eine Verlegung an den heutigen Platz nötig.

Gesang und Musik

„Ne Gsang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt's Tierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie, frohe Muet,
e gsund und fröhli Muet,
goht über Geld und Guet.“

Jrgendwo ist zu lesen, die alten Römer hätten einen neugeborenen Stammesgenossen erst dann für würdig befunden, in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden, wenn er zum erstenmal die vier Wände beschrien hatte, innerhalb deren er geboren wurde. Je kräftiger also der junge Römer schreien konnte, um so sicherer bestand er die Aufnahmeprüfung. Die Alemannen pflegen die staatsbürgerliche Rechtsfähigkeit ihrer Nachkommen, die mindestens ebenfogut schreien können, wie die kleinen Römer, nicht vom Schreien abhängig zu machen, eher prüfen die alemannischen Markgräfler den Ankömmling an der Lautstärke der Stimmbänder, ob er einmal ein guter oder weniger guter Sängerr wird.

Der Alemanne, und vor allem der Markgräfler, liebt nun einmal Gesang und Musik als schönste Ausdrucksformen der Gefühle in allen Lebenslagen. Die Ankunft eines neuen Mitbürgers ist für die alemannische Familie und für die Sippe ein frohes Ereignis, daher tönt dem Ankömmling, wenn er durchs Weltentor in die Markgrafschaft einrückt, und wenn er der Umwelt zum erstenmal seine schreienden Anklagen ins Gesicht schleudert, bald froher Volksgesang entgegen. Spätestens bei der weltlichen Feier nach dem Taufakt vernimmt dann der alemannische Säugling auch die Töne des Liedes „Ne Gsang in Ehre“, denn ohne dieses beliebte Volkslied gemeinsam gesungen zu haben, gehen die „Götti“ und „Gottc“ und die andern Taufgäste nicht heim.

Hebels vertontes Gedicht „Freuden in Ehren“ mit seiner fröhlichen Lebensbejahung und den ernststen Hinweisen auf das Werden und Vergehen und auf das kurzfristige Erden-dasein des Menschen entspricht so recht der Wesensart der Alemannen, deshalb gehört es auch zu den beliebtesten und bekanntesten Volksliedern in des Dichters Heimat. Bei dieser Gelegenheit soll nicht unerwähnt bleiben, daß Hebel nicht nur ein volkstümlicher Dichter, sondern auch ein guter S ä n g e r war. Das geht aus einem Brief hervor, den er im Februar 1795 von Karlsruhe aus an seine Freundin in Weil geschrieben hat. Hebel teilte mit, daß er an einer Geburtstagsfeier des Erbprinzen teilgenommen und schöne Lieder mitgesungen habe. Er fügte hinzu: „Alle haben gesagt, ich singe am schönsten in der ganzen Kompagnie“. Doch meinte der sangesfrohe Brieffschreiber weiter, die Jungfer Gustave im Oberland könne noch schöner singen und die Frau Karoline auch, von dieser habe er das Singen gelernt. Demnach hat es schon zu Hebels Zeit in Weil gute S ä n g e r und S ä n g e r i n n e n gegeben, wie heute noch. Sie gibt es aber auch in des Dichters Heimatdorf H a u s e n. Von diesen und von der Entwicklung des Gesangs- und Musiklebens in unserm Dorf wird nun in Kürze berichtet.

Der geneigte Leser hat in Erinnerung, daß in unserm Dorf der mehrstimmige Gesang in der Schule durch den Lehrer K a p s eingeführt wurde. Er weiß auch bereits, daß sich oft Ansammlungen vor dem Schulhaus gebildet haben, wenn die Schüler die mehrstimmigen Lieder sangen. Das war sicherlich ein schöner Beweis einer gesunden, natürlichen Empfänglichkeit des Volkes für Gesang und Musik, da war nichts von verkrampter Ueberspannung zu bemerken. Bekanntlich hat ein Schüler des Lehrers Kaps, der spätere Bürgermeister R o t h s, die Lieder dann auch mit Erwachsenen mehrstimmig weitergeübt. Als Pionier auf dem Gebiet des Gesangs tat sich außerdem, wie der Leser ebenfalls schon weiß, der Verwalter B ö c k h vom Eisenwerk hervor. Er veranlaßte einen Zeller Gesangslehrer, wöchentlich zur Gesangsprobe nach Hausen zu kommen, an der vorwiegend stimmbegabte Belegschaftsmitglieder des Eisenwerks teilnahmen.

So war der Boden für die Gründung eines Gesangsvereins aufs beste vorbereitet, als im Jahr 1845 die Gründung erfolgte. 1945 wird somit der Gesangsverein Hausen sein 100jähriges Jubiläum feiern können, nachdem er im Jahr 1895 das 50jährige in großem festlichen Rahmen gefeiert hatte. Im damaligen Festbuch ist die Geschichte des Vereins ausführlich und anschaulich geschildert. Die Vereinsgeschichte im zweiten halben Jahrhundert wird sicherlich im künftigen Festbuch ebenso erschöpfend festgehalten sein. Es genügen daher im ortsgeschichtlichen Buch diese allgemeinen Hinweise auf die Geschichte des Vereins, zumal aus Gründen, die wohl allgemein Verständnis finden dürften, ein näheres Eingehen auf die Vereinschroniken überhaupt nicht möglich ist. Die Festbücher der Vereine sind neben den Protokollbüchern der geeignetste Platz dafür. Wenn beim Gesangsverein und der Hebelmusik eine Ausnahme gemacht wird, so deshalb, weil Gesang und

Musik stets zum Hebelgeist und zur heitern Hebelpoesie gehören. Zudem soll ja das geschichtliche Ortsbuch weniger die Gegenwart, als vielmehr die Vergangenheit übersichtlich schildern. Wenn erst die Gegenwart geschichtliche Vergangenheit geworden ist, werden künftige örtliche Geschichtsschreiber dann die Fäden dort anknüpfen, wo ihre Vorgänger sie ruhen ließen.

Gesang und Musik haben im Hebeldorf eine besonders liebevolle Pflegestätte, was nicht zuletzt auf den Hebelgeist zurückzuführen ist, den das alljährliche Hebelfest ausströmt. Schon oft hat der Gesangsverein im edlen Wettstreit mit andern Vereinen Lorbeeren geerntet, (Männerchor und Gem. Chor). Das war zweifellos zum großen Teil ein Verdienst der tüchtigen Leiter und Dirigenten. Nicht minder aber waren die Erfolge auf den Idealismus der Sängerinnen und Sänger zurückzuführen, denn ohne mitreißenden Idealismus wird nichts Großes geleistet.

Ganze Sängergenerationen sind seit der Gründung des Vereins ins Grab gesunken. Auch die Vereinsführer und Gesangslehrer haben oft gewechselt. Unter ihnen waren manche, die sich um die örtliche und um die allgemeine Gesangsvereinsbewegung verdient gemacht haben, ihre Namen hier alle zu erwähnen, ist leider nicht möglich, doch werden diese wackern Sänger stets in den Vereins- und Festbüchern ehrend genannt werden. Hier sei aber noch die Hoffnung ausgesprochen, es möge beim 100jährigen Gründungsjubiläum im Jahr 1945 gesagt werden können, daß der Wunsch sich erfüllt hat, der am Schluß des Festbuchs zum 50jährigen Jubiläum des Vereins ausgesprochen wurde. Dort hieß es unter Hinweis auf die am Hebelfest 1862 geweihte und übergebene, von den Dampfbereitern des Dorfes gestiftete Vereinsfahne:

„Möge dieses Sinnbild der Einheit allzeit über einer begeisterten Sängerschar wehen, die in festem Zusammenhalt und treuer Hingebung des Gesanges schöne Gabe pflegt, sich selbst zur Ehre und allen Freunden einer edlen Geselligkeit zur Freude.“

Die Hebelmusik

Wo Heimatfreunde sich versammeln, wo Festesfreude herrscht und altes Brauchtum pflegliche Behandlung findet, da ist unseres Dorfes Hebelmusik stets gerne zur Mitwirkung bereit. Und sie wird bei solchen Anlässen oft zur Mitwirkung eingeladen, denn sie genießt einen guten Ruf, schon weil es sich um die Hebelmusik handelt, die in der alten Tracht erscheint. Ihre Beliebtheit und ihren guten Ruf verdankt sie aber nicht allein diesen äußeren Gründen, es dürfen auch die musikalischen Leistungen als Ursache hierfür gelten. Diese Leistungen sind umso höher zu schätzen, als die Mitglieder der Hebelmusik zu den erwerbstätigen Schichten gehören, wenn die Einheitskleidung dies auch nicht erkennen läßt. Sie gehören den verschiedensten sozialen Schichten an und müssen in der Fabrik und in der Werkstatt,

in der Schreibstube und im bäuerlichen Betrieb ihren und oft auch ihrer Familien Lebensunterhalt verdienen. Unter solchen erschwerten Umständen das örtliche Musikleben auf die beachtliche Höhe zu bringen, auf der es steht, dazu gehört Begeisterung und große Liebe zur Musikkunst.

Wie die Sängerbewegung, so nahm auch die Musikerbewegung ihren Ausgang im Eisenwerk. Es war der Nachfolger des Hüttenverwalters Ed. Böckh, Herr Rudolf Gießler, der etwa in der Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Werksmusik gründete, die aus 8 bis 10 Mann der Belegschaft gebildet wurde. Zur Musikprobe gingen die Musikanten nach Alzenbach, wo sie Lehrer Hermann (ein Bruder des im Jahr 1928 in Zell im hohen Alter von 93 Jahren verstorbenen weithin als guter Musiker bekannten Rappenmachers Hermann) mit der Musikkunst vertraut machte. Die musizierenden Belegschaftsmitglieder des Eisenwerks erhielten wöchentlich zweimal Urlaub, damit sie zur Musikprobe nach Alzenbach gehen konnten. Gießler muß demnach ein recht großer Musikfreund gewesen sein.

Natürlich gab es schon vor Gründung der Werksmusik in unserem Dorf, wie überall, Musikanten und Musikfreunde. Sie pflegten die Hausmusik und spielten bei Festlichkeiten einzeln oder vereinigt zum Tanze auf. Solche bekannte Dorfmusikanten waren bei uns vor der „musikgeschichtlichen“ Zeit Brack und Christof Weisshag. Brack liebte nicht nur Blasinstrumente, er war auch ein Freund der Streichmusik und spielte leidenschaftlich gern auf seiner Geige. Von ihm wird erzählt, er habe einmal im Heuet den Heuwagen auf die Matte holen sollen, aber beim Heimkommen griff er, statt nach dem „Rißbaum“, den „Wageseilern“ und den „Windebrüttli“, nach seiner Geige und spielte drauflos, ohne zu merken, daß ein Gewitter im Anzug war. Mit dem Donner des Himmels vermengten sich die Töne der Geige, bis ein irdisches „Dunderwetter“ der heimflüchtenden Heuer, die das schöne dürre Heu nun im Regen lassen mußten, das Geigenkonzert gründlich störte.

Als die Werksmusik, bei der auch einige auswärtige Musikanten mitspielten, zur Not zwei oder drei Märsche spielen konnte, erhielt sie schon von den Herren die Einladung, ihnen im Zeller Löwenaal ein Konzert zu geben. Das Konzert fand statt. Der erste Marsch war geblasen, aber an den zweiten getraute sich der Dirigent nicht recht heran. Doch er wußte Rat: „Mer spiele der nämli Marsch nonemol, sie merkes nit“, sagte er, und so wurde es gehalten. Ob die Zuhörer es aber doch gemerkt haben, darüber schweigt der Chronist. Die Werksmusik, die ihre Bergknappentracht trug, hat beim ersten großen Hebefest am 10. Mai 1860 mitgewirkt.

Unsere Hebelmusik hat eine recht bewegte Geschichte und mußte oft durch Krisenzeiten hindurch den Weg machen. Dauernd konnte dies aber den Wiederaufstieg nie unterbinden. Nach der Stilllegung des Eisenwerks gab es auch für das örtliche Musikleben einen schweren Rückschlag, doch schon nach kurzer Zeit bildete sich wieder eine Vereinigung örtlicher Musikfreunde, die das begonnene Werk der Eisenwerksmusiker fortsetzte; darunter befand sich der zeitlebens als treuer Musikant bekannte Fr. Würger.

Als im Jahr 1876 die Freiw. Feuerwehr gegründet wurde, war der Wunsch laut geworden, eine Feuerwehrmusik zu bilden. Der Wunsch wurde ein Jahr später in einer Generalversammlung der Feuerwehr zum Beschluß erhoben. Von 1877 bis 1897 gab es dann eine Feuerwehrmusik, die zunächst von Musiklehrer Montiegel, Schopfheim, später von Wollspinnereibesitzer Fritz Behringer dirigiert wurde. Ohne die Verbindungen mit der Freiw. Feuerwehr, die namentlich zur Beschaffung der Instrumente Beiträge gab, ganz zu lösen, erfolgte im Jahr 1897 die Umwandlung und Umbenennung der Feuerwehrmusik in Musikverein Hausen, dem auch nichtmitspielende, aber zahlende Mitglieder beitreten konnten. Dirigent wurde Hauptlehrer Bernhard, nach ihm Julius Behringer, ein Sohn Fritz Behringers. Die Einheitskleidung, die der alten Tracht aus Hebels Zeit entspricht, erhielten die Musiker zum großen Hebelfest 1910, also am 150. Geburtstag des Dichters. Seither haben wir nun in unserem Dorf die Hebelmusik, die, wie schon eingangs gesagt, oft bei Heimatfesten mitwirkt, die aber auch den Rundfunkhörern bekannt ist, und die auch schon oft in unserer Nachbarstadt Basel Konzerte gegeben hat. Die Hebelmusik wurde lange Zeit von dem bekannten Fahrnauer Musiker Schneider dirigiert.

Schwere Verluste hatte die Hebelmusik im Weltkrieg zu beklagen, 30 Kriegsopfer verzeichnet die Vereinschronik aus den Reihen der aktiven und passiven Mitglieder. Ihre Namen sind auf den Ehrenblättern dieses ortsgeschichtlichen Buches mitaufgeführt. Die Hebelmusik wird ihr Andenken in Ehren halten.

*

Ergänzend ist zu erwähnen, daß in unserem Dorf auch ein Streichorchester besteht. Die Vorzüge der Streichmusik vor allem als Saalmusik sind hier schon frühzeitig erkannt worden. Bei der Hausmusik spielten Streich- und Zupfinstrumente neben den Blasinstrumenten schon immer eine große Rolle. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts fanden sich einige Streichmusikfreunde zusammen, darunter der an anderer Stelle erwähnte Geiger Brack und der Wollspinnereibesitzer Fritz Behringer. Oft gingen unsere dörflichen Streichmusiker an Samstagen ins Kleine Wiesental und spielten zum Tanz auf, wenn sie es nicht vorzogen, irgendwo bei einem Maidli zu „Fensterle“.

In den 80er Jahren leitete Lehrer Wölfl eine Streichmusikkapelle. Er kam später nach Karlsruhe, wo er eine Knabenmusik dirigierte, doch ist er früh gestorben. An der Gründung der heutigen Streichmusik, die im Jahr 1910 erfolgte, hatte Otto Wagner großen Anteil. Er ist im Weltkrieg in Rußland gefallen. Die von ihm mitgeschaffene Musikgesellschaft Hausen, so nennt sich die Streichmusik, genießt einen guten musikalischen Ruf; sie steht heute unter der Leitung des Herrn Fritz Behringer, der die überlieferte Tradition seines Vaters und der Familie Behringer würdig fortsetzt.

Warum das Gesangs- und Musikleben besonders zu berücksichtigen war, ist schon dargelegt worden. Wenn die Fülle des geschichtlichen Stoffes ein näheres Eingehen auf das übrige Vereinsleben nicht zuläßt, so darf daraus nicht geschlossen werden, es mangle am Verständnis für die idealen Zwecke und Ziele der andern Vereine. In diesen Verdacht werden die Verfasser des ortsgeschichtlichen Buches und ihre Mitarbeiter schon deswegen nicht kommen können, weil sie ja selber langjährige aktive und passive Vereinsmitglieder sind oder waren.

Die wichtigen und idealen Ziele manches Vereins, außerhalb jener, die das Gesangs- und Musikleben pflegen, sind wohl bekannt und werden nicht minder hoch eingeschätzt. In diese Gruppe der Vereine gehören in erster Linie die Sportvereine, an deren Spitze der im Jahr 1883 gegründete **Turnverein** steht. Die Bedeutung der Leibesübungen für die Erziehung der Jugend und die Pflege vaterländischer Gesinnung sind also hier schon früh erkannt worden. Nicht minder hatte hier der Schießsport in der **Schützengesellschaft** schon lange treue Anhänger und das alljährliche „Grümpelschießen“ der Schützengesellschaft weitete sich schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in unserem Dorf jeweils zu einem fröhlichen Volksfest aus. Dabei mußten die Sportfreunde im Dorf in früheren Jahren unter äußerst schwierigen Verhältnissen, deren Größe der Städter gar nicht kennt, ihre sportliche Betätigung ausüben. Für die Turner ist jetzt durch die Festhalle die brennendste Frage gelöst, hier haben sie nun ein ideales Übungslokal.

Gedacht sei aber auch der segensreichen Tätigkeit der örtlichen Vereine, die soziale Liebestätigkeit und Hilfsbereitschaft sich zum Ziel gesetzt haben und manche Not schon linderten, wenn Krankheit, Unglück und Todesfall die Familien der Vereinsmitglieder heimsuchten. Auf diesem Gebiet der volksverbundenen Liebestätigkeit betätigen sich eine ganze Reihe unserer örtlichen Vereine. Daneben gibt es auch solche, die Bildungszwecken dienen, oder auch religiösen Charakter haben. Ebenso haben sich natürlich die bäuerlichen Einwohner Vereinen angeschlossen, die ihren Berufsinteressen dienen und wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen suchen.

Worauf aber an dieser Stelle besonders abgehoben werden soll, ist die **Geselligkeit**, die in unserem Dorf durch das Vereinsleben gefördert wird, wodurch auch der Gemeinschaftsgeist gute Anregung erhält. Bei einem so sangesfrohen Völklein, wie es in Hebels Heimatdorf lebt, erschöpft sich die Vereinstätigkeit, sei sie statutarisch auf wirtschaftliche, soziale, sportliche, kulturelle, oder auch auf religiöse Ziele eingestellt, bei Zusammenkünften und in Versammlungen nicht in der Erledigung einer Tagesordnung, sie dient in hohem Maße auch der Pflege der Geselligkeit und des Gemeinschaftsgeistes. Auch hierin unterscheidet sich das Dorf ganz wesentlich von der Stadt. Auf diese besondere Seite des dörflichen Vereinslebens darf an dieser Stelle hingewiesen werden; für eine lückenlose Chronik der Vereine aber werden deren Schriftführer und Vereinsführer sorgen.

Vögte und Bürgermeister

Äußerst langsam und mühsam war der Aufstieg zur Höhe unseres heutigen gemeindlichen Zusammenlebens. Gerade die badische Geschichte der Gemeinden widerspiegelt diesen mühsamen Aufstieg recht deutlich. Es kann jedoch im Rahmen dieser ortsgeschichtlichen Betrachtungen nicht näher auf die allgemeine Gemeindegeschichte eingegangen werden. Wer sie und ihren Zusammenhang mit der Heimatgeschichte kennen lernen will, sei auf die historischen Zeitschriften unserer engeren Heimat aufmerksam gemacht, vor allem auf die Zeitschrift „Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur“.

Bis zum Jahr 1832 wurden die Ortsvorstände in den Dörfern der Markgrafschaft Vögte genannt, von da ab Bürgermeister. Der Einzug der Bürgermeister auf die Rathäuser fiel zusammen mit der Neuordnung des staatlichen und gemeindlichen Verfassungslebens. Mit den Vögten verschwand die Verwaltungsorganisation, wie sie sich in der Markgrafschaft und im Oberamt Rötteln im Laufe von Jahrhunderten allmählich herausgebildet hatte. Mit den Vögten traten auch die Gemeinderichter von der Bühne der Geschichte ab. Sie waren, wie schon der Titel anzeigt, nicht nur Beratungsorgane der Gemeinde, sondern wurden auch nach altgermanischen Vorbildern zur öffentlichen Gerichtsbarkeit als Beisitzer zugezogen. In den heutigen Schöff- und Geschworenengerichten können wir noch letzte Ausläufer jener alten Gerichtsbarkeit der Markgrafschaft sehen. An die Stelle der Gemeinderichter traten als beratende und beschließende Körperschaften Gemeinderäte und Bürgerversammlungen. Der gemeindliche Gerichtsschreiber wurde durch den Ratsschreiber abgelöst.

Wie Schulmeister und Lehrer, so zeigen Vogt und Bürgermeister verschiedene Entwicklungsstufen an. Die Bürgermeister wurden von allem Anfang an gewählt, wobei jedoch das Wahlrecht nicht immer allgemein und direkt war; Wahlgesetz und Gemeindeordnung sind im Laufe der Zeit oft geändert worden, doch galt die badische Gemeindeordnung stets als recht fortschrittlich. Wahlvögte scheint es nur ausnahmsweise gegeben zu haben in Gemeinden, die sich der ganz besonderen Gunst des Markgrafen zu erfreuen hatten. So erhielt z. B. Schopfheim schon im Jahre 1701 das Recht zuerkannt, den Statthalter, wie dort das Gemeindeoberhaupt hieß, wählen zu dürfen. Sonst aber wurden die Vögte in ihr Amt berufen durch das Oberamt, wobei die örtlichen Vorschläge und Wünsche wohl berücksichtigt, das Bestätigungsrecht aber beim Oberamt Rötteln, bzw. beim Markgrafen blieb.

Für das gemeindliche Zusammenleben trifft zweifellos allgemein ein Wort Schillers zu aus „Wallensteins Tod“: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Auch in unserem Dorf sind in Gemeindefragen die Geister oft aufeinandergestoßen,

aber Hebels erzieherischer Einfluß hat sich doch gerade bei solchen Gelegenheiten bemerkbar gemacht und dazu beigetragen, daß nicht politische Leidenschaft das familiäre Band, das alle echten „Hufemer“ verbindet, zerreißen konnte. Und wenn die Köpfe sich gar zu sehr erhitzten, dann blieb der Hinweis eines verantwortungsbewußten Landsmanns Hebels auf das Wort auf dem Denkmal des Dichters aus dem Gedicht „Der Abendstern“ in der Regel nicht wirkungslos:

„O lueg, wie's flimmeret wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein im andere 's Lebe schwer;
wenn's doch do nieden au so wär.“

Vogt Johann Jakob Maurer

Wie unter den Schulmeistern Andreas Bretter, so nimmt Johann Jakob Maurer unter den Vögten des Dorfes eine Sonderstellung ein. Schon die lange Amtszeit hebt ihn über den Durchschnitt hinaus, denn Maurer bekleidete das Amt eines Vogts in unserem Dorf von 1744—1767, und dann, nach dreijähriger Unterbrechung, wieder von 1770—1784. Vom geschichtlichen Standpunkt aus gesehen, interessiert jedoch besonders die Tatsache, daß in Maurers Amtszeit als Vogt Hebel's örtliche Familiengeschichte fällt. Maurer war Vogt, als der ausgediente Kriegermann und Weber, „d'r Dragunerjobbi“ Johann Jakob Hebel aus Simmern (Pfalz), beim Markgrafen um die Zulassung als Hinterfasse von Hausen nachsuchte. Vermutlich ist der Besuchsteller von Maurer beraten worden, und der befürwortende Bericht des Rötteler Oberamts an den Markgrafen stützte sich zweifellos auf die amtlichen Mitteilungen des Vogts von Hausen.

In Maurers Amtszeit fiel auch Johann Peter Hebels Geburt. Im Vogt Maurer hat der junge Hauspeter stets den Repräsentanten seines Heimatdorfes gesehen. Vogt Maurer blieb es nicht verborgen, wie Hebels Mutter nach dem frühen Tod des Vaters sich Mühe gab, durch Fleiß, Sparsamkeit und frommen Lebenswandel die familiären und wirtschaftlichen Grundlagen zu schaffen, auf denen sich ihr talentierter Sohn zu einem tüchtigen Menschen entwickeln konnte. Vermutlich hat ihr der Vogt dabei manchen Beistand geleistet, wenigstens lassen dies die Umstände annehmen.

Als guter Mensch und wackerer Vogt handelte aber Maurer besonders, als aus Basel die Nachricht kam von dem schweren Krankheitszustand der Mutter Hebels. Der Vogt hätte zweifellos unschwer irgend einen Fuhrmann nach Basel schicken können; er tat es nicht, er stellte sein eigenes Fuhrwerk zur Verfügung, ja er ging selbst als Fuhrmann mit, wohl um sicher zu sein, daß der Transport der Schwerkranken mit der nötigen Sorgfalt erfolgt. Menschliche Sorgfalt konnte aber die Schatten

des Todes nicht mehr verschonen. Die Fahrt ging nicht ins traute irdische Heim, sie wurde für Hebels Mutter zur Heimkehr in die ewige Heimat. Im Angesicht der Rötteler Burg ist sie verschieden, inmitten der Heimatlandschaft, in der das große Sterben der Natur die Waldungen entlaubte und herbstlich verfärbte, und des Feldbergs Tochter, die Wiese, schwermütig vorbeirauschte.

Zwei Menschen nur waren Hebels Mutter in der Todesstunde nahe. Zwei Menschen entblößten erschüttert ihr Haupt vor der Majestät des Todes, als das schwache Lebensflämmlein im Körper der Schwerkranken vollends zum Erlöschen kam. Diese zwei Menschen waren der im 14. Lebensjahr stehende Sohn der Sterbenden, Hanspeter H e b e l, und des Heimatdorfes Vogt Johann Jakob M a u r e r. Am 16. Oktober 1773, nachmittags 4 Uhr, ist Hebels Mutter, Ursula H e b e l, geb. D e r t l i n, noch nicht ganz 47jährig, zwischen Brombach und Steinen gestorben. Im Augenblick hatte ihr Sohn, wie er selbst gestand, die schicksalschwere Bedeutung des Dramas nicht voll erfaßt, daß aber die Erinnerung an den Tod der Mutter, dessen Zeuge er war, ihn noch im Alter tief ergriffen hat, wissen wir aus dem Gedicht „Die Vergänglichkeit“. Hebels seelische Empfindungen finden darin ihren Widerschein. Wir dürfen im Vogt M a u r e r den „Netti“ sehen, der dem „Bueb“ auf die Frage, ob es dem elterlichen Haus auch einmal gehen werde wie der Rötteler Burg, u. a. antwortet:

„ . . . 's chunnt alles jung und neu, und alles schlicht
fi'm Alter zue, und alles nimmt en End
und nüt stoht still . . .“

Als H e b e l sein Bündele machte, um nach Karlsruhe zu reisen, wo ihm seine Gönner den Besuch des Gymnasiums ermöglichten, war es wieder der Vogt M a u r e r, der mit seinem Fuhrwerk den jungen Hanspeter nach der kalten Herberg brachte. Von dort aus begleitete der Vormund W ä h r e r H e b e l bis Karlsruhe.

Wie die Berufung eines Vogts erfolgte

An einem geschichtlichen Beispiel sei nun hier gezeigt, auf welche Art die Vogtfrage ihre Erledigung fand, wenn der Posten des Vogts neu zu besetzen war. Im Herbst 1783 ersuchte M a u r e r das Rötteler Oberamt um Enthebung vom Amt, da er bereits im 67. Lebensjahr stand. Das Oberamt forderte nun den damaligen als äußerst tüchtig bekannten Schopfheimer Stadtschreiber Z i e g l e r, der offenbar über recht gute Orts- und Personenkenntnis verfügte, zu Vorschlägen auf. In Zieglers vom 30. Oktober 1783 datierten Bericht an das Rötteler Oberamt heißt es:

„In Hausen sind wenige zum Vogtamt taugliche Männer und bei diesen wenigen walten einige Anstanden vor, weswegen ich den alten Vogt M a u r e r seit meiner hiesigen Dienstzeit zu Beibehaltung des Amts zugesprochen und von der Abbitte zurückgehalten habe.“

Als den geeignetsten unter den sonstigen Anwärtern bezeichnete Ziegler den Waisenrichter Johann Michael Claß, der damals Bergwerkswirt, später Adlerwirt war. Claß war aber ziemlich schwerhörig, „sonst ist er ein im Schreiben und Rechnen wohl erfahren und ein verständiger gewissenhafter Mann, der Ernst und Eifer und Einsicht hat,“ heißt es in Zieglers Bericht. Als an Fähigkeiten Claß gleichkommend wurde ferner der Gerichtsschreiber Sebastian Währer, der Vormund Hebels, genannt. Seine Frau war ziemlich vermöglich, während er selbst nur wenig Vermögen besaß. Ziegler fand ihn auch nicht haushälterisch genug. Schließlich schlug der Schopshheimer Stadtschreiber auch noch den Richter Hans Berg Währer vor, welcher nach Zieglers Bericht ebenfalls „im Lesen und Schreiben nicht unerfahren ist und auch ein artiges Vermögen hat, welsch letzteres immer erforderlich ist, indem ein Armer oder Verschuldeter Mann sich die zum Vogtamt erforderliche Autorität nicht verschaffen kann.“¹⁾

Von den drei Hausener Bürgern, die Ziegler in Vorschlag gebracht hatte, wurde Claß vom Oberamt Rötteln als Vogt berufen und in Pflicht genommen. Seine Frau war eine geborene Haller und hieß mit dem Vornamen Kunigunde. An der Seite ihres Mannes war sie die Wirtin zur Werkswirtschaft auf dem Eisenwerk. „'s Chünggi“, wie im Heimatdialekt die Kunigunde genannt wird, ist in Hebels alemannischen Gedichten öfters genannt. Direkt angesprochen wird „'s Chünggi“ in der Werkswirtschaft im Gedicht „Der Schmelzofen“:

„Und 's Wasser rumscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chünggi, lengis alte Wi,
mer wen e wengeli lustig sy.“

Als Joh. Michael Claß im Jahr 1784 in das Vogtamt berufen wurde, war er auch Besitzer der Gaststätte zum „Adler.“²⁾ Er war nun gleichzeitig Vogt, Gastwirt, Bäcker und Landwirt. Nach seinem Tod (1793) übernahm Hans Jakob Bötsch das Vogtamt, doch bat er schon nach 3 Jahren wegen Kränklichkeit um Enthebung vom Amt. Zum erstenmal wird nun vom Jahr 1796 von einer Vogtwahl berichtet, bei der Joh. Jakob Greiner und Joh. Friedrich Stutz, ein Sohn des von Hebel in einem Brief an Engler erwähnten Mehgers und Lindenwirts Stutz, die meisten Stimmen erhielten. Beide machten Einwendungen. Greiner meinte, er sei zu jung und unerfahren (er war 31 Jahre alt), Stutz dagegen machte sein Alter von 54 Jahren als Hinderungsgrund geltend und berief sich auch auf Ueberlastung

¹⁾ Die Vergütung, die der Vogt für die Ausübung des Amtes damals erhielt, betrug jährlich nur 4—5 Gulden, das Vogtamt war mithin ein Ehrenamt, dessen Uebernahme nur möglich war, wenn der Inhaber über Vermögen, oder über Einkünfte aus anderer geschäftlicher Tätigkeit verfügte.

²⁾ Ueber der Eingangstür zum „Adler“ befindet sich ein Wappen, (Adler mit Beß und Bregel), über dem der Name Claß und seiner Frau Kunigunde zu lesen ist.

mit Arbeit als Landwirt. Zweifellos war eben die Arbeit eines Vogts allmählich so umfangreich und verantwortungsvoll geworden, daß eine rein ehrenamtliche Ausübung des Amtes gescheut wurde.

Das Oberamt berief Greiner, der zweimal Vogt war, einmal 5 und einmal 10 Jahre. Durch Kreisdirektorialbeschuß erhielt nun Vogt Greiner ein Jahresgehalt von 60 Gulden unter der Bedingung, daß er für Dienstgeschäfte im Ort keine Gebühren erheben dürfe. Unter den gleichen Bedingungen erhielt der Gemeindereschner 15 Gulden jährlich.

Die Vögte unseres Dorfes

Aus alten Kaufurkunden, Verainen, Protokollbüchern, Kirchenbüchern und anderem alten Schriftenmaterial amtlichen Charakters konnten die Namen der Vögte, die einst die Geschicke der Gemeinde Hausen geleitet haben, bis ins 15. Jahrhundert zurück festgestellt werden. Nachstehend deren Namen. (Die in Klammern beigegefügtcn Jahreszahlen zeigen die Dauer der Dienstzeit an. Bei den ersten 4 Vögten ist allerdings nur die mutmaßliche Amtszeit angegeben, da genaue Unterlagen fehlen.):

Vienhard Brunner	(um 1470)
Hans Sütterle	(um 1491—1551?)
Derg Sütterle	(um 1572)
Michael Münch	(um 1585—1609)
Derg Sütterle	(1609—1636)
Fritz Münch	(1636—1668)
Hans Vacher	(1668—1680)
Fritz Strütt	(1680—1693)
Hans Vacher	(1693—1708)
Anthony Sicc	(1708—1721)
Hans Derg Vacher	(1721—1736)
Jakob Urzet	(1736—1744)
Joh. Jakob Maurer	(1744—1767)
Hans Derg Böttsch	(1767—1770)
Joh. Jakob Maurer	(1770—1784)
Joh. Michael Claiß	(1784—1793)
Hans Jakob Böttsch	(1793—1796)
Joh. Fr. Stutz	(1796—1800)
Joh. Michael Gräßlin	(1800—1808)
Joh. Jakob Greiner	(1808—1813)
Andreas Urzet	(1813—1822)
Joh. Jakob Greiner	(1822—1832)

Die Namen der Bürgermeister

Joh. Georg Bipp	(1832—1836)
Joh. Georg Währer	(1836—1837)
Friedr. Niedmeyer	(1837—1839)
Joh. Gg. Greiner	(1839—1841)
Joh. Gg. Bipp	(1841—1844)
Joh. Fr. Urzet	(1844—1847)
Joh. Jakob Greiner	(1847—1852)
Joh. Fr. Urzet	(1852—1856)
Karl Chr. Greiner	(1856—1865)
Gg. Friedr. Behringer	(1865—1867)
Joh. Jakob Maurer	(1867—1871)
August Klais	(1871—1872)
Gg. Friedrich Friß	(1872—1877)
Joh. Jakob Maurer	(1877—1878)
Joh. Friedr. Urzet	(1878—1879)
Gg. Friedrich Bipp	(1879)
Theodor Herbst	(1879—1880)
Joh. Jakob Roths	(1880—1911)
Gustav Behringer	(1911—1913)
Albert Hauser	(Seit 1913)

Eine Vergleichung der Dienstjahre zwischen den Wögten und den Bürgermeistern, also zwischen den vom Oberamt berufenen und den von der Bürgerschaft gewählten Ortsvorstehern, zeigt, daß die Wögte im Durchschnitt länger im Amte waren, als die Bürgermeister. Die letzteren waren offenbar stets der öffentlichen Kritik viel stärker ausgesetzt, als dies bei den Wögten der Fall war, denen der Wähler nichts anhaben konnte, wenn sie das Vertrauen des Oberamts besaßen. In der Zeit der Bürgermeister traten eigentlich erst stabile Verhältnisse in der Gemeinde ein, als im Jahre 1880 Bürgermeister Joh. Jakob Roths das Amt übernahm. Er war zwar schon 59 Jahre alt, als er zum erstenmal zum Bürgermeister gewählt wurde, hielt aber noch 30 Jahre im Amt aus und war mit 89 Jahren wohl der älteste Bürgermeister in ganz Baden. Im Ruhestand, den er 1911 antrat, verlebte er noch 3 Jahre. Gemeinderat und Bürgerschaft hatten ihm eine Pension bewilligt in der Höhe des Gehalts, das 720 Mark jährlich betragen hatte. Gestorben ist Roths am 21. Februar 1914. Er hatte auch 30 Jahre als Hammer Schmied im Eisenwerk gearbeitet, betrieb nach dessen Stilllegung die Landwirtschaft 15 Jahre lang und war noch 30 Jahre Bürgermeister. Er war eine seltene, mit besten charakterlichen und geistigen Gaben ausgestattete starke Persönlichkeit.

Die Ratschreiber

In der Zeit, da das Gemeindefchifflein von einem Vogt, nicht von einem Bürgermeister gesteuert wurde, gab es keine Ratschreiber, sondern Gerichtschreiber. Erst mit dem Bürgermeister zog auch der Ratschreiber auf dem Rathaus ein. Beide Amtsbezeichnungen, Bürgermeister und Ratschreiber, gibt es somit in der Gemeindeverwaltung seit etwas mehr als 100 Jahren; beide stehen am Anfang einer geschichtlich bedeutsamen Neuordnung des Selbstverwaltungsrechtes der Gemeinden.

Bis zum Jahr 1680 zurück können die Namen der hiesigen Ratschreiber bzw. Gerichtschreiber festgestellt werden. Vom genannten Zeitpunkt ab waren als Gerichtschreiber tätig: Hans Bröderlin, Anthony Sicc, Hans Mich. Siegrist, Sebastian Währer, Joh. Friedrich Stuk, Hans Jakob Greiner. Wie lange die Genannten das Amt als Gerichtschreiber ausgeübt haben, ist nicht in jedem Fall genau bekannt. Der letzte Gerichtschreiber war Joh. Gg. Grether von 1808—1832. Bis 1837 war er dann auch noch als Ratschreiber tätig. Grether war somit der letzte Gerichtschreiber und erste Ratschreiber in unserem Dorf.

Nach Grether waren als Ratschreiber tätig: Johann Gg. Bipp (1837), Christian Greiner (1841), Joh. Gg. Urzet (1841/48), Joh. Gg. Weber (1848), Friedrich Dießlin (1853); nach dieser Zeit, von 1853 bis 1865 werden als Ratschreiber genannt Rötter und Schneckenburger. Dann folgten Joh. Jakob Maurer (1865/67), Gg. Friedrich Frick (1867/72), Joh. Jakob Roths (1872/75. Roths wurde dann Bürgermeister), Roths folgte Friedrich Würger, der aber das Amt schon nach drei Tagen wieder niederlegte. Nach ihm wurde Karl Huber Ratschreiber (1875/77), ihm folgte Gg. Fr. Bipp (1877/79). Von 1879 bis 1900 war Gg. Friedrich Frick Ratschreiber und von 1900 bis 1910 Ernst Maurer. Seit 1910 amtiert Friedrich Blum als Ratschreiber in unserem Dorf.

Die Größe der Gemarkung

Die Größenfläche der Gemarkung des Dorfes Hausen umfaßt insgesamt:	513,40 Hektar
Davon entfallen auf den Wald:	265 Hektar
(Gemeindewald: 120 Hektar; Privatwald: 145 Hektar)	
Auf Matten, Garten und dergl. entfallen:	144 Hektar
Auf Ackerland und Hausgärten:	65 Hektar
Die überbauten Grundstücke und Hofraiten umfassen:	12 Hektar
Wege und Gewässer nehmen eine Fläche ein von:	27 Hektar

Die Höhenlage

Die Höhenmarke am Stationsgebäude Hausen-Raitbach zeigt eine Höhe an von 407,940 Meter über dem Meer. Bei der Gaststätte zum „Adler“ und dem benachbarten Hebelhaus, also ungefähr in der Mitte des Dorfes, ist die Höhenlage rund 404 Meter.

Die Flurnamen

„... Aber dies fühle ich, und Sie geben mir vielleicht auch nicht unrecht, daß die alemannische Muse, so gütig auch ihre Gefänge allenthalben aufgenommen wurden, doch schicklich nur auf ihrem heimischen Boden singen darf, und daß sie eitel durch ihren Beifall und aufdringlich scheinen müßte, wenn sie ihre fremden Laute selber bis an die Donau und an die Spree tragen wollte ...“

So schrieb Hebel dem Dichter und Wiener Theaterleiter Georg Friedrich Treitschke, als dieser ihn, wie manche andere bedeutende Männer, zu bewegen suchte, seine alemannischen Gedichte ins Hochdeutsche zu übertragen. Die Befürworter einer Umschreibung, die ganz gut gemeint, aber in ihrer beeinträchtigenden Wirkung zunächst nicht erkannt war, kamen schließlich selber zu der Erkenntnis, daß die alemannische Muse „schicklich nur auf dem heimischen Boden singen darf“, wenn ihr innerer Wert voll zur Geltung kommen soll.

Zum unveränderlichen Sprachgut eines Dorfes gehören auch die Flurnamen; für das Hebeldorf gilt dies ganz besonders. Die Flurnamen sollen sein und bleiben ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Selbst in den schwersten Wirbeln der Zeitereignisse sind sie denn auch unberührt geblieben. Das äußere Bild des Dorfes hat sich gewandelt, die Fluren aber, auf denen Hebel als Kind sich getummelt, die Fluren, auf denen er die schönsten Blümlein pflückte zum herrlichen Blumenkranz für sein Heimatvölklein, haben ihre alten Namen behalten. Es sprechen somit schon sprachliche Gründe dafür, die Leser der Ortsgeschichte des Hebeldorfes auch mit den Flurnamen vertraut zu machen.

Ein Teil der Flurnamen hat aber auch geschichtliche Bedeutung. Dort wo die Spur menschlicher Nachrichtenübermittlung im Dunkel der Vergangenheit endet, da reden manchmal die Flurnamen und geben Kunde vom Dasein unserer Vorfahren. In diese Gruppe der Flurnamen gehören Burich, Burgeß, Bruckmatt, Mure, Tor usw. Der geschichtliche Zusammenhang mit diesen Gewannen geht aus andern Abschnitten der Ortsgeschichte hervor. Die übrigen Flurnamen sind verschiedenen Ursprungs. Sie deuten die Bodenbeschaffenheit, die Bodengestaltung und örtliche Besonderheiten, die einmal waren, an. In diese Gruppe gehören u. a.: Chessiloch, Röti, Erle, Steimatt und Rütli.

Auch bei den meisten sonstigen Flurnamen ist der geschichtliche Ausgangspunkt ein ähnlicher. Mit Recht werden daher die Flurnamen als ein wichtiges Hilfsmittel der Heimatkunde geschätzt. Dem Heimatsfreund, der sich mit der allgemeinen Flurnamenforschung befaßt, steht eine reiche Literatur zur Verfügung. Es sei bei dieser Gelegenheit besonders auf das wertvolle Quellenbuch aufmerksam gemacht: „Heimatschrifttum des Markgräflerlandes u. angrenzender Gebiete“ von Jakob Böfer. In einem ortsgeschichtlichen Buch kann auf die allgemeine Geschichte der Flurnamen nicht näher eingegangen werden, wir beschränken uns daher auf die Wiedergabe der Flurnamen innerhalb unseres Dorfbanns, wobei zu beachten ist, daß einzelne Gewanne in die Nachbargemarkungen hinüberlaufen und dort den gleichen Namen haben (z. B. Dätschgrabe, Brodiloch). Teilbezeichnungen (Oberi Rüttli, Ußeri Riedmatt usw.) unterbleiben, es genügt wohl der allgemeine Flurnamen.

Aus den schon erwähnten Gründen werden die Flurnamen so genannt, wie es in der Heimatsprache gebräuchlich ist, unter Weglassung von Anführungszeichen. Flurnamen, die früher für einzelne oder mehrere Grundstücke Geltung hatten, heute aber nicht mehr üblich sind, mögen im Gemeindearchiv verwahrt bleiben, sie hier alle aufzuzählen, würde zu weit führen. In Klammern ist jeweils beigefügt, um welche Geländearten es sich handelt. Nunmehr folgen die Flurnamen der hiesigen Gemarkung:

Baldersau (Matten), Bärieried (Wald), Birchbüchl (Wald), Brodiloch (Matten, Acker, Wald), Brudmatt (Matten), Büchl (Matten, Acker, Wald), Büchlacker (Matten, Acker, Gärten), Büchlmatt (Matten), Bündte (Acker, Gärten), Burget (Wald), Bürgele (Wald), Burich (Matten), Chalberweid (Grasgärten), Chendelmatt (Matten), Chessiloch (Wald), Chnobel (Wald), Chohlersmatt (Matten bei Ehner Fahrnau), Chölischberg (Matten, Wald), Chuenradsbroch (Wald, Acker), Chrege (Matten), Chrummatt (Matten), Chrumacher (Wald, früher Ackerfeld), Delle (Matten, Friedhof), Glünkisgarde (Grasgarten bei der evang. Kirche), Dätschgrabe (Wald), Dätteried (Matten), Dätsche Rüttli (Matten, Wald), Ebeniloch (Wald), Eichlenet (Wald, Acker), Enget (Matten, Acker, Wald), Erle (Matten, früher Erlenswald), Flieschweg (Matten, Acker), Fluechgrabe (Wald), Fluhmatt und Munibuck (Matten, Wald), Gern (Matten), Hellwald (Wald), Höllmatt (Wald, Matten), Im Bode (Matten), Johrewald (Wald), Henkersrai (Matten), Roßbode (Wald), Im Zwenner und Unterwirt (Matten), Langmatt (Matten), Lehacker (Matten), Lühelau (Wald, Matten), Maiberg (Wald, Matten, Acker), Müschelbach (Wald), Moos (Matten, Acker), Neumatt (Matten), Niederberg (Wald), Mure (Matten), Riedmatt (vorwiegend Acker), Pfannestiel (Matten), Regematt (Acker, Matten), Riedacher (Acker), Rohre (Matten), Röti (Matten, Wald), Rotbrunn (zwischen Chnobel und Uebholz), Rüttli (Matten, Garten), Rütteli (Sandgruben, Matten, Wald, Acker und ein kleiner Rebberg), Salzlache (Wald, Acker, Matten, Quellen), Sätteli (Wald), Giersmatt (Matten), Schroh (Wald), Ständel (Wald), Steimatt

(Matten), Stiegebrümdli (Wald, Matten, Quellen), Stockmatt (Matten), Tannebüchl (Wald), Diichgärte (Matten am Teich) Totegrabe (Wald, Wasenplatz), Lebholz (Mecker, Wald), Unteri Ebeni (Wald, Mecker), Ostadacker (Matten, Mecker, Wald), Tor (Matten, Gärten), Wagegspeer (Wald), Wiesematt (Matten), Winkel (Matten, Wald), Wuhrmatt (Matten).

Was uns die Flurnamen erzählen

Die große Matte im Büchlacker, zwischen Bergwerkstraße und Zwengerwägli (sie ist heute Eigentum der Stadt Zell) hieß früher auch *Hebelmatt*. Hier befand sich nämlich beim großen ersten Hebelfest am 10. Mai 1860 der Festplatz.

Die Fluhmatt diente früher als *Holzplatz*. Das gefällte und aufgesägte Holz in den benachbarten Waldungen wurde, als Holzabfuhrwege noch fehlten, auf die Fluhmatt geschlittet und hier gespalten und aufgesetzt. Mit der mühsamen und gefährvollen Arbeit des Holzschlittens hängt wahrscheinlich der Flurname *Fluechgrabe* zusammen. Vermutlich ist hier öfters ein derber Holzmachersfluch ausgestoßen worden.

Ueber die Entstehung des Flurnamens *Henkersrai* wird erzählt: Eine Anzahl Dorfbuben spielten Henkerlis; im Spiel haben sie an einem Baum einen Spielfkameraden aufgehängt, als eben ein Hase in Sicht kam. Die Buben rannten dem Hasen nach und als sie wieder zum Baum zurückkehrten, war ihr Kamerad bereits tot.

Der Flurname *Chuenradsbroch* ist durch die volkstümliche Bezeichnung *Schiibe broch* verdrängt. Hier ist die Stätte, auf der alljährlich am Abend der „Buurefaschnecht“ dem uralten, aus vordristlicher Zeit stammenden Brauch des „*Schiibeschla's*“ gehuldigt wird; hier flammt beim Beitzfläuten das Fastnachtfeuer auf, das auch auf den Bergen der Nachbargemeinden zum Himmel lodert, und hier fliegen dann in hohem Bogen die glühenden Holzscheiben wie Sternschnuppen durch die Nacht. Außer dem Hebelfest, bleibt wohl das heimatische Fastnachtfeuer und „*Schiibeschla*“ am besten im Gedächtnis derer verankert, die als Erwachsene die Heimat verlassen, um in der Fremde ihr Auskommen zu suchen. Solchen in der Fremde lebenden Landsleuten bereitet es eine besondere Freude, wenn ihnen nach Fastnacht aus der alten Heimat geschrieben werden kann, es sei die ihnen geschlagene Scheibe schön geflogen. Darauf kommt es nämlich an. Nach dem Volksglauben bringt die schön fliegende Scheibe Glück, ein Fehlflug dagegen bedeutet Pech. Ortsfremde, die sich für den uralten Brauch des Scheibenschlagens interessieren, mögen von den nachfolgenden Erläuterungen Kenntnis nehmen:

Die meistens quadratische Holzscheibe, die in der Mitte ziemlich dick und durchbohrt, an den Enden dünner ist, wird auf einer etwa zweieinhalb bis drei Meter langen Haselrute angestekt und ins Feuer gehalten, bis sie gut angebrannt ist. Dann tritt der Scheibenschlager oder die Scheibenschlagerin, die glühende buchene Scheibe schwingend, zum Scheibenstuhl, der einem Waschstuhl gleicht (es sind in der Regel 4—6 Scheibenstühle aufgeschlagen).

Mit kräftigem Schwung wird die Scheibe abgeschlagen. Ist auch noch die Windrichtung günstig, dann fliegt die glühende Scheibe in hohem Steil- und Gleitflug oft mehrere hundert Meter weit. Natürlich gibt es auch manche Fehlschüsse, deren unheilbringende Wirkung jedoch durch nachfolgende bessere Abschlüsse ausgeglichen werden kann. Das übliche Sprüchlein beim Abschlagen der Scheibe lautet:

Schibii! Schiboo!
Wäm soll die Schiibe geh?
Die Schiibe soll fahre
gar schön! Sebet sie rächt!

Die Punktierung gilt für die Namen, die genannt werden. Meistens wird jedoch das Sprüchlein unter Weglassung der zwei ersten Verszeilen abgekürzt gesagt.

Die vielen Erwachsenen, die sich beim „Schiibefüür“ einfinden, sind gewissermaßen Gäste der Jugend, denn sie befinden sich hier im *Kinderland*, in dem alle Pflichten und Rechte, die mit der Vorbereitung und Durchführung dieses uralten Volksbrauchs verbunden sind, auf die verschiedenen Altersstufen der Jugend verteilt sind. Die Scheiben werden vorwiegend den Liebespaaren und solchen, die es werden möchten, aber auch den Eltern und Angehörigen und ebenso den Spitzen der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit geschlagen. Selbstverständlich äußert sich beim Scheibenschlagen auch der derbe Volkshumor in mancherlei Form.

Spuckgeschichten und Volksagen

Im Zusammenhang mit den Flurnamen sind einige Spuckgeschichten und Volksagen zu erwähnen. Als die am meisten durch böse Geister unsicher gemachte Gegend galt früher die Strecke etwa vom „Pfaffenberg“ bis hinter die „Bruckwoog“. Das verengte Tal und die steil aufragenden (früher kahlen) Berge mit den dunklen Tannenwäldern geben der Landschaft in der Nacht ein düsteres Gepräge. Mancher schauerliche Vorfall gab dazu der menschlichen Phantasie viel Spielraum. So ereignete sich hier schon um das Jahr 1406 ein Totschlag, über den ein langer Streit über die Gerichtshoheit entstand, wie schon an anderer Stelle der Ortsgeschichte dargestellt ist. Auch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam es in dieser Gegend zwischen jungen Burschen von Hausen und Zell zu einem blutigen Streit, bei dem ein junger Mann erstochen auf dem Platze blieb. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm sich im Tannenwäldchen oberhalb vom „Steini-Chrüg“ ein männlicher Ortsbewohner das Leben. Er grub sich ein Grab, schleppte Tannäste herbei, deckte sich damit zu und erschoss sich liegend mit einem Gewehr, indem er mit den Beinen den Abzugshahn abdrückte. Erst nach vielen Jahren wurde der Tote gefunden; eine Anzahl Buben durchstreifte den Wald, wobei einer in die Grube des Toten einbrach.

Den Ruf einer schauerlichen Gegend bekamen jedoch die Dertlichkeiten hauptsächlich durch den G a l g e n, der auf der Anhöhe unweit der Grenze auf der markgräflichen Seite stand. Der Galgenplatz soll beim Bahnbau abgegraben worden sein, die Anhöhe heißt aber heute noch „Im Galge“. Hier befand sich früher auch das „Chähermättli“, das wohl auch dem Kanal-, Straßen- und Bahnbau zum Opfer fiel. Bei den „Drei Eichen“, die am Fuße des „Grendels“ standen, wurden noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, so behaupteten manche Leute allen Ernstes, oft in mitternächtiger Stunde die bösen Geister Behängler und Hingerichteter gesichtet.

Eine gruselige Geschichte aus dieser Gegend ist auch im Zeller Geschichtsbuch erzählt. Ein Mann, so wird dort ausgeführt, hat einmal auf dem Heimweg in der Hausener Hammer Schmiede vorgesprochen. Nachts um 11 Uhr sah er einen Reiter herankommen, in dem der Mann einen Begleiter zu finden hoffte. Im Schein des Schmiedsfeuers sah er jedoch einen Rappen vorbeischießen, der den nebenher gehenden Reiter fast ganz verdeckte, nur so viel war zu sehen, daß der Reiter Ziegenfüße hatte. Der Mann folgte dem Reiter, der plötzlich mit seinem Pferd links in den Straßengraben stürzte. Als der erschrockene Mann, der gefolgt war, in den Graben rief, ob er helfen soll, blieb alles grabesstill. Da ging der Mann weiter und hörte, wie ihm der Reiter nachsprang. Wollte er nun den Reiter vorüberlassen, blieb auch der Reiter stehen, ging der Mann weiter, folgte auch die unheimliche Reitergestalt. Erst an der Zeller Kapelle warf der Reiter sein Roß herum und jagte das Tal hinunter, daß die Funken stoben. An der Kapelle konnte er nicht vorbeireiten.

Auch beim „Steine Brüdli“, halbwegs zwischen Hausen und Fahrnau, soll es als „gspuckt“ haben. Mitternächtlige Heimkehrer sahen hier oft eine schwarze Katze auf dem Stein hocken, die sie mit ihren glühenden Augen anglokte. Vermutlich war der schwarze Kater dann am deutlichsten zu sehen, wenn der Heimkehrer zu tief ins Schoppenglas geguckt hatte.

Eine interessante P u h u - S a g e ist mit einem in der Buehlmatt erhaltenen Bannstein verknüpft. Sie besagt: Da die Schopfheimer Gerichtsherren an der Hausen-Schopfheimer Banngrenze falsch „gmarchet“ hatten, mußten sie nach ihrem Tod als Gespenster wieder erscheinen. Man sah sie nachts mit einem Licht in der Mitte um den Bannstein herum sitzen. Solche „Marchstei“-Geschichten bilden den Hintergrund des Gedichts „Die Irrlichter“, wo H e b e l u. a. sagt:

„Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und bettet lisl: „Das walt Gott, der Her —
Ach, bleib bei uns!“ — im Wetter sin si do.

Worum? Sobal der Engel bette hört,
se heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb jo lieber dört,
und wenn er chunnt, se hebt er d'Ohre zue.“

Kleine und große Marksteinversetzungen

Das Versetzen von „Markstei“ war bei unseren Vorfahren offenbar ein Verstoß gegen die guten Sitten, der ziemlich oft vorkam. Eine amtliche Flurvermessung im heutigen Sinne gab es eben früher nicht, diese setzte erst im Jahre 1854 ein und zog sich hin bis 1914. Die Versuchung, Marksteine zu versetzen, mag daher stets nicht klein gewesen sein, sie konnte aber oft auch mit Fahrlässigkeit verbunden sein, so daß nicht immer unbedingt ein böser Wille vorlag, wenn die Marksteine verschoben wurden. Immerhin: Eines kleinen Streifens Land wegen riskierten die kleinen Sünder ihr ewiges Seelenheil und mußten nach ihrem Tod als Puhu und Irrlichter durch die Fluren, die Stätten ihrer Freveltaten, geistern.

Es gab aber auch Marksteinversetzungen im Großen, die allerdings gesetzlich getarnt waren. Deren Urheber brauchten also nicht befürchten, der ewigen Verdammnis anheimzufallen und als Puhu die Leute zu „vergeltete“, obwohl diese Marksteinversetzungen für die Allgemeinheit sehr viel einschneidendere und nachteiligere Wirkungen hatten, als die kleiner Frebler. Es sei bei dieser Gelegenheit an die vielen Auseinandersetzungen erinnert zwischen den Gemeinden und den Grundherrschaften um das Besitz- und Nutzungsrecht am Wald und den Weidbergen. Die Gemeinden befanden sich bei diesen Auseinandersetzungen in der Regel im Nachteil, weil sie sich selten auf geschriebenes Recht berufen konnten; sie machten ihr altes Gewohnheitsrecht geltend und beriefen sich auf das Zeugnis alter und angesehener Mitbürger. Die Gegenpartei dagegen hatte gewiegte Rechtskundige und außerdem stand die Macht auf ihrer Seite und die Entscheidungen in den Auseinandersetzungen waren zweifellos häufig nicht nur von juristischen, sondern auch von machtpolitischen Faktoren abhängig. Der Schwache unterlag dem Starken. Geschichtlich steht die Tatsache fest, daß die Urform der Besitzregelung Gemeinschaftsbesitz war, der Großgrundbesitz der Grundherrschaften ist jüngeren Datums und wurde nach und nach in die geschlossenen dörflichen Wald- und Feldgemeinschaften eingeschoben.

Aus jener Zeit, da beim Markgrafen oft bittere Beschwerden und Proteste der Untertanen einliefen, weil die Gemeinden ihr uraltes Besitzrecht nicht aufgeben wollten, sind auch in unserer Gemarkung einige klassische Zeugen erhalten geblieben. Es sind dies eine Anzahl Bannsteine. Der Bannstein mit dem Roggenbach'schen Wappen bei der Schleith'schen Riesgrube auf dem Burich, der die Fischwassergrenze anzeigt, ist schon an einer anderen Stelle erwähnt, ebenso der Bannstein in der Bühlmatt. Der Bannstein 11 im Schopzheimer Berg trägt das badische Wappen und die Jahreszahl 1664. Zwischen Totengraben und Wagenspeer befinden sich einige Bannsteine, die den großen Roggenbach'schen Waldbesitz abgrenzen. Der Bannstein 1, dort wo die Hausener, Zeller und Raitbacher Gemarkungsgrenzen zusammenlaufen, trägt die Jahreszahl 1720, auf diesem Stein befinden sich das badische und das Schönausche Wappen. Unweit davon befindet sich ein

weiterer Bannstein mit diesen beiden Wappen und der Jahreszahl 1571. Auf dem nächsten Bannstein ist das österreichische und Schönausche Wappen zu sehen. Beim Bannstein 1 steht das oft erwähnte „Steini Thriib“ an der früheren Grenze zwischen der Markgrafschaft und Vorderösterreich. An dem Kreuz sind die Buchstaben und Zahlen eingemeißelt: JNRJ Z 1750 M.

Die erwähnten Bannsteine geben uns als stumme Zeugen lehrreichen Aufschluß darüber, wie verwickelt auch in unserer Gemarkung die Besitzrechte waren und es zum Teil auch heute noch sind.

„Da blühen die Reben . . .“

Unser Dorf liegt außerhalb des markgräflichen Weinbaugebiets. Die Enge des Tales, die nördlich und östlich hochragenden Berge und auch die Höhenlage des Dorfes selbst beeinflussen das Klima, das einen rentablen Weinbau im Großen ausschließt. Im Kleinen allerdings ist der Versuch zum Weinbau schon seit langer Zeit unternommen worden. Im Rütteli, am heutigen Maibergweg, dessen halbdige Sonnenseite zweifellos noch die günstigsten Voraussetzungen für den Weinbau erfüllt, wird schon in alten Urkunden vom Jahr 1773 ein Rebberg erwähnt, den zwei hiesige Bürger im Jahr 1728 angelegt haben. Ein kleines Stück dieses Rebbergs blieb bis vor etwa 25 Jahren erhalten. Seit einigen Jahren wird nun im Rütteli wiederum in kleinem Umfang Weinbau getrieben; möge diesem Versuch guter Erfolg beschieden sein.

Nach mündlichen Ueberlieferungen soll es in früherer Zeit im Berggelände vom Rütteli bis zum Chessiloch mehrere größere Rebberge gegeben haben. Noch im Jahr 1865 brachte Jakob Weishag, wie er selbst erzählte, aus dem Chessiloch drei „Henkel“ reife Trauben mit heim, es waren damals im Chessiloch noch einige Rebstöcke vorhanden. Weinbau im Großen wird aber in unserer Gemarkung der klimatischen Verhältnisse wegen ein schöner Traum bleiben.

Einige Jahre hindurch wurde im Rüttelgebiet auch ein Versuch zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen zum Zwecke der Seidenraupenzucht unternommen, der aber bald wieder aufgegeben wurde.

Wo Hebel oft noch weilte

In der langen Liste der aufgeführten Flurnamen wird vielleicht der eine oder andere mit den Gemarkungsverhältnissen nicht vertraute Hebelfreund einige Flurnamen vermissen, die von Hebel genannt wurden, so insbesondere die Flurnamen Pläßberg, Alzebühl und 's Tannerswald. Es soll daher nicht unerwähnt bleiben, daß diese Gewanne, die Hebel oft durchstreift hat, zur Gemarkung unserer Nachbargemeinde Raibach gehören. Die Eigentümer mancher Grundstücke in diesen Gewannen,

namentlich im Tal, haben ihren Wohnsitz in Hausen und auch in Fahrnau (Hafelschwan, Frauenacher, Dürri Weid, Schlüsselbach usw.). Die beiden Gemeinden Hausen und Raitbach, die kirchenpolitisch vereinigt sind und eine gemeinsame Bahnstation haben, sind also auch wirtschaftlich eng miteinander verflochten. Das nachbarliche Verhältnis der Bewohner beider Gemeinden war denn auch von jeher ein sehr familiäres, wie überhaupt zwischen dem Hebeldorf und seinen Nachbarorten in der alten Markgrafschaft von altersher ein recht vertrauter wechselseitiger geselliger und geschäftlicher Verkehr üblich ist.

* * *

Husemer Allerlei

Hexe- und Gspenstergschichtli

Im Abschnitt über d'Flurname isch uf Gspenstergschichte higwiese, die no der Volksfag in euser Begnig gspielt hän. An dere Stell soll jech e Hexegschicht verzellt werde, die urkundlich überlieferet isch. Si isch im Kirchenzensurbuch protokolliert. Wörtlich heisst's dört unterm 18. Mai 1800:

„Da Jakob Müller klagbar eingebracht, daß der kränkliche Hammermeister Stephan Roths die Ursache seiner Krankheit der Mutter Benedikt Müller Ww. zugeschrieben habe, so wurden beide Teile vernommen und Stephan Roths zur Rede gestellt. Dieser Mann gab vor, er habe es von andern gehört, daß sein Zustand von bösen Leuten herrühre und er habe schon viele Doktoren gebraucht. Dem Roths wurde gezeigt, daß sein Glaube an Hexen ein heidnischer Glaube sei und derselbe belehrt, in dergleichen körperlichen Zuständen nicht bei Kapuzinern und anderen Betrügnern, sondern bei erfahrenen Ärzten Hilfe suchen und im Falle diese nicht helfen, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen.“

Um die Zit vo 1800 het also schiints der Hexeglaube no e recht große Rolle gspielt. Me mueß aber zue ge, aß es au 100 Johr später no viel Hexegläubigi ge het, jo und 's würd nit ganz sicher si, ob si hüt alli usgstorbe sin. Friili tritt hüte der Hokusfokus in e weng andere Forme uf, aber dört wo ufere Meß' oder ufem Chalte Markt ain gschickt der gliiche tuet, er chönn fini Mitmensche e weng in ihre Schicksalsbuech güggele lo, isch der Zuelauf recht groß. Me brucht also über eufi hexegläubige Vorfahre nit gar e so arg d'Nase rümpfle.

In eusem Dorf sin die letzte „Hexe“ erst vor e paar Johrzehnte gstorbe, die ältere Lüt unter eus häns no guet gchennt, si chönne si au no an der lezt Hexemeister erinnere, dä ungfähr zue der gliiche Zit gstorbe isch. Wo's Hexe ge het, hän d'Hexemeister viel z'tue gha. Meistens hän si e weng öbis verstande vo der tierärztliche Chunst und au in der Naturheilkundi hän se si usgchennt, aber 's wichtigst isch ebe doch der Hokusfokus gsi, je

größer dä gsi isch, um so mehr hän d'Lüt Vertraue gha zuem Hexemeister und jede Dokter sait jo, aß ohni 's Vertraue vom Chranke e Arzt nit viel usrichte chönn. Wo der Hexemeister mit em gheimnisvolle 6. Buech Moses agruoft isch (in der Bible sin glaubi 5 agfüehrt), mit däm er sogar im Teufel het chönne Mooris lehre, do ischs mit de Hexechräfte Mattis am lehle gsi.

Der leht Husemer Hexemeister het e guete Ruef gha, vo wit her sin d'Lüt zuenem cho, wänn si in Hesesache Not und Hilf brucht hän. Me mueß sage, er het au öbis chönne und isch ne recht gscheite und erfahrene Metzger gsi. Aß d'Lüt eifach hän welle an Hese glaube, dodersür het er jo nüt chönne. Er isch aber uf jede Fall viel besser dra gsi, aß die arme Fraue, die als Dorfhege verschraue gsi sin. Was möge amig die Fraue au glitte ha unter dene dumme und recht böartige Bsuldigunge! 's isch e recht schwarz Kapitel us der Vergangeheit.

*

Aß es in der Hesezit au viel gspengsteret het, isch bekannt. Wo me si der Gspenster gar nümme het erwehre chönne, sin menggmol d'Chapuziner gholt worde, die gwüßt hän, wie me d'Gspenster in Fläsche abfülle, oder zwüsche d'Mure imure cha. Me mueß schier förche, aß bim Abrisse vo alle Hüser, aim do und dört no emol Gspenster ins Bsicht gumble.

Am radikalste sin Gspenster amig dört vertriebe worde, wo si vo bherzte Männer grüen und blau ghaue worde sin. E so Fäll het au H e b e l (im „Schatzkästli“ chames lese) gschilderet. Gewöhnli isch es inere Gegnig, wos amig gspuoft het, ganz ruehig worde, wänn 's Gspenst e zümstegi Tracht Brügel kriegt gha het. Triebkraft zuem gspengsterle isch meistens d'Bosget, menggmol au e rechte Larifaristimmig gsi. 's „Gspenst“ het e Gspäß gha dra, wänn 's de Lüte het chönne z'förche mache und het gwüßt, aß viel Mensche Föchtibuzze sin.

Ne recht unheimli Gspenst het si, so verzelle die alle Lüt hüt no in eusem Dorf, emol langi Zit ufem Maiberg obe am Weg no em Bürgeli umetriebe. Wänn fällti Zit der Buß Karli scho Heilchrütter, Schwümm (eßbari) und Beeri gsuecht hätti und das grusig Gspenst wärem bigegnet, so hättis weleweg derno d'Nacht druf numme gspensteret, zum mindeste aber hätt' der Karli däm Gspenst bibrocht, aß me jo wohl de Lüte e weng z'förche mache cha, aber e groözi Schlegelag brucht e so ne Gspenst doch nit bi sich z'ha. Mitere Schlegelag isch nämli fällt Gspenst amig umegrennt. Wos hi cho isch, weißt me nit, aber me würd ane dörfe, aß es ame schöne Tag in der Gottsacher ine trait worde isch. Derno hets nümme gspuoft ufem Maiberg obe.

Ne eigartige Bruuch

In der Zit, wo Hese Glaube und Gspensterfurcht grassiert hän, het der Aberglaube im ganze Volkslebe e groözi Rolle gspielt. Aber au bi dere Glegeheit isch z'sage, aß der Aberglaube no lang nit usgrottet isch, der wüßet jo Bscheid. Ne abergläubische Ursprung isch bi mengem alte Bruuch, dä mit

Recht in Ehre ghalte würd, z'finde, me huldiget aber nit im Aberglaube, wänn bi Volksfestlichkeite 's alt Bruuchtum bsunders pflegt würd, nei me weißt, aß me uf dem Weg zue euse Vorfahre in die tiefssti Vergangeheit chunnt und der Urbode chenne lehrt, uf dem si euser völkisch und landsmannschaftlich Eigelebe ufbaut. Ehrfurcht vor em Alte findet in der Pfleg vom Bruuchtum e schöne Usdruck.

So würd au der eigartig Bruuch z'werte si, dä bi eus verzellt würd vo de Wirt und vo de Immezüchter. Wo zuem Biiispiel im jehige Alderwirt si Großvatter gstorbe gsi isch, het eis vo de Chindere müesse in Wiicheller go und het an jedem Faß müesse chlopfe und sage: „Der Meister isch gstorbe“. Wär das nit gmacht worde, so wär, so het me agno, der Wii alle suur worde und hi gange. D'Wiigeister hän müesse wüsse, wo si dra sin.

Uf e ähnlichi Art isch de Imme in jedem Immestodß Bscheid gsait worde, wänn der Immezüchter gstorbe isch. Nume e so het chönne verhinderet werde, aß d'Immevölcher z'grund gönge.

Halleluja, Frau Pfarrer!

Wänn 's Halleluja rüefe e Gradmesser wär für der Stand der Frömmigkeit, derno hätte in de 90er Johre im vorige Johrhundert e zitlang z'Huse die Gerechte (in der Höchste- und in der Mindestzahl) mit Eichtigkeit chönne namhaft gmacht werde, die der alt Abraham hätti sölle usfindig mache, um Sodom vorem Untergang z'rette. Ueber eusi Begnig wär lei Schwefel- und Fiiürrege niedergange, und 's wär au lei Wiibervolch ine Salzsäule verwandelt worde, wie d'Sara bi Sodom und Gomorra.

Aber im Halleluja, das fälltmols dur eusi Begnig gschallt het, isch lei inneri religiösi Spannig zuer Entladig cho, nei, 's het si e recht irdischi Fröhlichkeit, gmüschlet mit e weng Bosget, drin usdruckt. Und das isch e so cho: Der Fraueverein, dä viel Guetis wirkt und scho menger arme Chindbetterne und menger arme chranke Frau bigstande isch, het si jöhrlichi Hauptversammlig abghalte. Me het si gfrent über die segensriichi Arbet im abglaufene Vereinsjohr und gueti Rotschläg sin ge worde für d'Zukunft.

Bi dere Glegeheit het au 's Roth's Meili, e bravi, rechtschaffeni Frau und Mueter, e chlaini Red an d'Mitschwesteren vom Verein ghalte. Dur's freudig Echo isch 's Meili innerlich e so biglückt worde, aß es si Wiigläsli in d'Hand gno und der Reihe no mit jedem Vereinsmitglied agstoße und uf herzlichi Fründschaft und Gsundheit trunke het.

Bi sim Rundgang isch 's Meili an der Vorstandstisch cho, wo d'Frau Pfarrer der erst Platz igno het. Ufem Meili sim guetmüetige Großmüetterligsicht isch der Widerschi vom große glückhaftige innere Erlebnis glege. Fründli het d'Frau Pfarrer im Meili zueglächelet; das het e groß Bidürfnis empfunde, der Frau Pfarrer si Dankbarkeit z'bizüüge. Aber uf weli Art

dänn au? Alstoße mitem Glas und Gsundheit trinke, wie bi de andere, fällt wär welewäg schier z'gewöhnlich, würd 's Meili denkt ha. Es het si Wiigläsli gno und mit der Frau Pfarrer agstoße. Und mit heller luter Stimm, aß mes im hinterste Winkel vom Adleraal verstande het, isch vom Meili der Subelruef usgstöße worde: „Halleluja, Frau Pfarrer!“

Me würd jeh kei bsunderi Erklärig me dersür bruche, aß fällt Halleluja, wo derno e zittlang dur Huse und dur alli Nocherdörfer gschallt und au in de Wißblätter e Echo gsunde het, kei Subelruef gfi isch us fromme Seele.

* * *

Die Poststelle

„Es sind schon ganze Briefe, die ich ins Oberland geschrieben habe, abgeschrieben wieder nach Karlsruhe gekommen. Einen davon, der mutwillig, aber zum Glück nichts weiter war, hat der G.-Herzog gelesen.“ So schrieb Hebel im Mai 1807 seiner Weiler Freundin. Vermutlich wollten gewisse Kreise Hebel in Karlsruhe anschwärzen; mit dem Briefgeheimnis, das heute von der Reichspost als selbstverständlichste Pflicht anerkannt ist, scheint es zu Hebels Zeit recht windig bestellt gewesen zu sein. Beim damaligen Stand des Verkehrs- und Beförderungswesens war dies auch kein Wunder. Wohl gab es in größeren Orten staatliche Poststellen, aber die Führung des Postwagens und der Abhol- und Zubringerdienst waren in privaten Händen. Für den Postwagen war der Weg von Karlsruhe bis ins Oberland sehr weit und die mitgeführte Post lief durch gar viele Hände, bis sie am Bestimmungsort anlangte.

In unserem Dorf brachte erst das Jahr 1882 eine wichtige Verbesserung der örtlichen Postverhältnisse, allerdings groß war der Postverkehr noch nicht. Bis 1882 hatte Hausen postalisch zum Landbestellbezirk Schoppsheim gehört, wo 1830 eine staatliche Poststelle und 1840 die erste Posthalterei errichtet wurde. Ein Landbriefträger brachte die Post von Schoppsheim; er hatte täglich folgenden Dienstgang zu machen: Schoppsheim, Fahrnau, Hausen, Gresgen, Tegernau, Wieslet, Enkenstein, Langenau und zurück zum Ausgangspunkt. Die tägliche Vergütung war gering, dagegen der Schuhsohlenverbrauch sehr groß, weshalb denn auch die Postbehörde zwar die Vergütung nicht erhöhte, aber des Landbriefträgers Kosten für die viele Schuhsohlerei übernahm.

Die Poststelle Hausen, die ihren Betrieb am 1. Juli 1882 aufgenommen hat, wurde dem langjährigen Ratschreiber und Steuereinnahmer Georg Friedrich Friß übergeben, dessen Vorfahren unter den Hammerschmieden des Eisenwerks erwähnt sind. Bis heute, somit schon 55 Jahre, wird die Poststelle von Angehörigen der Familie Friß verwaltet; sie geht auf den

Namen der Witwe Lina F r i k , geb. K i e f e r , der Frau des verstorbenen Sohnes des Georg Friedrich Ernst F r i k , wird aber seit dessen schon im Jahr 1905 erfolgten Tod von der Schwester Emma vorbildlich geführt. In Emma F r i k , die mit ihrer Schwester Frieda schon als Kind beim Aus-
tragen der Post im Dorf behilflich war, verkörpert sich somit die ganze Geschichte der hiesigen Poststelle.

Durch die Zuteilung eines räumlich sehr weitläufigen Landbestellbezirktes links der Wiese, fand das Arbeitsgebiet der Hausener Poststelle eine starke Vermehrung. Es gehörten dazu Raitbach, Sattelhof, Glashütten, Nürnberg und Teile eines Gersbacher Bestellbezirks, später kamen noch Blumberg, Schweigmatt und Steinegg dazu. Besonders durch die Eröffnung des Schweigmatter Kurhauses, das Buchdruckereibesitzer Georg N e h l i n , Schopfheim, in der Mitte der 80er Jahre erbauen ließ, und durch das Auf-
blühen Schweigmatts als Höhenluftkurort wurde die Arbeitslast der Land-
briefträger größer, die zunächst von einem, später von zwei täglich zu bewäl-
tigen war. Die tägliche Marschleistung auf zwei Dienstgängen betrug rund 40 Kilometer.

Die Landbriefträger waren die Verbindungsmänner zwischen der großen Welt und den Bewohnern der abseits des Weltverkehrs liegenden stillen Dörfer und einsamen Höfe. Viele Jahre waren dies die Brüder Jakob und Karl Hug von Hausen und dann auch Albert F l e i g . Hügel auf und Hügel ab ging es in des Sommers Sonnenglut und in des Winters strengster Kälte, bei Regen, Schnee und Sturm. Wie für den „Bott vom Schwizer-
land“, so galt auch für unsere Landbriefträger, was Hebel sagte:

„Nu flink dur's Land, Herr Bottema,
mit euer Taschen uf und a,
und bringet, wie mer's gwohnet sin,
viel schöni Bricht und Lehre drin . . .“

Wenn im Winter die Dörfer und Höfe eingeschneit waren, fast auf jedem Scheunentenn das Ried der Drescher dröhnte und im Takt klopfte, auf weiter Flur aber kein menschliches Wesen zu sighten war, da stapfte irgendwo der „Bott“ im tiefen Schnee den Berg hinauf, um den ihm wohlbekannten Berg-
bewohnern die Brieffschaften zu bringen, deren Inhalt Freud und Leid, Glück und Unglück, Liebesfreude und Liebeskummer bedeuten konnte. Nun ver-
drängen Eisenbahn und Auto auch diese Reste hausbackener Gemütlichkeit und alten postalischen Brauchtums, Postkutsche und Landbriefträger w a r e n
einmal, die Poststelle in unserem Dorf i s t noch, wird aber vermutlich in
nicht zu ferner Zeit durch ein Post a m t abgelöst werden, das übrigens schon
wiederholt beantragt, aber nicht genehmigt wurde. „'s chunnt alles jung
und neu . . .“

Die Eisenbahn

Die Geschichte der Eisenbahn soll an dieser Stelle selbstverständlich nur insoweit behandelt werden, als sie örtliche Interessen berührt. Am 10. Mai 1862, also am Hebelst, machte die erste Lokomotive auf dieser Teilstrecke ihre Probefahrt. Die Lokomotive hatte den Namen *Hebel* erhalten. Am 5. Juni desselben Jahres wurde dann die Strecke dem Betrieb übergeben. Die Fortführung der Bahnlinie von Schopfheim nach Zell erfolgte erst in den Jahren 1874/75. Am 27. November 1875 fuhr der erste Zug nach Zell.

Zunächst war geplant, die Bahn rechts der Wiese durch Hausen zu führen, wenn es dazu nicht kam, so liegt die Schuld hauptsächlich beim Besitzer der Seidenfabrik, die auf dem Gelände des alten Eisenwerks entstanden war. Weil der Fabrikant sich weigerte, sein Gelände herzugeben, wurde die Bahn dann links der Wiese durchgeführt und das Stationsgebäude auf der Raitbacher Gemarkung angelegt. So müssen nun dauernd die nachteiligen Folgen in Kauf genommen werden, die durch Kurzsichtigkeit entstanden sind, dabei ist es ein schlechter Trost, daß ähnliche Kurzsichtigkeit auch andere Orte von der Bahn abgedrängt hat. Die Linienführung durch das Dorf hätte den Fabriken den Gleisanschluß ermöglicht und so zweifellos die Verfrachtung verbilligt, sie hätte aber auch förderlich auf den Fremdenverkehr gewirkt, der Verkehr wäre durch den Ort und nicht am Ort vorbei geleitet worden.

Die Güterhalle ist erst lange nach Erstellung der Bahn erbaut worden und erst, als die Fabrikanten und Geschäftsleute immer energischer die Erstellung einer Güterhalle forderten. Im Jahr 1912 wurde die Wiesentalbahn für den elektrischen Betrieb umgebaut; seit 1913 fahren die Züge mit elektrischen Maschinen. Im Jahr 1935 sind auch sog. *Triebwagenzüge* auf der Strecke Basel—Zell zur Einführung gekommen. Unser Tal besitzt also heute ein hochmodernes Verkehrswesen, zumal die Straße auch für den Motorverkehr gut ausgebaut wurde. Nur unsere Nachbarn im hinteren Wiesental müssen sich immer noch mit dem Schmalspurbähnle begnügen.

* * *

Husemer Allerlei

Die erste Isebahnfahrt

Am Anfang, wo d'Wiesetalbahn in Betrieb cho isch, hän d'Güt in euser Gegnig recht wenig Vertraue gha zue der Betriebssicherheit vo däm neue Verkehrsmittel. Au der Tobbelisrieder vo Huse und sie Frau, 's Rätterli, hän emol ame Obe lang mitenander drüber dischleriert, öb me's woge chön, mit der Isebahn uf Schopfe z'fahre (sin 5 Kilometer). Me isch übereis cho,

aß der Jöbbeliefrieder am andere Morge der eint Weg fahrt; er het müesse uf Schopfe uf der Viehmärt, um e Chiiehli z'chause. Mit der Chueh zemme het er derno heimeszue welle z'Fueß go.

Im Rätterli isch es arg schwer gsi ums Herz und 's het's nit anderst tue, es isch zuem Abschied mitem Jöbbeliefrieder uf der Bahnhof gange und wo's Zügli igfahre isch, het der Ma sinere Frau d'Hand ge und het gsait: „Bhüet di Gott, Rätterli, wännmer enander im Fall nümme sehn, weisch d'Sebahn isch gar e gföhrli Fuehrwerch.“

Didi Träne sin im Rätterli über d'Bädli glauf und 's het im Zügli nogluegt, bis in die düüri Weid und bis gege Fahrnau. Wo Fahrnau bis uf Schopfe isch es derno nümme gar e so wit gsi. Wo der Zug z'Schopfe acho und unterwegs niene umgheit gsi isch, het der Jöbbeliefrieder e große Gumb gno zuem Wage us und het in der nächste Wirtschafft gli ain gnehmiget, in der andere Wirtschafft no ain usw. Aß er e Chueh chause will, fällt het er in der Freud über die glücklichj ersti Sebahnfahrt ganz vergesse.

Deheim het 's Rätterli in Mengste glebt, öb der Ma wieder heim cho würd, oder öb em öbis würd passiert si. 's isch Obe worde und 's isch der Mitternacht zuegange, lei Jöbbeliefrieder het si seh lo. Endli gegen de Eise z'Nacht isch er cho, ohni Chueh, aber miteme große Aff. 's Rätterli het gli beed, der Jöbbeliefrieder und der Aff, ins Bett gheit.

Billigi Sebahnfahrt

Der Buchterli Hansjerg het zue dene Lüte ghört, wo no nie Sebahn gfahre gsi sin und wenig Geld gha hän. Wo er emol gschwind öbis brucht het, wo me z'Schopfe in der Apithek het müesse hole, do het der Buchterli denkt, „he, i fahr halt jek doch emol mitem Zug und aß mi nit z'tüür chunnt, laufe i heimeszue.“ Me het aber im Buchterli Hansjerg gsait gha, er chömm am billigste eweg, wänn er miteme Redurbillet fahr.

Also het der Buchterli z'Huse am Schalter e Redurbillet gchauf und isch uf Schopfe gfahre. Heimeszue aber isch er z'Fueß am Wald no, gegenem Fahrnauer Hof und der Burichweg uf gwalzt, Huse zue. 's Redurbillet het er im Tschobesack heim trait. Deheim het er's gli im Nocher verzellt, er seig hüte Sebahn gfahre, ghör also jek au zue dene Lüt, wo scho mit em Zug e Reis gmacht hän. Notürli het er im Nocher au 's Billetti gspieglet.

Wo der Nocher gseh het, aß der Hansjerg e Redurbillet het, isch er recht verstuunt gsi und het gfrogt: „Dä bisch heimeszue nit gfahre, Hansjerg?“ „Nei“, sait der Buchterli, „fäll wer mi doch e weng z'tüür cho“. Aß er e Dummheit gmacht het, isch em nit licht bigriiflich z'mache gsi.

Buchterli isch übrigens ne Uebername gsi, mitem rechte Name het der Buchterli Weber gheiße. Säll isch au emol der Chinderschwester zuer Kenntnis brocht worde. Sie het im Buchterli uf d'Wienecht welle e Freud

machte und hetem e Paar Socke gestrickt. Wo's ems brocht het, sait si, „do Herr Buchterli, hanich e Paar Socke zuem Wienechtchindli“. Dodruf hi het dr Bschenkt erwidert: „d'Socke nimm i, aber Buchterli heiß i nit“. Aß er ne andere Name het, isch der Schwester erst jeh bitannt worde.

Wie me d'Isbahner fuxe cha

E ganz schlaue Mitbürger isch emol mitem Zug uf Mulberg gfahre und het z'Huse gli e Redurbillet gno, will er notürli au heimeszue wieder het fahre welle. Ob er ine Raucher- oder ine Nichtraucherabteil igstiege isch, das isch im Husemer Fahrgast wurscht gsi. Aber im Kundigdör nit. Wo der Husemer si Chlobe ufem Tschobe zoge, mit Kronprinz-Dubak gfüllt, dä fällti Zit viel graucht worde isch, und e Bündhölzli (si hän no Phosphorchöpfli gha) ufem Hosebei agchrezt het, do ischem bahnamtlich eröffnet worde, aß er ins ander Abteil z'goh het.

Dodrüber, aß me em het welle Vorschrifte mache, wänn und wo er rauche darf, het sie der Husemer Fahrgast meineidig gärgeret, er isch sowieso e weng e Chüüri gsi. Er het in sinere Wuert denkt, dene Isbahner will i der Meister scho zeige und wo's z'Mulberg Zit gsi isch uf der Zug zuem Heimfahre, het er gsait, die chönne mer in d'Schueh bloße, jekt fahri z'leid nit. Er het 's Redurbillet im Sack heimtrait und isch glaufe. Aß sie dodrüber d'Isbahner grünen und blau ärgere werde, het er fest glaubt.

's Großmütterli will nach Amerika

Wo d'Wiesetalbahn Schopfe—Zell eröffnet gsi isch, het e Großmütterli, so hän amig die alte Lüt verzellt, Blust kriegt, zue der Tochter z'reise nach Amerika. Es isch ame Nomittag am Bahnhofli z'Huse an der Fahrkartenschalter gange und het gsait: „Sin Si au so guet, Herr Expediter, und gänn't mer e Billetli, aß i cha zue der Tochter fahre“. „Ja, gute Frau, wo wohnt denn Ihre Tochter?“ isch vom Expediter gfrogt worde. Druf het 's Großmütterli ganz treuherzig g'antwortet: „He in Amerika, gli links, wämme ine chunnt“.

Wesewäg isch 's Großmütterli der Meinig gsi, me chönn ame Nomittag, wome nit grad viel z'tue het und schön der Zit hätti, d'Strickete ne und e weng nach Amerika go und z'Obe wieder heim fahre. 's isch arg enttäuscht gsi vom neumodische und rauchige Verkehrsmittel, wo's het höre müesse, aß fällt nit mögli seig.

Wer weiß aber, ob 's Großmütterli nit scho fälltmols mit seherische Auge der Zeppelin gseh het zwüsche Europa und Amerika hi- und herfliege? Die alte Lüt hän jo amig menggmol gsait, 's würd e Zit cho, wo d'Mensche fliege. Hän si öbe nit recht gha?

* * *

Handwerk und Gewerbe

Es ist schon an anderen Stellen darauf hingewiesen worden, wie der rein bäuerliche Charakter des Dorfes durch die Errichtung des Eisenwerks in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht Wandlungen erfahren hat. Die Einwohnerzahl nahm stark zu, es vermehrten sich gleichzeitig auch die Handwerksbetriebe. Namentlich Schmiede (Huf- und Waffenschmiede, Ketten-, Rinken- und Nagelschmiede) wurden durch das Eisenwerk angezogen. Als das Eisenwerk stillgelegt wurde, war auch diesen Handwerksbetrieben zum größten Teil die Existenzgrundlage zerstört oder erschwert. Vor allem aber war es der Uebergang von der soliden handwerklichen Qualitätsarbeit zur fabrikmäßigen Massengütererzeugung, der vielfach dem Handwerk seinen goldenen Boden entzogen hat. Jene schwere Krisen- und Uebergangszeit kann heute als überwunden betrachtet werden, das Handwerk hat sich den neuen Verhältnissen angepaßt; Industrie und Handwerk können in der heutigen Volkswirtschaft nebeneinander und miteinander arbeiten.

Außer den zahlreichen Schmieden, gab es früher und zum Teil bis in die Neuzeit hier eine Anzahl Handwerker, die heute nicht mehr vertreten sind, z. B. Salpetersieder, Steinhauer, Rotgerber, Handweber, Wagner, Glaser, Buchbinder. Von den Handwerkern, die es früher hier gab und die auch heute noch ihr Gewerbe ausüben, seien genannt: Ein Schmied, Zimmermeister, Schneider, Bäcker, Schuhmacher, Maurer, Mehger. Zu ihnen kamen im Laufe der Zeit: Blechner, Installateure, Friseure, Sattler, Elektriker, Maler, Gärtner und Uhrmacher. Auch die sog. freien Berufe sind heute in unserem Dorf vertreten durch einen Arzt (z. Zt. eine Ärztin), und durch einen Zahntechniker. Unser Dorf modernisiert sich also.

Von größeren gewerblichen Betrieben, die es früher hier gegeben hat, die aber heute nicht mehr vorhanden bzw. stillgelegt sind, wären zu nennen: Eine Bierbrauerei, zwei Ziegeleien, einige Kundenmühlen und eine Säge. Weiter ist zu erwähnen die frühere Schmiede gegenüber der Gaststätte zur Linde, die Hebel in einem Brief an Pfarrer Engler heraushebt. Hier befanden sich die zwei großen von Wasserkraft betriebenen Eisenhämmer, die Hebel in den Schlaf und aus dem Schlaf hämmerten. Bis 1912 war hier das dröhnende Lied der Arbeit zu hören, dann wurde die Schmiede stillgelegt, die Wasserräder beseitigt und das Haus zum Wohnhaus hergerichtet. Das Anwesen war 1909 (einschließlich der Wasserkraft) von Mühlenbesitzer M e n t o n gekauft worden. Der letzte hier tätig gewesene Schmied B o g t ließ dann die heutige Schmiedewerkstätte im Innerdorf errichten.

Kaufläden

Hebels Heimatdorf ist heute Industriedorf; der größte Teil der Ortsbevölkerung geht in den beiden Industriebetrieben dem Erwerb nach und zählt zur Verbraucherschaft, die ihren Warenbedarf vorwiegend in den Kauf-

läden deckt. Entsprechend der gestiegenen Einwohnerzahl, haben sich auch die privaten Kaufläden vermehrt, wozu noch die Verkaufsstelle der Verbraucher-genossenschaft kommt. Eine Anzahl Kaufläden, die im Laufe der Zeit entstanden waren, sind inzwischen wieder eingegangen. Die hiesige Bevölkerung, namentlich „ufem Bergwerch“, hat in früherer Zeit zum großen Teil ihren Warenbedarf im benachbarten Zell gedeckt. Heute dürften im Dorf selbst die gleichen günstigen Einkaufsmöglichkeiten bestehen und die oft gehörte Mahnung „Kaufe am Plage!“ ist sicherlich sowohl vom Standpunkt der Preise wie von dem der Qualität aus zu rechtfertigen.

Doch wir wollen uns mit den geschichtlichen Anfängen der kaufmännischen Warenverteilung am Ort beschäftigen. Vermutlich gab es vor der Errichtung von Kaufläden auch hier einen ausgedehnten Hausierhandel. Wann zum erstenmal der Warenverkauf in einem Ladengeschäft erfolgte, läßt sich nicht genau feststellen. Der erste Kaufladen soll im Haus Kreisstraße 6 gewesen sein und Michael Greiner gehört haben. Genauere Angaben über diese Fragen sind aber erst von 1831 ab möglich. Am 5. Oktober des Jahres 1831 erhielt Christoph Weißhag auf seinen Antrag hin vom Direktorium des Dreisamtkreises und vom Ministerium des Innern die Genehmigung zur Führung eines Krämerladens. Eine Gewerbe- und Handelsfreiheit im heutigen Sinne gab es noch nicht. Weißhag führte den Laden im Haus Kreisstraße 6 weiter (es scheint demnach hier ein Laden gewesen zu sein). Später hatte W. einige Zeit hindurch im Hebelhäuschen einen Laden aufgemacht, während ein Greiner den alten Laden in der Kreisstraße (Haus Nr. 6) weiterführte.

Ein weiteres Kauflädele entstand dann erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts im heutigen Haus Jakob Hug (Sattler). Inhaber des Ladens war ein Bretter, der den Laden an Friedrich Rötter, einen abgebauten Grenzbeamten, abgetreten hat. Nacheinander entstanden dann noch mehrere kleinere und größere Kaufläden, die von der Gründungszeit bis heute teils infolge Todesfalls, teils aus andern Gründen die Inhaber und Besitzer wechselten. Jedenfalls aber ist die Verbraucherschaft unseres Dorfes heute in der Lage, ihren ganzen Warenbedarf am Ort zu decken, was natürlich einen regen Geschäftsverkehr mit den benachbarten Städten Schopfheim, Lörrach und Zell und vor allem auch mit Basel nicht ausschließt.

Die Gaststätten

Im Schopfheimer Kirchenbuch wird in einem Eintrag vom 17. Dezember 1609 ein Wirt Claus zu Husen genannt. Vermutlich war demnach um diese Zeit auch ein Wirtshaus in unserm Dorf. Nach mündlichen Ueberlieferungen befand sich früher im heutigen Haus Hebelstraße 6 eine Wirtschaft. Für die Richtigkeit dieser mündlichen Nachrichten spricht der Umstand, daß bekanntlich in früherer Zeit der Uebergang über die Wiese (Fuhrt und Brücke)

mehr südlich vom heutigen lag und daher auch der Ortseingang sich im Unterdorf befunden hat. Weitere Nachrichten über die im Haus Hebelstraße 6 vermutete Wirtschaft fehlen jedoch.

Geschichtlich nachweisbar ist die Werklantime im Eisenwerk. Zuverlässige Meldungen liegen ferner vor über die Gemeinde-Wirtschaft. So etwa von 1700 ab sind uns Nachrichten darüber bekannt. Die Gemeinde hatte das Recht, eine Gaststätte in Selbstverwaltung zu führen, oder sie zu verpachten. Die Verpachtung wurde vorgezogen. Sie erfolgte in der Weise, daß die Gemeindebürger darüber abstimmten, wer Gemeindegastwirt werden sollte; daß es dabei ziemlich fidel herging, läßt sich denken und kann aus einem Beispiel vom Jahr 1720 geschlossen werden. Der neue Wirt erhielt nämlich von der Gemeinde „angedungenermaßen“ zweieinhalb Saum Wein überwiesen, den er natürlich gegen Bezahlung ausschenken sollte. Zur Feier der Wirtschaftsübergabe an den neuen Pächter tranken aber die stimmberechtigten Bürger gleich zwei Saum auf Kosten der Gemeinde, so daß diese dem Wirt nur noch einen halben Saum anrechnen konnte. Ein gemeindeeigenes Haus, in dem die Wirtschaft hätte geführt werden können, gab es nicht, der Pächter mußte in seinem Haus einen geeigneten Raum als Wirtschaftsstube einrichten, wobei keine hohen Ansprüche gestellt wurden.

Zur damaligen Zeit hatte die Gemeinde auch noch kein eigenes Rathaus; die Sitzungen zur Regelung der Gemeindeangelegenheiten fanden daher in der Regel beim Gemeindegastwirt statt, wobei auch gegessen und getrunken werden konnte. Ab und zu scheint sich dann die Aussprache auf ziemlich hoher „geistiger“ Warte abgespielt zu haben, wenigstens kann dies aus Vermerken in Gemeinderrechnungen geschlossen werden. So ist z. B. in der Gemeinderrechnung über eine Sitzung der Vermerk zu lesen: „Bei dieser Gelegenheit wurde durch den Vogt und die Geschworenen vertan . . .“ Billigerweise ist aber zu berücksichtigen, daß der Vogt und die Geschworenen ihre gemeindliche Tätigkeit ehrenamtlich ausübten, es konnte ihnen also nicht wohl zugemutet werden, auch noch die Sitzungsgelder aus der eigenen Tasche zu bestreiten.

Geschichtliche Unterlagen über die Gemeinde-Wirtschaft liegen vor für die Zeit von 1703 bis 1741. Von 1743 ab wird sie nicht mehr genannt, es kann somit angenommen werden, daß die Gemeinde-Wirtschaft um diese Zeit eingegangen ist. In den 38 Jahren, von denen Nachrichten vorliegen, können 11 Pächter festgestellt werden. Wenn die Gäste fröhlich sangen, scheint der Wirt nicht selten ziemlichem Merger hinuntergewürgt zu haben, jedenfalls spricht die kurze Pachtdauer dafür, daß der Pächter es nicht leicht hatte.

Die Werklantime des Eisenwerks befand sich ursprünglich im Verwaltungsgebäude („Herhus“). Nach Erstellung der Laborantenhäuser ging die Werklantime im „Gasthaus zum Eisenwerk“ auf, die im Mittelgebäude der alten Laborantenhäuser betrieben wurde. Bis zum Jahr 1907 wurde die Wirtschaft hier weiter geführt, sie ist also den älteren Orts-

bewohnern noch gut in Erinnerung. Aus dem früheren Gasthaus zum Eisenwerk machte die Fa. M. B. B. ein Arbeiterinnenheim. Der letzte Pächter der Wirtschaft, Jos. Langendorf, führte dann das „Gasthaus zum Eisenwerk“ im Bogelschen neuen Haus (Bergwerkstraße) weiter. 1921 ging auch dieses „Eisenwerk“ ein, doch fünf Jahre später knüpfte der im Jahr 1936 verstorbene Altschreiber und Lindenwirt Ernst Maurer an die alte Tradition an und ließ im ererbten Haus seines Schwiegervaters Gottfried Greiner „aufem Bergwerk“, unmittelbar unter den Laborantenhäusern, ein „Gasthaus zum Eisenwerk“ erstellen, das von Ernst Maurers Sohn Julius von Anfang an geführt wurde. Maurers Vorfahren waren sowohl unter den Pächtern der Gemeinde-Wirtschaft, wie unter denen des „Eisenwerks“ vertreten. Aus ihrem Geschlecht ist der bekannte Bogt Johann Jakob Maurer hervorgegangen.

Die älteste Gaststätte in Hausen mit Realrecht (ein Recht, das auf den betreffenden Grundstücken ruht), ist das Gasthaus zum „Adler“, heutiger Besitzer Joh. Georg Behringer. Eröffnet wurde das Gasthaus im Jahr 1706 durch den damaligen Gemeindevirt und Eisenwerksplafknecht Michel Brunner. Die Genehmigungsurkunde, welche im Bad. Landesarchiv aufbewahrt wird, ist vom Markgrafen Magnus unterzeichnet. Für das Real- bzw. Laferrrecht mußte Brunner 50 Reichsgulden (10 Gulden weniger, als er angeboten hatte), bezahlen.

Brunners Nachfolger als Gastwirt wurde sein Tochtermann Joh. Sebastian Clais von Schopfheim. Brunner selbst hat im Jahr 1711 bei Brombach in der Wiese durch Ertrinken den Tod gefunden, vermutlich bei einer Heimfahrt vom Rebland. Aus jener Zeit ist noch eine Zehrungsrechnung vorhanden für Mittagessen, die dem Pfarrer von Wieslet verabsolgt wurden; auch die Kosten für ein gestelltes Pferd sind darauf verzeichnet.

1741 ging das Gasthaus zum „Adler“ an den Sohn des Seb. Clais über, der es aber schon 1752 an Hans Michel Siegrist abtrat. Siegrist war nebenbei noch Schulmeister. Durch Tausch gelangte dann der „Adler“ im Jahr 1779 erneut in den Besitz der Familie Clais, die von 1764 bis 1784 auch Pächter der Werkwirtschaft war. Die Frau dieses Joh. Michael Clais hieß Kunigunde („Chünggi“ und „Chüngeli“ heißt es im Dorf). Auf sie bezieht sich Hebels Bemerkung im Gedicht „Der Schmeltzosen“: „Gang, Chünggi, lenglis alte Wü, mer wen e wengli lustig sy.“

Clais ließ den „Adler“ ganz neu aufbauen. Noch heute ist am Eingang des Hauses über einem Wappen (Doppeladler mit Wed und Brehel) zu lesen: „Joh. Mich. Clais, Bogt, Kunig. Hallerin. 1784“. Clais betrieb neben der Wirtschaft noch eine Bäckerei und Landwirtschaft. Im Jahr 1784 wurde er zum Bogt ernannt; seine Tüchtigkeit wurde insbesondere vom Schopfheimer Stadtschreiber lobend anerkannt.

Von 1797 ab wechselte der „Adler“ wiederholt den Besitzer. U. a. sei genannt der Bogt Andreas Urzet und dessen Sohn Joh. Jak. Urzet. Der

letzte übernahm den „Adler“ im Jahr 1820. Er ließ 1831 die abgebrannte große Scheune erbauen. Im Jahr 1853 wurde die Tochter des Joh. Jak. Urzet, Verena Barbara, Wirtin zum „Adler“. Sie war verheiratet mit Emil Herbst er von Hausen und soll die Großmutter des nachmaligen Hoteliers Johner vom weltbekannten Hotel Römerbad in Badenweiler gewesen sein.

Im Jahre 1857 kam dann der „Adler“ in den Besitz des Joh. Georg Behringer, dem Großvater des heutigen Besitzers. Kurze Zeit nach dem Uebergang des „Adler“ in den Besitz der Familie Behringer kam das Eisenwerk zum Stillstand und für die Gasthäuser gab es schwere Krisenzeiten. Behringer trieb denn auch als Haupterwerbszweig die Landwirtschaft. Als im Jahr 1880 sein Sohn die Wirtschaft übernommen hatte, war die Industrie bereits in gutem Aufschwung begriffen. Der junge Adlerwirt erkannte schon bald mit klarem Blick, daß nunmehr auch für das Gastwirtsgewerbe wieder bessere Zeiten angebrochen waren. Er ließ die Wirtschaftsräumlichkeiten vergrößern, und auch den Saal, in dem so oft schon das alljährliche Hebelmähli abgehalten wurde, ließ er erbauen. Mit dem Aufschwung der Industrie war ein Anwachsen des Fremdenverkehrs verbunden, insbesondere ist Hebels Heimatdorf oft das Reiseziel auswärtiger Hebelfreunde und das Hebelfest bringt jeweils großen Zustrom auswärtiger Gäste.

Biel zu früh ist der gemüthvolle und langesfrohe Vater des heutigen Adlerwirts gestorben. Vom Jahr 1907 ab führte die Witwe, unterstützt vom Sohn und der Tochter die Wirtschaft weiter. Nach der Rückkehr aus dem Weltkrieg übernahm der älteste Sohn, Johann Georg Behringer, die Gaststätte zum „Adler“; er führt sie im Geist des Vaters weiter.

Die Gaststätte zur „Linde“ ist im Herbst 1750 eröffnet worden und zwar durch Heinrich Stutz, den unser Heimatdichter in seinem Brief vom 2. Januar 1805 an Pfarrer Engler, erwähnt. Hebel hat sich gerne an den Oheim Stutz erinnert, trotz der Ohrfeige, die er einmal von ihm bekommen hatte, und obwohl ihm die Frau nie hold war. Hebel hat, so sagt er bekanntlich im Brief, den Schopf im Hof aufrichten helfen, hat manches Pfündlein Fleisch in der „Mehz“ geholt und manches Stücklein Rutteln von dem alten Heiri aus der Faust zu essen bekommen.

Bevor Stutz die Wirtschaft eröffnete, gehörte das Haus einem Lindemer, der ein Schwiegersohn vom Adlerwirt Brunner war. Lindemer hatte das Anwesen als abgebrannte Hofstatt von Bartlin Dreger, Raitbach, gekauft. Bis 1711 war Jakob Böttsch im Besitz des Anwesens. Vermutlich wurde hier zeitweise eine Hammerschmiede betrieben, wenigstens stieß man bei Grabarbeiten im Bereich der heutigen Regelbahn auf Ueberreste einer Hammerschmiede. Wahrscheinlich deutet auch das über dem Türeingang künstlerisch in Stein gemeißelte Bild auf diese historische Vergangenheit hin. (Die beigegefügte Beschriftung mit einer Stelle aus Hebels Gedicht „Der Schmelzofen“ stammt aus der neueren Zeit.)

Im Jahr 1809 kam die „Linde“ in den Besitz des Bäckers Michael Währer. Dessen Sohn Barllin ließ im Jahr 1842 die große Scheune, Stallungen und einen Tanzsaal erbauen. Neben der Wirtschaft betrieb er auch die Bäckerei. Aus diesem Geschlecht der Währer ist u. a. der bekannte verstorbene Direktor Währer der Krassl'schen Schuhfabrik in Fahrnau hervorgegangen, an deren Aufschwung er verdienstvollen Anteil hatte. Im Jahr 1836 wurde das ganze Anwesen zur „Linde“ von Ernst Maurer käuflich erworben. Den großen Lindensaal, in dem, wie im Adlersaal, oft das Hebelnähli abgehalten wird, ließ Maurer erbauen. Seit einer Reihe von Jahren ist die „Linde“ verpachtet.

Zu den drei Gaststätten „Eisenwerk“, „Adler“ und „Linde“ kam im Jahr 1865 eine vierte, die heutige Gaststätte zum „Herbstergarten“, deren Besitzer Mag Herbst ist. Das Haus selbst ist alten Ursprungs und gehörte den bekannten Faktoren des Eisenwerks, den Vorfahren der Herbstes hier, die zu Hebels Freundeskreis zählten. Im Herbst'schen Haus ist heute noch der eichene Auszahlungstisch, an dem der Belegschaft des Eisenwerks der Zahltag ausbezahlt wurde. Theodor Herbst, der Vater des jetzigen Besitzers, hatte als Bierbrauer eine Brauerei errichtet. Sie war lange im Betrieb, fiel aber, wie die meisten Kleinbrauereien, der Entwicklung, die im Braugewerbe zum Großbetrieb drängte, zum Opfer. Der sehr beliebte und landschaftlich wie gärtnerisch sehr schön gelegene Wirtschaftsgarten, in dem sich auch ein fischreicher Weiher befindet, ist im Jahr 1877 dem Betrieb übergeben worden und hat dann im Laufe der Jahre seine heutige Gestaltung erfahren.

Als fünfte Gaststätte wurde im Jahr 1873/74 von dem Bäcker Karl Herbst die „Krone“ erbaut, zunächst ein-, später zweistödig. Der „Herbsterbed“ übte in der „Krone“ ebenfalls das Bäckergerwerbe aus, wie so manche seiner Wirtskollegen am Ort vor ihm es ausgeübt hatten. Nach dem Tod des „Herbsterbed“ wechselte die „Krone“ wiederholt den Besitzer; zunächst kam sie in den Besitz des Schwiegersohns und Erben Herbstes, Jak. Fr. Frig; von diesem kaufte sie Ludwig Kohler, der sie später an Hermann Pfeffeler verkaufte. Gegenwärtig befindet sich die „Krone“ in der Pacht des Jakob Hug.

Seit 1926 hat unser Dorf auch ein Kaffeehaus zum „Hebeled“. Geführt wird es vom Besitzer Albert Hauser, einem Sohn des Bürgermeisters Hauser. Als Bäcker übt Hauser im Kaffeehaus auch das Gewerbe als Brot- und Feinbäcker aus.

Husemer Allerlei

Hotelerlebnis vome Husemer

Me würd's nit gli welle glaube, aß e Mensch si selber e Ränn ge cha und derno höflich der Huet läpft, um si selber um Entschuldigung z'bitte. Me het scho dervo ghört, aß sie ain am eigene Zopf useme Sumpf use zoge heig, aber me weißt, aß fällt e soginanti Münchhausiade isch, und der Münchhausen het me so guet ghemnt, wie der Zirkelschmied und d'Zundelfriederkumpanei. In allem Ernst cha aber versichere werde, aß das Gschichtli, wo jeh do verzellt würd, wo h r und nit öbe d'Erfindig isch vome Mensch, dä gern e weng öbis zemedichtet. Wämme der Erzählig folgt, würd me wohl au isch, aß der komisch Vorfall e so, wie gschilderet, cha verlaufe si. Und do drüber, aß das Erlebnis ime Husemer zuegstosse isch, würd me si nit verwundere.

Der Husemer, vo däm d'Red isch, het inere süddütsche Großstadt am Rhii anere wichtige Versammlig teilgno. Regierigsvertreter usem Riich und us de Länder, führende Persönlicheite vo der Landwirtschaft und vo große Molkereie und au Männer usem öffentliche Lebe sunst hän 's Versammligslokal ime vürnehme Hotel gfüllt. Volkswirtschaftlich, gesundheitlich und soziali Froge sin vo guete Sachkenner vom geistige und vom praktische Standpunkt us in Vorträge bhandlet worde.

No de Vorträg isch alles usgströmt ins Freii. Au der Husemer, däm der Chopf no doset het vo de glehrte Broche, wo er usgschnappt und vo de viele Fremdwörter, wo's z'höre ge gha het, isch froh gsi, aß er an die früschi Luft chunnt. Er het der Huet usgsetzt und het si sozage vom Menschenstrom mitriiße so im Gfüehl, der Strom würd en scho näume am Ufer absege, Vom helle Versammligslokal us isch me ine dunkle Vorraum cho, aber dur der ganz Vorraum het si e helle Liechtstreife zoge, in däm me gseh het, wie d'Mensche zuem Usgang us gönge. Mit sim duslige Chopf isch der Husemer als zuegrennt, im Liechtstreife zue, und het nit gmerkt, aß die andere links abbiege.

Uf einol het der Husemer e starke Stoß gspiirt über der ganz Brustchaste; was das z'bidüte söll ha, isch em nit klar gsi, aber aß em ain e Ränn ge gha het, fällt het er gspiirt. Scho het er welle usbruuße und der ander uf wiesetälerisch abrüele: „Gänn't doch e weng acht, wo der ane dalbet!“ Rechtzutig isch aber im Husemer igfalle, aß si das nit schickt inere vürnehme Gesellschaft und zuedäm isch em der Gidanke dur's Hirni zuckt, aß jo e r dä gsi isch, wo im andere e Ränn ge het. Also het er e weng linkisch, aber so höfli aß mügli der Huet glüpft und zuem andere hochdütsch gsait: „Entschuldigen Sie vielmals!“

Wo der Husemer im andere het welle in d'Auge luege, isch er zemedegfahre. „He dä chunnt mer jeh au bikannt vor“, het er binem selber denkt.

Und nonemol isch der ander gmusteret worde, derbi het si sunderbarerwiis im andere si Gsicht im gliiche Usmaß in d'Längi zoge, wie im Husemer si's länger worde isch. Endli isch es im Husemer klar worde, aß der ander niemes isch, aß er selber, und aß er si selber e Rännge und si selber um Entschuldigung bittet gha het.

Numme ai Wunsch het der Husemer gha: Mit aß los us däm verhängte Hotel. Aber wie use cho? Wieder het er im Diebstreife vorne anem d'Lit gseh zue der Tür us goh, also mueß doch zuem dunderwetternonemol näume ne Loch si, wome dure chunnt. Aber weiß der Teufel, was si ime vürnehme Hotel für verrücktli I- und Usgäng hän. Wie ne Wespe am Fenster, so het der Husemer mit de Arme Flugüebige gmacht und noeme Kiegeli, oder noere Türfalle griffe. Alles isch e so schnell gange, aß der vergelsteret Husemer nit no cho isch mit denke. Endli isch em e gscheite Gidante igfalle, er het linksümkehrt gmacht und jeh het er gseh, aß die andere Gäst nit vorne, vielmehr hinte anem ins Frei use ströme.

Guet isch es gsi, aß d'Dunkelheit im Borraum d'Sicht e weng schlecht gmacht het. So hän numme wenig vo de andere Gäst der Husemer biobachtet gha. Ihm hän aber au die wenige glängt. Hinterem Vorhang het e Oberhellner grunzlet wie e Säuli, er het der Lachschampf gha. Und hinte am Husemer isch e dicke Schwartemage gstande, däm vor luter lache der dick Ranze use und abe gumbet isch. Todsicher wär dä Schwartemage au schnuerstracks an d'Spiegelwand hi grennt, wänn der Husemer nit vorne anem das Bächt gha hätti, dra hi z'renne.

Ime eifache Wirtshus het noher der Husemer mueterseele=ellai der ganz Film, dä er im Hotel ebe erlebt gha het, im Geist nonemol an de Auge verbeirölle lo. Derno het er in si Notizbüechli gschriebe:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
D werde nicht Erzähler!
Sonst sind blamiert im ganzen Land
Mit mir au d'Wiesetäler.“

Bal druf isch der Husemer unterduucht in der Großstadtmasse. Uf der milchwirtschaftliche Tagig im vürnehme Hotel isch er nümme gseh worde.

Der verfugget Vollbart

So e weng Zundelfriederbluet gäutscht jedem Alemann dur d'Obere und me cha sicher si, wie verdrucker ain umelauf, umso besser chennt er si us in de Schelmestreiche, die in Hebels Schachschästli vo der Zundelfrieder-kumpanei und vom Zirkelschmied und andere gschilderet sin. Bsunders d'Markgräfler hän Sinn für urwüchsige Volkshumor und mache bi gsellige Zemmekünste gern e weng d'Chueh mitenander. Aber friili darf me si eigene Wit nit numme welle an de andere erprüble, me mueß au selber e Spaß chönne verstoh und vertrage.

Am guete Wille, e Gspafß in Chauf z'neh, hets im Jost Bartli gfehlt, wo er emol si schöne Vollbart verchauft und gmeint het, er heig e guet Geschäft gmacht. Er isch derbi inekeit und het zuem Schade au no müesse der Spott uschosste. Der Merger isch so groß gsi, aß der Jost Bartli uspact und nach Amerika usgwanderet isch. Doch soll au an dere Stell nit verschwiege si, aß er in der neue Welt der alte Heimet Ehr gmacht het, me les no, was inere dütsch-amerikanische Zitig bim Tod vom Jost Bartli gschriebe worde isch. (Abschnitt „Heimattreu auch in fernen Landen“.)

Wie si der Vollbarthandel abspielt het, soll churz gschilderet si: No em Fiirrobe sin e paar fröhlich Zechbrüeder, zue dene au der Jost Bartli und der verstorbe Mühlibfizer Menton ghört hän, im „Adler“ am Ofetisch ghockt und d'Unterhaltig isch lebhafter worde. Der Jost Bartli het in sim schöne Vollbart die altgermanisch Ekrast und Männlichkeit versinnbildlicht; er hets au gwüßt und isch mengmol wohlgfällig mit der Hand über si Urwald gfare, oder het e weng gchraht drin; für die andere Gäst isch aber 's Jost Bartlis altgermanische Männersehnd e dankbare Gegegenstand gsi für allerhand Wikeleie.

„Sag emol, Bartli,“ het ain vo de Zechbrüedere gföpplet, „wie lit dänn au z'Nacht di schöne Vollbart im Bett, hest en unter der Decki, oder über der Decki liege?“ Druf het der Gfoppt zuer Antwort ge: „Loß mi umkeit mit dine eifällige Froge, schaff der Tag über, wie ich, derno bisch müed z'Nacht und schlofisch und grüblisch numme drüber no, wie ächterst der Jost Bartli si Vollbart bettet.“

Aber der ganz Diskurs het si halt numme no ums Jost Bartlis schöne Vollbart dreht. Do isch der Menton, dä e guete Witz gschätzt het, uf der Ifall cho, im Jost Bartli der Bart abzchaufe. „Was wit derfür?“ het der Menton gfragt. „Er isch mer nit feil“, sait druf der Jost Bartli, doch hän die andere gli gmerkt, aß das nit 's lezt Wort isch vom Vollbartfizer.

Je höher der Menton botte het, umso schwächer isch im Jost Bartli si Widerstand worde, und wo der Menton als Gegewert e Doppelzentner vom feinste Weizemehl (Nr. 00) botte het, do würd si der Jost Bartli gsait ha, er verchauft jo si Bache- und Chiini-Urwald so z'sage ufem Stoc, nit mitem Bode! d'Wurze schlön wieder us und ine paar Buche sin d'Stupfle zueme neue schöne Vollbart usgwachse. „Er isch verchauft“, het also der Jost Bartli gsait und dodermi isch der Vollbart in rechtmäßige Bsitz vom Menton über-gange.

Nu het si zwar der Mühlibfizer Menton im Mühlibetrieb und im Mehlhandel guet usghennt, aber ufem Gebiet der Vollbartverwertig isch er e Neuling gsi, in dere „Branche“ het er au zerst müesse Erfahrig sammle. Also het ers gmacht wie e Mezger, dä gewöhnlich, wänn er inne Bur e Paar Mastochse abchauft, z'erst numme ain mitnimmt und der ander bim Bur im Stall stoh loßt, bis er en brucht. Wo der Rasierer im Jost Bartli der halb Bart abghaue gha het, isch vom Chäuser erklärt worde, 's läng jek für der Afang, die anderi Hälfti vom Vollbart müeß der Jost Bartli no e zitlang trage, bis

ne Albruef chömm, er hätt' also sölle miteme halbe Bollbart uf der einte Gsidtshälfti im Dorf unter de Büt umelaufe.

Me cha si denke, was es für e Glächter ge het, wo der Bollbarthandel bikaant worde isch, und wie blamiert si der Dost Bartli het müesse vorchö. Er het der Aerger nit chönne abewürge und isch uf und dervo gange nach Amerika. Der Entschluß, dörthi uszwandere, isch aber scho vorher gfaßt gsi, der Barthandel und sini Bigleitumstünd hän numme d'Usführig bschleuniget. 's isch amig bhauptet worde im Dorf, der Dost Bartli seig über d'Möhr gange, wil fällt der nächst Weg seig nach Amerika, wahrschiinli isch das aber numme e Witß oder e böswillig Gschwäh gsi.

Sie rueihe jeh alli scho lang unterem Bode, die fälltmols am Bollbarthandel im „Adler“ als Verchäufer, Chäufer und Chaufzüüge biteiligt gsi sin, aber im Dorf isch d'Erinnerig an der verfugetet Bollbart lebendig bliibe bis uf der hütig Tag.

E Schniider als Chuehhändler

Die ältere Büt im Dorf erinnere si gwiß no an der Mollijud; 's het en jedes Chind ghennt. E chlaine Chnopfli isch er gsi, miteme große Mäuel, uf däm e weng rötlich hoor gschimmeret het. Isch er im Dorf ustuucht, hän d'Chinder agfange z'brüele: „Mollijud het Speck im Sack, gimmer au e Mumpfel drab.“ Het er ain vo de Buebe verwütscht, isch dä für alli Brüeler mit der Judegeißle, die amig im Rieme e Lederzöppli gha hat, gliideret worde. Und wie!

Er isch Viehhändler gsi, der Mollijud, het aber au anderi Gschäfte gmacht, wänn öbis derbi z'verdiene gsi isch. Sin fällti Zit überhaupt viel Jude ins Dorf cho, d'Büt sin arm gsi, e Chuehli oder zweu hätte si gern gha, aber 's Geld isch rar gsi. Do het der jüdisch Viehhändler gwüßt, wie z'operiere isch, aß er nit z'hurz chunnt. So ziemli der ganz Viehhandel isch in de Hände vo Jude glege.

Do isch emol ame Mentig Nomittag, wo grad e paar Blauemacher gmüetlich in der Wirtschaft ghaßt sin, e jüdische Viehhändler in „Adler“ cho. Dusse bim Brunne het er e alti Wursthueh abunde gha, die guet gstrieglet undbürstet gsi isch. Unter de Blauemacher isch au der D ü ß l i S c h n i i d e r gsi. Er het die Chueh bitrachtet, aber vo der Wirtschaft us isch nit z'seh gsi, wie viel mol die Chueh würd gchalberet ha und aß si nümme uf nümmt. Ebesowenig het der D ü ß l i S c h n i i d e r chönne wüsse, aß die Chueh für 20 Mark z'ha isch.

Im Gspäß het der D ü ß l i S c h n i i d e r (sie rechte Name isch Karl M e g g e r. Er het aß Schniidergsell in der welsche Schwiz und in Frankriich gschafft, het au Italie gseh, isch aber spöter wieder heim cho und het si selbstständig gmacht. Hüt isch er mit 82 Johre der zweitältst vo de Hebelstmanne) zuem Jud gsait, i gib ich 20 Mark für die Chueh. „Nu miseel, 's isch nit viel, 20 Mark für e schöni Chueh, aber si isch verchauft“, sait der Jud zuem

Düßli Schniider und dä het jeh e Chueh gha, aber kei Stall und kei Fuetter für si.

E rechte Schniider weißt si aber au bim Chüeihandel z'helfe, er het d'Chueh mehge und uswäge lo. Und wo usgschellt worde isch, seig do und do billig und guet Chüeihfleisch z'kriege, sin d'Vüt numme e so greunt, das zaib Suppefleisch isch abgange wie warmi Weckli bim Bäck. Der Düßli Schniider hätt' no öbis verdient an dere alte Wursthueh, aber 's hän e Teil Chunde vergesse, aß me prima Suppefleisch au zahle söt. E Chueh het aber der Düßli Schniider vo dört ewäg nümme ghaust, wänn er ame Mentig Blaue gmacht het, weder im Spaß, no im Ernst.

* * *

Mühlen und Fabriken

In unserem Dorf entstanden, wie in der ganzen Gegend, in der Zeit des Eisenwerks viele eisenverarbeitende Kleinbetriebe, die aber nach dem Eingehen des Eisenwerks durch das Aufkommen leistungsfähigerer Betriebe nach und nach verdrängt wurden. Schon lange vor Erlöschen der Schmelzofenfeuer war im Wiesental auch das Textilgroßgewerbe und die Textilindustrie zum Ausblühen gekommen. Im ganzen Wiesental, wo es nach einem Wort Hebels im „Abendstern“ so schön ist, wie im Himmelsaal, qualmten lange Rauchfahnen aus den Fabrikaminen. In unserer Gegend taten sich hauptsächlich die Herren Röchlin und Grether, Lörrach, ferner die Herren Gottschalk, Pflüger und Sutter, Schopfheim als wagemutige Gründer von Fabriken hervor. Sie suchten die billigen Wasserkräfte der Wiese für die Industrie nutzbar zu machen.

Nach Stilllegung des Eisenwerks übten offenbar dessen Wasserkraftanlagen einen starken Anreiz aus auf tatkräftige Unternehmer, was sich bei der Versteigerung des Eisenwerks auch für den staatlichen Besitzer vorteilhaft bemerkbar machte. Die Versteigerung erfolgte am 9. November 1865. Pflüger, Schopfheim machte ein erstes Angebot von 60 000 Gulden, weitere Angebote folgten, bis schließlich Grether, Schopfheim, der 125 000 Gulden geboten hatte, den Zuschlag erhielt. Da wo fast 200 Jahre der „füürig Isebach“ geflossen war, surrten nun bald die Spindeln einer Florettseidenspinnerei.¹⁾ Die Textilindustrie hielt ihren Einzug nun auch in unser Dorf.

Zunächst aber wollen wir uns mit den M ü h l e n beschäftigen, die als ältestes und wichtigstes Kleingewerbe hier wie anderwärts große Bedeutung hatten. Am Haupteingang zu unserm Dorf, im Gewann Rütli, ragen Getreidesilos und Gebäulichkeiten von eindrucksvoller Größe in die Höhe. Es sind die Silos und Gebäulichkeiten der

¹⁾ Florett, ein grobes Seidengespinnst.

Mentonschen Walzenmühle

Als Zeuge eines erfolgreichen Unternehmergeistes steht diese moderne Mühle in der Landschaft unseres Dorfes. Wagemut, Tatkraft, Fleiß und Umsicht des Müllergeschlechts der *Menton* haben es erreicht, daß aus der ehemals kleinen „oberen Mühle“, die hier gestanden hatte, eine neuzeitliche mit modernsten technischen Einrichtungen versehene leistungsstarke Walzenmühle geworden ist, die einem großen Teil unserer Heimatbevölkerung in der alten Markgrafschaft und im früheren vorderösterreichischen Nachbargebiet das Mehl zum täglichen Brot liefert. Freilich ist durch die gewaltigen Gebäulichkeiten der großen Mühle, die in die innerdörflichen Wohnbezirke hineingreifen, das Bild unseres Dorfes im Heimatviertel *Hebels* verändert worden. Es hat aber im Laufe der Zeit auch durch Neubauten in der übrigen Nachbarschaft und durch Umbau und Ausbau der Nachbarhäuser manche Veränderung erfahren. In seiner alten nur wenig veränderten baulichen Ursprünglichkeit steht nur noch, klein und bescheiden, das Hebelhäuschen in der Nähe der großen Mentonschen Mühle.

Befolgen wir nun die Entwicklung der „oberen Mühle“ vom Kleinbetrieb zur großen Walzenmühle. Im Gedicht „Das Haberkorn“ hat *Hebel* des Haferkorns Schicksal von der Aussaat bis zum Ausbruch in der ihm eigenen natürlichen Art dichterisch geschildert. Nachdem Roggen, Weizen und Gerste eingebracht sind, „het au der Haber bleich“ und

„ . . . endli hemmer en brocht, und in der staubige Schüre
hen sie 'n drösch't vo früeh um Zwei bis z'Obe um Vier.
Druf isch 's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
gholt, und wieder brocht, in kleini Chörnli vermahle . . .“

Vermutlich hat *Hebel* bei Erwähnung des Esels, der den Hafer holt und in „kleini Chörnli“ vermahlen wieder zurückbringt, an den Esel des nachbarlichen oberen Müllers gedacht. Aus Kaufprotokollen ist nämlich zu ersehen, daß sich bei der lebenden Fahrhabe der „oberen Mühle“ auch ein Esel befand. (Der Zug- und Lastesel spielte damals im Fuhrbetrieb bekanntlich überhaupt eine große Rolle). Die Durchforschung unserer örtlichen Geschichte läßt immer wieder erkennen, wie sehr *Hebel* sich zeitlebens mit seinem Heimatdorf verbunden fühlte und wie vertraut er mit allen Verhältnissen des Dorfes war, obwohl er beim Wegzug noch keine 14 Lebensjahre zählte.

Bevor also das „Haberkorn“ im „Düpf“ zu Mus verarbeitet werden konnte, mußte es den Weg über die Mühle machen. Wie die Brotsucht auch. Der Müller mahlte sie dem Bauer und gab das Mehl und die Nebenprodukte (Spreu, Kleie usw.) zurück. Die Mühlen waren daher stets lebenswichtige Betriebe. Es gab in jedem größeren Ort eine oder mehrere Mühlen. *Schopfhelm* z. B. hatte noch im Jahr 1859 nicht weniger als 5 Mühlen. Im Wiesental wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch über 20 Mühlen gezählt, heute sollen es nur noch 5 sein.

In unserem Dorf scheint es zeitweise 3 M ü h l e n gegeben zu haben, doch ist nur von 2 urkundliches Material vorhanden. Daß aber eine 3. Mühle hier war und zwar dort, wo das Behringersche Anwesen (frühere Wollspinnerei) steht, kann angenommen werden, denn Funde, die hier bei Grabarbeiten gemacht wurden, waren Ueberreste einer alten Mühle. Für die Annahme spricht auch der Umstand, daß in früherer Zeit das dortige Gelände die Flurbezeichnung „Mühlmalte“ trug.

Die obere Mühle

Wie schon bemerkt, sind nur von 2 Mühlen urkundliche Nachrichten überliefert. Die „obere Mühle“, die als Keimzelle für die heutige große Mentonsche Walzenmühle betrachtet werden kann, wird im Jahr 1653 in einem Kaufprotokoll zum erstenmal erwähnt. Es wird in diesem Kaufbrief von einem Geländeverkauf gesprochen „bey der oberen Mühle“. Wie ursprünglich das Besitzrecht an der Mühle geregelt war, ist nicht aufgehehlt, eine Vermutung geht dahin, die Mühle habe der Rötteler Grundherrschaft gehört, zinspflichtig war sie jedenfalls nach Rötteln, was aber nicht ausschließt, daß die Mühle von Anfang an in Privatbesitz war. Rötteln setzte den Müller in den Genuß des Bannzwangs, das bedeutete, daß alle Bauern des Banns verpflichtet waren, ihr Getreide bei diesem Müller mahlen zu lassen. Als Gegenleistung für dieses Monopol hatte der Müller die anfallende Zehntfrucht umsonst zu mahlen und außerdem einen entsprechenden Zins für den Bannzwang nach Rötteln zu entrichten. Bei der Nennung der Müller stoßen wir öfters auf die Bezeichnung „Lohnmüller“, doch kann dies damit zusammenhängen, daß einzelne Besitzer der Mühle diese zeitweise verpachtet hatten.

Wie das Mahlrecht und der Bannzwang erzielt wurden, dafür ist in der „Geschichte von Hasel und Glashütten“ ein aufschlußreiches Beispiel angeführt. Darnach suchte der Vogt Greiner von Glashütten in einer Eingabe vom Jahr 1709 für seine neue Mühle den Bannzwang zu erhalten. Er bot dafür einen Malter Roggen und einen Gulden Zins jährlich an. Nun wurden die anderen Müller von der Grundherrschaft gefragt, ob sie selbst die angebotenen Abgaben, Roggen und Zins, übernehmen wollten. Um die neue Konkurrenz vom Hals zu halten, waren die Müller bereit, das Opfer zu tragen. Nun aber erhob der Hasler Vogt energischen Protest. Die neue Umlage, sagte er, bezahlten nicht die Müller, sondern die Untertanen. Und schließlich behauptete der Hasler Vogt, der es wissen konnte, die armen Leute würden schon genugsam von den Müllern bestohlen. Ob aber der neue Glashütter Müller nun wirklich ein weißer Hase war unter den angeschwärmzten Müllern, darüber schweigt die Geschichte.

Auf der „oberen Mühle“ wird um das Jahr 1700 der „Lohnmüller“ Maurer genannt. Er stammte von Wollbach und war der Vorfahre des Geschlechts der Maurer in Hausen. Im Jahr 1736 waren die Gresger

Bürger Friedrich Grether und sein Bruder im Besitz der Mühle. Grether verkaufte seinen hälftigen Anteil im gleichen Jahr an Claus Jost, der vermutlich bald darauf auch die andere Hälfte der Mühle käuflich erworben hat. Im Besitz der Jost befand sich die Mühle bis 1804. Claus Jost, ein Vorfahre jener „Jost-Barth“, die der Leser im Abschnitt „Auswanderer“ kennen lernte, scheint ein tüchtiger und vielseitiger Geschäftsmann gewesen zu sein, denn er war nicht nur Müller, sondern auch Krämer und Weber. Großzügig ging er in der Mühle zu Werke, sie wurde wesentlich vergrößert und technisch leistungsfähiger gemacht. Außerdem baute er eine Deltrotte ein und ließ auch Scheune und Stallungen erstellen. Nach den Jost war die „obere Mühle“ dann im Besitz eines Joh. Gg. Pais aus Glashütten, von diesem ging sie an Joh. Fr. Räuber aus Tegernau über, und im Jahr 1828 kaufte sie Joh. Gg. Grether, der ein Enkel von Hebels Lehrer Andreas Grether war. Im Besitz der Grether blieb die Mühle bis zum Jahr 1868. In diesem Jahr kaufte dann der Müller August Wilhelm Menton von Malterdingen die Mühle.

Mit Menton war ein neuer Geist in die alte Mühle eingezogen. Weitblick und Tüchtigkeit des neuen Besitzers wirkten sich bald recht vorteilhaft aus in der Entwicklung der „oberen Mühle“. Verbesserte technische Einrichtungen, wesentlich erweiterte Gebäulichkeiten, später auch ein stattliches Wohnhaus zeugten vom erfolgreichen und wagemutigen Unternehmergeist des Herrn Menton. Schon unter seiner Leitung war aus der ehemals kleinen oberen Kundenmühle eine bedeutende Kunst- und Handelsmühle geworden.

Im Jahr 1892 übergab Menton das Geschäft seinem ältesten Sohn Friedrich Wilhelm Menton. Das Werk, das der Vater und Großvater so erfolgreich begonnen hat, setzen nun Sohn und Enkel ebenso erfolgreich fort. Unter ihrer umsichtigen Betriebsführung ist die „obere Mühle“ zu einer modernen großen Walzenmühle emporgewachsen, die überall in ihrem ausgedehnten Absatzgebiet den besten Ruf genießt. Für das Hebel Dorf Hausen ist die Mentonsche Mühle ein stolzes Wahrzeichen schöpferischen Unternehmergeistes. Sie bildet auch einen starken steuerlichen Tragballen für den Haushalt der Gemeinde.

Am erfolgreichen Werk der männlichen Vertreter des Müllergeschlechts der Menton haben auch deren Frauen einen nicht geringen Anteil. Mag sich ihre Mitarbeit mehr in der Stille vollziehen, sie erschöpft sich dennoch nicht im engeren Haushalt. Die Frauen sind kluge und fleißige Mitarbeiterinnen auch im großen vielgestaltigen Geschäftsbereich.

Die untere Mühle

Den älteren Bewohnern unseres Dorfes ist die „untere Mühle“ noch recht gut in Erinnerung, den jüngeren allerdings gibt nur noch das „Sägihus“ und allenfalls der „Riibigarte“²⁾ Kunde davon, daß hier ehemals die „untere

²⁾ So genannt, weil hier gemeinschaftlich Hauf gerieben wurde.

Mühle" war. Sie bestand aus einer Sägmühle und einer Mahlmühle; außerdem befand sich hier eine Hansfreibe und eine Rohstampfe, Einrichtungen, die als letzte Ausläufer einer zwar einfachen, aber beseelten und gemüthlichen Hauswirtschaft gelten können. Um die „untere Mühle“ ranken sich also Erinnerungen verschiedenster Art und mit der Mühle, der Säge, der „Hansfriibi“ und der „Rohstampfi“ ist hier ein Stück alter Dorfpoesie in die Vergangenheit versunken. Es sei in diesem Zusammenhang an Hebels Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht“ erinnert. Schon in den einleitenden Bemerkungen zu unserem ortsgeschichtlichen Buch ist der 3. Vers des Gedichts wiedergegeben, weil sich darin des Dichters Heimweh am ergreifendsten spiegelt. Bei der „unteren Mühle“ aber dürfte Hebel im Geist geweilt haben, als er am „Wächter in der Mitternacht“ gearbeitet hat. Hier war früher von der Bruckmatt her der Dorfeingang und ganz in die Dertlichkeiten bei der „unteren Mühle“ seines Heimatdorfes ist der zweite Vers des „Wächters“ hineinverwoben:

„Doch was i sag, ruuscht nit der Tiich? Er schießt
im Leerlauf ab am müede Mühlirad,
und näume schlicht der Itis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht,
vom Chiltturn her en Uhl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwüld
die groösi Nachtlaterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Regenacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keini Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liedt.“

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Dichter bei der Niederschrift dieses Verses seinen Standort im Geist bei der „unteren Mühle“ seines Heimatdorfes hatte. Von hier aus führte ihn der Weg weiter zum nahen Friedhof beim Dorfkirchlein. Der „Tiich“ „ruuscht“ noch, er schießt auch noch den Leerlauf hinab, aber ein „Mühlirad“ treibt er hier nicht, er treibt die Turbinen einer Fabrik. Die „untere Mühle“ ist nicht mehr.

Die geschichtlichen Belege über die „untere Mühle“ sind älteren Datums, als die der „oberen Mühle“, ob die untere aber auch die ältere Mühle war, kann daraus nicht mit Sicherheit geschlossen werden. Es ist auch nicht bekannt, ob die Sägmühle, oder die Mahlmühle zuerst, oder ob beide gleichzeitig erstellt wurden. Als Besitzer der Sägmühle wird im Jahr 1572 ein *Joner* genannt. Sehr oft hat auch die „untere Mühle“ ihren Besitzer gewechselt, öfters war sie verpachtet. Als Besitzer bzw. Pächter werden von 1634 ab folgende namentlich bezeichnet: Jakob Saler, Pflüger, Hans Schmidt, Andreas Sautter, H. M. Brodhag, Weiler, Math. Keller, Mich. Keller, Joh. Gutschart, Karl Fr. Rudhaber. Der letzte Besitzer war Fr. Brödlin, der sowohl die Mühle, wie

die Säge betrieb. Dann kaufte Bartlin Böttsch, Raitbad das Anwesen, führte aber nur den Sägereibetrieb weiter, während die Mahlmühle stillgelegt wurde.

Wollspinnerei Behringer und Tuchfabrik Vortisch & Co.

Im Jahre 1896 verkaufte Bartlin Böttsch, der seinen Wohnsitz in Basel genommen hatte, die bebauten und unbebauten Grundstücke der „unteren Mühle“ mit der dazu gehörenden Wasserkraft an die bekannte alte Lörracher Kaufmannsfamilie Vortisch, die nun unterhalb der früheren Mühle und Säge die Tuchfabrik Vortisch & Comp. erbauen ließ. Teilhaber wurde auch der Besitzer der hiesigen Wollspinnerei, Friß Behringer, der seinen zwar kleinen, aber für unser Dorf und die schafhaltenden Bauern der ganzen Gegend doch recht wichtigen Betrieb stilllegte. Herr Behringer hatte schon im Jahr 1895 mit Böttsch wegen Landabgabe bei der „unteren Mühle“ verhandelt, da er die Absicht hegte, hier eine kleine Tuchfabrik zu erstellen, wobei die bisherige Woll- und Rundenspinnerei in Betrieb bleiben sollte. Zur Ausführung gelangte der Plan nicht, da, wie schon betont, die „untere Mühle“ in den Besitz der Familie Vortisch kam.

Das Erfassungsgebiet der Behringerschen Rundenspinnerei war sehr groß. Aus dem ganzen kleinen Wiesental, aus dem großen Wiesental bis Todtnau, ferner von Bernau und Umgebung und vom Hohenwald, ebenso vom Nebland bis Müllheim brachten die schafhaltenden Bauern ihre Wolle in die Behringersche Rundenspinnerei. Hier wurde sie zu Strickwolle, Halblein und ein- und zweischükigen Frauensstoffen verarbeitet. Damals hatte auch der letzte in unserem Dorf tätige Handweber Karl Huber oft guten Geschäftsgang, so daß er zeitweise einen oder mehrere Webergesellen beschäftigen konnte. Huber wob auf seinen Handwebstühlen den Bauern nicht nur die gesponnene Schafwolle zu Kleiderstoffen, er verarbeitete auch die „Risten“ und „Pupinkli“ aus Hanf und Flachs, die im Winter an unzähligen Spinnrädli in den Bauernstuben gesponnen wurden. Er wob den bauerlichen Kunden der ganzen Gegend im Winter hauptsächlich Halblein und Rockstoffe, sog. Beesch, im Sommer Leinen, glattes, einschükiges Leintuch und auch Kölsch zu Bettanzügen. Huber wob aber auch feinere Sachen, z. B. „gesteinte“ bessere Tischdecken und Handtücher. Ein Musterbuch von Webermeister Rirschbaum, Heilbronn, aus dem Jahr 1771 ist noch vorhanden. Der „Hueber Karli“ war im Dorf als echtes „Hufemer“ Original bekannt und beliebt, ein sonniger Humor, musikalisches Talent, das sich auf die Kinder vererbte, und auch dichterische Neigungen zeichneten ihn aus.

In die Behringersche Woll- und Rundenspinnerei, der auch eine kleine Weberei angeschlossen war, brachte die Landbevölkerung auch „Zupfede“ aus alten Strümpfen und Unterkleidern. Die „Zupfede“ diente nach der Ver-

arbeitung als Matratzeinlagen, oder als Beimischung zur Schurwolle, aus der billiger und weniger strapazierfähiger Anzugstoff hergestellt wurde.

So bildete die Wollspinnerei Behringer eine ideale Verbindungsbrücke zwischen dem Hebeldorf und seinen bäuerlichen Nachbargebieten. Um die Erhaltung und Pflege alten Brauchtums hat sich die Familie Behringer sehr verdient gemacht; bei ihr waren auch die Spuren von Hebels Geist und Wesen am deutlichsten sichtbar. Verdienstvolle Förderung fanden bei ihr von jeher vor allem auch Musik und Gesang, die zum gesunden alemannischen Volkstum gehören.

Doch kehren wir zur Tuchfabrik Vortisch zurück. Als bald nach der Erwerbung der „Unteren Mühle“ wurde mit den umfangreichen Erdarbeiten begonnen, die bei den Turbinenanlagen, beim Aushub des Auslaufkanals und beim Ausbau des Teiches erforderlich waren. Bald war auch das stattliche Fabrikanwesen erstellt und einer großen Zahl Arbeiter und Arbeiterinnen war eine neue Erwerbsmöglichkeit geboten. In sauberen, gesundheitlich gut erträglichen Fabrikräumen konnte gearbeitet werden, so daß es allgemein bedauert wurde, als die Tuchfabrik im Jahr 1927, nach rund dreißigjährigem Bestehen, den Betrieb einstellte und das Fabrikanwesen verkauft wurde.

*

Nun knüpfen wir aber den geschichtlichen Faden wieder bei der Florettseidenspinnerei an. Sie entstand, wie schon bekannt, an der Stelle des früheren Eisenwerks. Gründer und Besitzer war Fabrikant Grether, Schoppsheim. Seine Erwartungen scheinen sich nicht erfüllt zu haben, denn nach 12 Jahren verkaufte er das Fabrikanwesen wieder. Uebrigens zeigte Grether beim Bahnbau Schoppsheim-Zell sich nicht sehr weitblickend, denn er war es, der die heutigen Linienführung der Bahn östlich am Dorf vorbei dadurch verschuldet hat, daß er sich weigerte, sein Gelände für eine Führung der Bahn durch das Dorf herzugeben. Grether vermochte allerdings die Zufuhr des Rohmaterials und die Abfuhr der Fertigware mit einem Fuhrwerk zu bewältigen, gleichwohl hätte er, so darf gesagt werden, die Vorteile einer günstigen Bahnverbindung erkennen müssen. Der damals begangene Fehler ist nun nicht wieder gut zu machen.

Die Florettseidenspinnerei wurde, nachdem sie 12 Jahre im Betrieb war, an die Herren Karl Krafft, Schoppsheim und Satlow verkauft. (Nach Satlows Tod war Krafft der alleinige Besitzer.) Es erfolgte dann die Umstellung des Betriebs in eine Kammgarnspinnerei. Die alte Belegschaft wurde in den neuen Betrieb übernommen; von den Angestellten der Seidenspinnerei übernahm der Obermeister Baumgartner eine leitende Stelle in der Emmendinger Kamiefabrik, in der er und seine Nachkommen als hervorragende Industrie- und Wirtschaftsführer bekannt wurden. Einer der Direktoren der Florettseidenspinnerei, der in der

Kammgarnspinnerei eine führende Stelle bekleidete, Karl M a r g e t, wurde später der Gründer der heutigen Maschinenfabrik Krüdels „uf d'r Schmitte hinte.“

Die Krafft'sche Kammgarnspinnerei, die ihren Betrieb im Jahr 1880 aufnahm, hatte für unser Dorf recht günstige wirtschaftliche Auswirkungen, zumal auch die Hauptverwaltung hier ihren Sitz hatte. Zur Belegschaft gehörte somit auch eine große Anzahl Angestellter. Ein meist flotter Geschäftsgang sicherte auskömmlichen Verdienst, aber leider gestaltete sich der Betrieb für den Fabrikanten nach und nach unrentabel; Krafft erlitt große Verluste, so daß er sich schließlich zum Verkauf der Hausener Fabrik entschloß.

Von der Kammgarnspinnerei zur Baumwollspinnerei

Am 1. Oktober 1894 kam die Krafft'sche Kammgarnspinnerei durch Kauf in den Besitz der Firma M e c h a n i s c h e B u n t w e b e r e i B r e n n e t, deren Hauptsitz in Stuttgart war, die aber im badischen Oberland, in D e f f l i n g e n, B r e n n e t und W e h r große Baumwollwebereien hatte.²⁾ Mit der Einrichtung einer Baumwollspinnerei in Hausen (Schönenbuchen folgte), machte sich die Firma von den Garnlieferanten unabhängiger und verbesserte somit ihre Konkurrenzfähigkeit sehr wesentlich. Im Vorstand der Aktiengesellschaft M. B. B. waren damals die Herren H i p p, D e n l und S c h e n z. Die Firma begann nun in Hausen alsbald mit der Einrichtung einer Baumwollspinnerei und den dazu gehörenden Vorwerken. An den Maschinen der Kammgarnspinnerei konnten tatendurstige junge Leute ihrer Zerstörungswut freien Lauf lassen, denn die Maschinen wurden zum Teil zusammengehauen und zu Altisen gemacht. Die Belegschaft wurde in den neuen Betrieb übernommen, ein kleiner Teil wanderte ab, so daß damals zunächst auch ein Rückgang in der Einwohnerzahl unseres Dorfes eintrat, dem aber bald wieder ein neuer Anstieg folgte.

Die Firma M. B. B. vergrößerte nach und nach die baulichen Anlagen ganz bedeutend und sicherte sich auch durch großen Geländekauf in der Nachbarschaft weitgehende Ausdehnungsmöglichkeiten. Um dem Arbeitermangel zu steuern, wurden viele Arbeitskräfte beiderlei Geschlechts in Oesterreich und Italien angeworben; viele dieser eingewanderten Arbeiter und Arbeiterinnen haben heute im Hebeldorf ihren Dauerwohnsitz und hier eine zweite Heimat gefunden. Um der Wohnungsnot abzuhelpen, ließ die Firma M. B. B. „Ufem Bergwerch“ eine Anzahl neuer Wohnhäuser erstellen, deren Wohnungen in räumlicher und gesundheitlicher Hinsicht als vorbildlich bezeichnet werden dürfen. Auch die unzulänglichen Wohnungen der alten „Laboran-

²⁾ Eine ausführliche „Geschichte der Mechanischen Buntweberei Brennet“ ist in dem Heimatbuch „Das vordere Wehrtal, Defflingen, Wehr und Umgebung in Geschichte und Gegenwart“ enthalten. (Herausgeber: M. K l ä r, Defflingen). Dem Heimatfreund bietet dieses Buch auch sonst eine Fülle äußerst lehrreichen Stoffes.

tenhäuser“ wurden neuzeitlicher gestaltet. Wohlfahrtseinrichtungen privaten und öffentlichen Charakters finden bei der Firma Förderung und Unterstützung. Eine Bibliothek steht der Belegschaft zur Verfügung, und in Not geratene Belegschaftsmitglieder können aus einer Hipp'schen Stiftung Sonderunterstützungen erhalten.

In die ruhige Aufwärtsentwicklung brachte der Weltkrieg eine jähe Unterbrechung und die verantwortlichen Betriebsführer der Firma M. B. B. dürften in mancher schlaflosen Stunde darüber nachgegrübelt haben, wie die Umstellung auf Kriegswirtschaft und später wieder auf Friedenswirtschaft zu ermöglichen ist. Dank der Anpassungsfähigkeit der Leiter und der Geschicklichkeit der Belegschaften wurden auch diese schweren Jahre überwunden, aber der Krieg hat eben doch auf dem ganzen Weltmarkt und durch die Umstellung der Rohstoffländer in Produktionsländer Veränderungen gebracht, die noch lange nachwirken werden.

Daß die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit die Tatkraft und den gesunden Optimismus der führenden Männer der Firma M. B. B. nicht beeinträchtigt haben, beweist der im Jahr 1927 erfolgte Kauf der Tuchfabrik Bortisch und der Umbau derselben in eine Baumwollspinnerei, in der vorwiegend Feingarn gesponnen wird. Seit 1927 hat somit die Firma M. B. B. hier zwei Fabrikbetriebe, das Werk 1 (obere Fabrik) und das Werk 2 (untere Fabrik). Bei Vollbetrieb arbeiten in den beiden Werken gegen 600 Arbeiter und Arbeiterinnen, davon etwa 100 von auswärts. Dem Gemeindehaushalt geben die beiden Industriebetriebe einen starken steuerlichen Rückhalt. Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß unser Dorf in den schweren Krisenjahren der Textilindustrie bei weitem nicht so arg unter der Arbeitslosigkeit zu leiden hatte, wie viele Nachbargemeinden. Schließlich sei noch die Tatsache hervorgehoben, daß die Firma M. B. B. im Hebeldorf rund 24 Häuser mit über 130 Wohnungen besitzt, die von Belegschaftsangehörigen bewohnt sind. Die beiden hiesigen Werke unterstehen der Leitung der Direktoren Lehle und Silber.

Versuche zu Neugründungen

Im Laufe der Jahre ist hier mancher Versuch gemacht worden, noch andere kleinere oder größere Betriebe ins Leben zu rufen, doch schlugen die Versuche jeweils fehl, und soweit die Betriebe in Gang kamen, war ihnen nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Erwähnt sei, daß der wiederholt genannte unternehmungsfreudige Fabrikant Röchlin, dem ein Hauptverdienst am Aufkommen der Wiesenläler Textilindustrie zukommt, den Plan gehegt hatte, auch in Hausen eine Baumwollweberei zu gründen. Die Staatsgenehmigung zum Ankauf des Geländes war bereits erteilt, doch kam der Plan aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung. In der Nachbarschaft der „Oberen Mühle“ betrieb Karl August Greiner in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorübergehend eine kleine Watten-

f a b r i k. Spritzenmeister Sturm richtete eine Schlosserei ein, die nach dessen Wegzug wieder einging. Ende der 60er Jahre erstellten die früheren Eisenwerksarbeiter Montiegel und Brunner eine Eisengießerei. Sie befand sich dort, wo heute die Häuser 25 und 27 der Bergwerkstraße stehen. Der Betrieb, in dem einige Arbeiter beschäftigt waren, konnte sich aber nur wenige Jahre halten.

Ein neues Fabrikанwesen, auf das große Hoffnungen gesetzt wurden, war einige Jahre vor dem Weltkrieg bei der unteren Wiesenbrücke entstanden. Färber Resch, Lörrach, und Bartlin Böttsch, Basel (früherer Besitzer der „unteren Mühle“) ließen hier eine Färberei bauen, in der u. a. das Färben der Webgarne nach einem von Resch erfundenen neuen Verfahren erfolgen sollte. Die Fabrikräume samt Kessel- und Maschinenhaus standen betriebsfertig da. Die Färberei war mit neuesten technischen Einrichtungen versehen. Gefärbt wurde nicht nur nach dem von Resch erfundenen Verfahren, es wurde auch im Strang und auf Kreuzspulen gefärbt; außerdem wurde Baumwolle gebleicht in jeder Aufmachung. Auftraggeber und Abnehmer waren u. a. das Elsaß, Basel, Strohmeyer, Konstanz, die Militärverwaltung und viele andere. Es war somit ein recht verheißungsvoller Anfang gemacht. Aus privaten Gründen wurde aber das mit so großen Hoffnungen begrüßte Unternehmen nach kurzer Zeit aufgegeben und der Betrieb stillgelegt. Das Grundstück samt den Fabrikgebäuden wurde von den örtlichen Industriefirmen Mech. Buntweberei Brennet und Bortsch käuflich erworben. Die Gebäulichkeiten wurden abgetragen und an deren Stelle drei Wohnhäuser für Werksangehörige erstellt.

Fischerei

Ein gesetzlich geregeltes Fischereirecht gab es in früherer Zeit nicht, das Fischwasser im Gemeindebann war Gemeinschaftsbesitz wie z. B. das Weidfeld. Doch später scheinen die Fürsten und Grundherren gemerkt zu haben, daß sich das Fischwasser als Einnahmequelle zu ihren Gunsten eignen könnte. Sie nahmen das Verfügungsrecht für sich in Anspruch und vergaben dann das Fischrecht als Lehen. Ein solches Lehen hatten u. a. die Herren von Roggenbach. Ihr Fischrecht in den fließenden Gewässern der Gemarkung Hausen erstreckte sich bis zur alten Wiesenbrücke, die damals im Gewann „Bruckmatt“ lag. Unterhalb der „Delle“, bei der Schleithschen Riesgrube, steht noch heute ein F i s c h w a s s e r s t e i n mit dem Roggenbachschen Wappen. Erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts hat die Gemeinde Hausen das alte Roggenbachsche Fischereirecht abgelöst; sie bezahlte dafür die Ablösungssumme in Höhe von 300 Mark, also keinen sehr hohen Betrag, bei dem jedoch zu beachten ist, daß der Fischbestand der Wiese durch die Abwässer der Fabriken, insbesondere durch die Abwässer der Zeller Zellulosefabrik, sehr stark zurückgegangen war.

Vor der Industrialisierung war der Fischbestand der Wiese recht groß, auch Lachse kamen die Wiese aufwärts bis in den Hausener Bann und jedes Jahr wurde die Lachsweid verpachtet. Nachdem aber in Brombach die erste „Legi“ erstellt war, blieben die Lachse aus. Es wurde zwar ein sogen. „Lachssteg“ angebracht, zu dessen Kosten auch die Gemeinde Hausen einen Beitrag in Höhe von 24 Gulden und 24 Kreuzern geleistet hat, aber viel Wert hatte dieser Lachssteg nicht, jedenfalls wurde in die Gemeinderrechnung vom Jahr 1833 der sonst übliche Betrag für die Lachsweid nicht mehr eingestellt, ein Beweis, daß es keine Lachse mehr zu fangen gab. So weit festzustellen ist, wurde das Fischwasser in der Hausener Gemarkung zum erstenmal vergeben im Jahr 1717. Heute gibt es auch einige private Fischzüchter im Ort, die in Weihern die Fischzucht betreiben, vor allem den Forellen wenden sie besondere Sorgfalt zu.

Wohlfahrtswesen

Eine gesetzlich geregelte Fürsorge für die Hilfsbedürftigen im heutigen Sinn gab es früher nicht. Die Armen waren auf die Hilfe der Gemeinde und auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. In der hiesigen Gemeinde gab es aber schon Ende des 18. Jahrhunderts ein sogen. Armenlegat, dessen Grundstock verschiedene kleinere Stiftungen bildeten. Aus diesem Armenfond wurden dann die Hilfsbedürftigen unterstützt, soweit eben hierfür Mittel zur Verfügung standen. Eine ordentliche Abrechnung erfolgte zum erstenmal im Jahr 1826 durch den hierzu beauftragten Lehrer J. G. Greth er, Andreas Grethers Sohn. Die Richtigkeit der Abrechnung ist durch Unterschrift bescheinigt von Pfarrer Sonntag, Vogt Greiner, Almosenpfleger Behringer, ferner von Greiner Johannes und Ernst Hans Jerg.

Mit Zustimmung der Bürgerschaft kam im Jahr 1832 ein Beschluß des Gemeinderats zustande, dem auch der Bürgerausschuß die Genehmigung gab, wonach jeder, der das angeborene Bürgerrecht antreten wollte, 4 Gulden in den Armenfond zu entrichten hatte. Durch Verfügung der Großh. Kreisregierung vom 11. März 1842 wurde dieser Betrag auf 3 Gulden ermäßigt. Bis zum Jahre 1843 wurde ein gemeindeeigenes Haus (heute Haus Hebelstraße 48) zum Teil als Armenhaus benutzt. 1846 kaufte sodann die Gemeinde von Hammerschmied Jakob Meier aus Tiefenstein ein einstöckiges Haus nebst Scheune und Stall. Sie ließ das Anwesen zu einem Armenhaus umbauen und übertrug diese Arbeit für 524 Gulden dem Zimmermann Jakob Klaile.

Bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren nun in diesem Armenhaus die hilfsbedürftigen Ortsarmen untergebracht, bei der Volkszählung 1840 waren es 23 Personen; einmal waren zeitweise fünf Haushaltungen im Armenhaus wohnhaft. Nachdem die Wohlfahrtspflege ihre landes- und

reichsgefesliche Regelung gefunden hatte, war ein gemeindeeigenes Armenhaus nicht mehr notwendig. Obdachlose und alleinstehende Ortsbewohner, die ihren Unterhalt nicht mehr verdienen können, finden, wie allgemein üblich, Aufnahme in der Kreispslegeanstalt Wiechs.

Das Armenhaus wurde im Jahr 1904 von der Gemeinde zur Versteigerung gebracht, wobei es zum Preis von 2800 Mark dem Fabrikobermeister Wilhelm Eichin, dem langjährigen Militärvereinsvorstand, zugeschlagen wurde. Der neue Besitzer ließ das Haus zu einem schönen Wohnhaus, dem heutigen Haus „Wilhelmshöhe“ auf dem Kölschberg, umbauen.

Brandfälle

Soweit Nachrichten überliefert sind, scheint unser Dorf weniger von Feuersbrünsten heimgesucht worden zu sein, als manche Nachbargemeinde, trotzdem selbstverständlich auch hier die Gebäulichkeiten vorwiegend aus Holz bestanden haben und mit Stroh gedeckt waren, somit die Feuersgefahr stets erheblich war. Einige der Großbrände in der Nachbarschaft mögen erwähnt sein. Am Katharinentag 1412 brach, wie Eberlein berichtet, in Schopphelm Feuer aus, dem 40 Wohnhäuser und Nebengebäude zum Opfer fielen. In Fahrnau wütete im Jahr 1784 ein großer Brand, desgleichen in demselben Jahr in Bersbach, in letzterem Ort fielen u. a. auch Kirche und Pfarrhaus dem Feuer zum Opfer. 1787 brannten in Maulburg 18 Wohnhäuser nebst Scheunen ab.

Durch eine verheerende Feuersbrunst, die in der Scheune des „Dreilönigs“ zum Ausbruch gekommen war, wurde unsere Nachbarstadt Zell im Jahr 1818, in der Mittagszeit des 23. Juli fast ganz vernichtet. Nach Humpert fielen dem Brand 64 Häuser, wovon die meisten mit Stroh gedeckt waren, zum Opfer. Sehr groß war auch der Schaden an Möbeln usw., den die 58 obdachlos gewordenen Haushaltungen bei diesem Brand erlitten haben. Am 18. Juni 1851 brach, ebenfalls in der Mittagsstunde, in Dossenhach Feuer aus, das fast das ganze Dorf, einschließlich der Kirche, der Schule und des Rathauses, einäscherte. 54 Wohnhäuser und 45 Stallungen lagen nach diesem Brand in Schutt und Asche, 9 Menschen verloren dabei das Leben. Einem Großfeuer fielen in unserer Nachbarstadt Schopphelm im September 1868 wieder eine größere Anzahl Gebäulichkeiten zum Opfer. 1876 brannte fast ganz Todtnau ab. Von Großbränden schwer heimgesucht wurden in der neueren und neuesten Zeit in unserer Nachbarschaft u. a. Neuenweg, Schönau und Tuna.

Von so schweren Brandkatastrophen ist unser Dorf, soweit wenigstens bekannt, nicht betroffen worden. Verbürgte Nachrichten über Brandfälle liegen allerdings erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab vor. Große und wiederholte Brandschäden gab es in unserem Dorf im Jahr 1756, bei denen Brandstiftung vermutet wurde. Zunächst brannte ein Haus ab, das

Adolf Pacher und Michael Brunner gehörte. (Es stand nördlich des Hauses Hebelstraße 32.) Im gleichen Jahr sind im „Ulserdorf“ drei Häuser abgebrannt (Kreissstraße 12, 16 und 20). Schon vor diesen Bränden waren im Lauf der Jahre einige Anwesen durch Feuer zerstört worden, doch ist näheres darüber nicht bekannt, nach mündlichen Ueberlieferungen ist z. B. das erste Kirchlein am „Tüchwegli“ einem Brand zum Opfer gefallen. 1767 ist „'s Herchus“, also das Verwaltungsgebäude des Eisenwerks, bis auf den 1. Stock niedergebrannt. Direktor Merian, Basel, ein Mitpächter des Eisenwerks, übergab der Gemeinde einen größeren Geldbetrag aus Dankbarkeit für die große und bereitwillige Hilfeleistung der Ortsbevölkerung bei dem Brand. Das Geld sollte ursprünglich bei einem Schulhausbau Verwendung finden, wurde aber dann für die Anlage von Brunnen verbraucht. In den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden durch Feuer zerstört das Haus Hebelstraße 48 (Besitzer Brunner und Blatt), ebenso das Haus des Martin Brombacher in der „Engel“, ferner die Scheune vom Gasthaus zum „Abler“ und das Haus des Bartlin Jost auf der „Mure“. Brombachers und Josts Haus wurden nicht wieder aufgebaut. Auch gegen Ende des letzten und in den ersten Jahrzehnten des jetzigen Jahrhunderts gab es in unserem Dorf kleinere Brände, denen die Scheune des Metzgers Hug, des Katschreibers Blum und des Rudolf Dörflinger zum Opfer fielen.

Vermutlich war im Jahr 1828 im „Ulserdorf“ ebenfalls ein Brandfall zu verzeichnen. Daß es gebrannt hat, ist aus Gemeindeakten ersichtlich, nur die Zeit ist nicht erwähnt. Bei diesem Brand rettete, so geht es aus Akten hervor, der Gemeinderedner Riedmeyer, der vorübergehend auch Bürgermeister war, die Gemeindefasse aus dem brennenden Haus. 350 Gulden hatten sich in der Kasse befunden. Riedmeyer erlitt erhebliche Brandwunden und war längere Zeit arbeitsunfähig. Die Gemeinde billigte ihm eine Entschädigung zu von 50 Gulden.

Feuerlöschwesen

Die Anfänge einer organisierten Feuerbekämpfung liegen sicherlich weit zurück, doch war sie eben nur mit unzulänglichen Mitteln, entsprechend dem jeweiligen Kulturstand, durchzuführen. In Not und Gefahr standen die Menschen schon immer einander bei und wo gemeinsame Gefahr drohte, da fühlte sich die Gemeinschaft auch ohne gesetzlichen Zwang zu gemeinsamer Abwehr verpflichtet. Die guten Eigenschaften des einzelnen Menschen wie der Gemeinschaft werden in Gefahrenlagen am besten sichtbar. Daß bei der steten großen Feuersgefahr die Abwehrmöglichkeiten frühzeitig organisiert und verbessert wurden, das lag im Interesse der Gesamtheit. Sie, also die Gemeinde, suchte denn auch in den Besitz der jeweiligen technischen Feuerlöschgeräte zu kommen und sie in ihre Obhut zu nehmen, wo sie in Notfällen leicht greifbar waren.

Ueber die Feuerlöschgeräte und das Feuerlöschwesen in unserem Dorf liegen erst vom 18. Jahrhundert ab nähere Nachrichten vor. Im Eisenwerk war natürlich die Feuersgefahr besonders groß und daß hier Vorkehrungen für Brandfälle getroffen werden mußten, ist verständlich. So wurden denn in den Jahren 1736 bis 1738 hier Wasserbüten und Feuerspritzen angeschafft und eine Art Werkfeuerwehr gebildet. Um das Jahr 1770 herum mußten, wie aus Gemeindeakten ersichtlich ist, die Bürger und Einwohner des Dorfes einen Feuerspritzenbeitrag leisten. Bemerkenswert ist ein Gemeindebeschluß vom Jahr 1831. Darnach mußte jeder angehende Bürger der Gemeinde für Feuerlöschzwecke zwei Feurereimer kaufen oder 5 Gulden und zwei Kreuzer bezahlen.

Die erste Feuerspritze, die den Namen einer solchen wirklich verdiente, kaufte die Gemeinde im Jahr 1859 von der Groh. Hüttenverwaltung, also vom Eisenwerk, zum Preis von 150 Gulden. Die Bildung einer freiwilligen Feuerwehr erfolgte hier im Jahr 1876. Sie ist heute mit modernen Löschgerätschaften ausgerüstet und verfügt über einen gut ausgebildeten großen Mannschaftsstand. Früher hatten bei den Hauptproben der Freiwilligen Feuerwehr auch die sogen. „Wilden“ anzutreten, das waren die männlichen Ortsbewohner, die der Freiwilligen Feuerwehr nicht angehörten, die aber selbstverständlich hilfspflichtig waren, wenn Feuer- oder Wassergefahr drohte. Diese „Wilden“, die in Zivil zur Hauptprobe antraten, wurden auch „Bourbaki“ genannt, was eine Anspielung war auf den Franzosengeneral dieses Namens, der im Januar 1871 mit einer großen Armee bei Belfort in dreitägiger Schlacht von den badischen Truppen vernichtend geschlagen und mit dem größten Teil seiner Armee in die Schweiz abgedrängt wurde, wo sie von den Schweizern entwaffnet und interniert wurde. „Bourbaki“ nannte man die „Wilden“, weil sie in ihren Zivilkleidern zur Hauptprobe erschienen. Die Mannschaftstärke der Freiwilligen Feuerwehr und der technische Stand des Feuerlöschwesens machen heute die Heranziehung der „Bourbaki-Pumpje“ überflüssig.

Beleuchtungswesen

Der „Lichtspoh“ und „'s Ämpeli“ spielen in Hebel's Gedichten öfters eine Rolle. „Und woni usem Schniidstuehl siß für Basseltang, und Lichtspöh schnitz“ heißt es im Gedicht „Das Herglein“, und im „Carfunkel“ ist u. a. zu lesen: „Und der Tobbi nimmt e Hampfle Lichtspöh, und setzt si nebene Lichtstock hi, und seit: „Das will i verrichte“. Das Gedicht „Der Jenner“ beginnt: „Im Ätti setzt der Öldampf zue, mer chönnte 's Ämpeli use tue . . .“

Von den primitiven Beleuchtungsverhältnissen zu Hebels Zeiten und vorher vermag sich die heutige Generation kaum noch eine Vorstellung zu machen. Heute brennen keine Lichtspäne mehr als Beleuchtungskörper, auch Kerzen und Dellampen brennen meistens nur noch in Notfällen. Ueberall erhellt Gas und Elektrizität die Dunkelheit, selbst in entlegendsten Dörfern und

Höfen. Auch die alten Feuer- und Sparherde weichen mehr und mehr dem Gasherd und dem elektrischen Kocher; Holzkohlen in Bügelseisen kennt die Hausfrau auch kaum mehr, sie bringt den Stecker an, um das moderne Bügelseisen heiß zu machen. Wie auf allen Gebieten, so haben sich auch im Beleuchtungs- und Heizungswesen die Verhältnisse vollkommen geändert. Die heutige Menschheit kann, dank der geistigen und technischen Fortschritte, ihren Daseinskampf unter sehr viel günstigeren Bedingungen führen, als dies unseren Vorfahren möglich war, die noch Lichtspäne, die Delfunsel, Zündel und Feuerstein benötigen mußten. Ob dadurch das Zusammenleben der Menschen erleichtert und der Gemeinschaftsgeist zu besserer Entfaltung kam, diese Frage wird nicht unbedingt zu bejahen sein. Viel Altes versinkt in die Vergangenheit, ohne daß an seiner Stelle das Neue die Gegenwart schöner gestaltet.

Auch nach Hebels Zeit blieb das heutige Beleuchtungs- und Heizungs- wesen noch lange ein Wunschtraum. Noch heute erinnern sich die älteren Leute der Zeit, da in den Kaufläden gebündelte Lichtspäne gekauft werden konnten, wenn auch die Späne nicht mehr den Beleuchtungszwecken dienten, sondern als Anfeuerholz Verwendung fanden. Die erste Lampe, die mit Erdöl gespeist wurde, hatte in unserem Dorf Joh. Gg. R ö t h e r im Hebelhaus in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zu jener Zeit benötigten die Handwerker auf der „Stör“ hauptsächlich „Unschleittkerzen“ in der Dunkelheit. Die Schuhmacher aber benötigten oft noch eine Wasserkugel, die das Kerzenlicht gewissermaßen aufzog und dann auf den Punkt hin zurückwarf, an dem der Schuhmacher bei der Arbeit das Licht benötigte. Es hat demnach schon früher gewiegte Beleuchtungstechniker und erfinderische Köpfe gegeben unter den Handwerkern, jedenfalls zeugte dieser originelle „Rückstrahler“ von guter Beobachtungsgabe und praktischer Verwertung gesammelter Erfahrungen.

Straßenbeleuchtung gab es früher natürlich auch nicht, erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden in unserem Dorf Erdöllampen in den Straßen aufgestellt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts folgte dann die elektrische Straßenbeleuchtung. Die Kosten dafür sind in der Gemeindefrechnung von 1902 eingestellt.

* * *

Husemer Allerlei

Unnötigi Füürlärme

„Seht ihr denn nicht, daß unser Häusl brennt?“ Die Frog het emol der B u k Karli recht vorwurfsvoll ane paar vo sine Kamerade grichtet, die bi der hintere Regi Chies us der Wiese gschafft hän. Aß e „Häusl“ brennt, fällt hän im Karli sini Kamerade nit gseh, aber aß er si schier 's Herz igrennt het, wo er am Danun no hintere z'füigere cho isch, hän si biobachtet gha. Au e mächtig Füür het me bi der Regi guet gseh, aber nit das nett Bahnhwartshüsli

hinter der Chrüzgumbi bim Bahnübergang, das si e weng ängstlich an der Berg alehnt, het brennt, der Batter vom Karli, der Bahnwart Bu h, isch dermit bischäftigt gsi, 's Feld abzume und het e große Hufe düüri Grumbirestude und Dörn- und Hüirschützülüs verbrennt.

Bi der Regi hinte het derno au der Karli gseh, aß das Füür ufem freie Feld hinterem Hüisli brennt. E mächtig Füür isch es gsi, fällt mueß me sage, aber im Karli si Batter, dä in ganz Hufe bleibt Bahnwart Bu h Chlemens, wüird si ebe gsait gha ha, aintweder e recht Füür, oder gar leis. Er isch au e ganze Kerli gsi, groß und breitschultrig, e alte 70er-Chrieger, dä bim Gottsauere Artillerieregiment dient gha het. Au sini Buebe sin Kerli worde wie Bäum und gueti Chraft- und Chunstturner und Soldate gsi.

Der Karli hätti also nit e so bruche z'springe, aber 's isch aller Ehre wert gsi, aß er, numme mit Hose und Hämme bgshleidet, in de Schlappe sine Eltere het welle Bistand leiste in „Feuersgefahr und Wassernot“. Müglicherwiis het der Karli heimlich au näume unter de Dachspare im „Häusl“ e Päckli Wertpapierer und e Sparkassebüechli usbiwahrt und het gförcht, er werd jeh statteme Hufe Geld, numme no e Hüfli Aesche finde.

Mitem Nastuech hat der Karli der Schweiß abtrochnet, er isch numme e so anent abe gröhrlet. Jech sin aber au scho in der Stroß äne Husemer Füürwehrlüt (Freiwilligi in Uniform und Bourbaki in Zivil) im hele Raree gegenem Bahnwartshüsli hintere grennt. Alles het halt 's Buze Familie und ihre Chostmaidlene welle helse reite, was z'rette isch. Au d'Fabrikfüürsprügi isch, vo wadere Männer zoge, agrollt. Gli druff isch die neuu Sprügi vo der Freiw. Füürwehr im gstreckte Kalopp im Bahnwartshüsli zue gfuehrt worde. Aber bim Engetweg isch zrudgmeldet worde, seig nit 's Bahnwartshüsli, wo brennt, der Bu h Chlemens verbrennt numme Grumbirestude ufem Ucher. Dodruf hi hän d'Löschmannschafte und d'Sprügene Chehrt gmacht und sin wieder Hufe zue.

Wämme d'Dertlichkeite chennt und d'Umständ würdiget, isch es bigriiflich, aß es e Mißverständnis het chönne ge. Wo der obere Fabrik us isch 's Füür dur 's Hüisli verdeckt gsi, 's het grad in der Achs Fabrik-Bahnwartshüsli-Grendel brennt. Wo der Bu h Chlemens aber de groß Hufe Züügs azunde het, isch 's Bahnwartshüsli e Wiili ine mächtige Rauchwolke ghüllt gsi, derno sin d'Flamme hushoch ufgeschosse und me het vo der obere Fabrik us nit anders chönne ane, aß 's Buze nett Bahnwartshüsli stönd in Flamme.

Wie ne Lauffüür isch's notürli dur d'Fabrik gange, „'s Buze Hüisli brennt!“ Gli hets au der Karli im Maschinehus erfahre und het selbstverständli gwüßt, was si Chindespflucht isch. Der R ö t h e r Friedi oder ain isch 's Bergwerch ab gsprunge und het in ai Loch ine brüelet: „Fürio!“ Bal hän au d'Horniste vo der Füürwehr Alarm bloset und 's Brandsignal het an d'Steihalde dure gschmetteret, d'Felse hän d'Schallwelle zrudgworfe in d'Lügelau und an Chölschberg dure, churz und guet, im ganze Dorf het's widerhallt: „Es brennt, es brennt, das wißt ihr nicht, es brennt, es brennt, das wißt ihr nicht, tää, tää, tää!“

No em „Brand“ isch viel gschwächt worde vom unnötige Fiiirlärme. Au formalrechtlich Froge sin usg'worfe worde. Streng gno wär nämli e Brand im Bahnwartshüsli ('s stoht uf Zeller Gemarkig) ne Uglegeheit gfi für d'Zeller Fiiirwehr. Notürli isch si nit um Hilf agange worde, um e Grumbirestudefiiir z'lösche. Me het vo Zell us der Brandplatz au nit chönne seh, wil der Grendel und d'Liebeck d'Sicht versperrt hän, vo der obere Fabrik us aber z'Huse isch er im freie Blickfeld glege. Und worum unter so Umstände ne Mißverständnis mögli gfi isch, weißt jo der Leser bereits.

Kei vernünftige Mensch het der Husemer Fiiirwehr chönne ne Vorwurf mache, veschwiege ihre Verhalte ins Lächerlich zieh. Si het wohl sozlage widerrechtlich ine Zeller Uglegeheit igriffe, aber isch es nit viel schöner und lobenswerter gfi, aß d'Husemer Fiiirwehr in der Stund der vermeintliche Gföhr si nit um formalrechtlich Dinger ghümeret het, aß wänn si zerst e lang Wiirwääris gmacht hätti? Si het jedefalls biwiese, aß si schnell uf em Damm isch, wänn Mensche und Sachgüeter in Gföhr sin. Lieber emol ime Mißverständnis zuem Opfer falle, aß vor bürokratische Zwirnsfäde stoh bliibe, wänn näume Gföhr droht.

Der Senior ins Buze Bahnwartshüsli isch derno vo de Strosjustizbihörde für schuldig bifunde worde, sini Grumbirestude öbe ne Meter oder anderthalbe z'noch bim Hüsli und bi de menschliche und tierische Wohnstätte verbrennt z'ha. Das isch mitere chaine Geldstros g'ahndet worde. Soviel isch im Bahnwart Buß der Gspäß au wert gfi.

E verlorene und wiedergfundene Nachtwächter

So gege der letzte Johrhundertwendi het Huse in der Person vom Sutter Karli e recht rauhbeinige Nachtwächter gha. Wämme bidenkt, aß si Geburtsort Bersbach gfi isch, würd d'Rauhbeinigkeit verständlich. Der Sutter Karli isch also im Hochland deheim gfi, uf der Wasserscheidi zwüschem Wiese- und Wehratal, dort obe, wo uf ruhem Bode zaihi Bueche und dickrindige, chornblegi Tanne, aber au chräftegi und gsundi Alenanne wachse, uf die 's Wort vo eusem Heimetdichter Hermann Burte bsunders guet zuetrifft: „Uße ruuch, inne zart.“

Me gschliffeni Umgangsproch het der Sutter Karli als Nachtwächter nit agwendet, si het finere Rauhbeinigkeit entsproche, doch mueß me sage, ußerdienstlich und in gueter Luun isch er e harmlose und gmüetliche Mensch gfi. Aber wenn er verdäugt worde isch, het's graucht. Die junge Dorfbursche hän amig gli gmerkt, weli nachtwächterlich Windstärchi bloset, si hän der Sutter Karli, wänn er als Nachtwächter in d'Wirtschaft cho isch go Fiirrobe biete, blos e weng dörfe biobachte. Het er 's eint Aug zuedruckt und mitem Zungespiz der Schid vo aim Muuelede in andere leit, derno isch es sicher gfi, aß die ganzi nachtwächterlich Macht gege Glesesfrevler zuem Isch chunnt und aß es in de nächste Tage Stroszedel hagle würd.

Als Nachtwächter het der Sutter Karli ab und zue müesse ne Dienstgang mache ufs Bezirksamt z'Schopfe. Isch d'Meldig gmacht gsi, sin ufem Heimweg „e paar glüpft“ worde. Bi some Maß het der Nachtwächter vo Huse emol e weng uf d'Site glade gha und d'Bei hän en schier nümme trage welle. So isch er dänn oberhalb vom „Hirsche“ z'Fahrnau uf e Randstei ghodt, um e Willi z'ruecihe. 's isch sälle Tag grad Viehmärt gsi z'Schopfe, uf däm au der Chronewirt vo Raibech, e langjährige Bezirksrat und e agseheri Persönlichkeit, z'tue gha het. Er isch z'Obe ufem Heimweg miteme chlainen Fuhrwerch am Sutter Karli, dä er guet gchennt het, verbeigfahre. Ob er mitfahre well, isch der Nachtwächter vo Huse gfrogt worde und dä isch notürli froh gsi, aß en der Chronewirt mitgno het. Vorne isch nebenem Chronewirt vo Raibech fei Platz me gsi, aber hinte ufem Sauchstedeckel het der Sutter Karli biquem chönne hihocke.

Me het si guet unterhalte und das und fällt enander verzellt. Au der Gaul het schiints zuegloset und würd denkt ha, dene Zwee do hinte ufem Wägeli pressiert's wägen nit, i cha e weng langsam tue. Woner aber der Chopf in der Lande vorne gar z'tief ghängt het und schier gar nümme vom Fleck cho isch, hetem der Chronewirt emol der Geißlezwid zwüsche die hintere Bei gschlöpft, derno het der Gaul miteme große Gumb vürsi bocht, der Sutter Karli aber isch hinterdsi gschnellt und ums Umeluege isch die ganzi nachtwächterliche Obrigkeit vo Huse ime Staubhüfli am Stroßerand glege. Und wie het si usgseh, wo si wieder ufgröblet gsi isch! Der Chronewirt het Träne glacht, isch aber derno rechts ins Raibecher Strößli ine gfahre und der Sutter Karli in sinere agwiisete Summermundur het müesse z'Fuß uf Huse ine walze.

Welewäg het der Chronewirt, wie me jo denke cha, das Gschichtli vom verlorene und wiedergfundene Nachtwächter no fälle Obe sine Gäst in der Wirtschaft verzellt. E Wißbrueder isch derno higange und het im „Marktgräfler“ z'Schopfe ne Inserat usge, in dem z'lese gsi isch, seig an däm und däm Obe zwüsche Fahrnau und Huse e Nachtwächter verlore gange, der chrlich FINDER söllen z'Huse ufem Rothus abliefere, dört werd ein vermißt.

„I will dene Raibecher Chaibe scho e Nagel stecke“, het der Sutter Karli gsait, wo's em s'Inserat vorglese hän, und het droht: „Söll si numme nomol ein muße ponene z'Huse inere Wirtschaft no de Delfe z'Nacht, wänn ich Dienst ha.“ 's isch aber nit halber so gfohrli worde, wie me no em Sutter Karli sinere Brüelerei hätt' chönne meine, der Chronewirt vo Raibech het fälli Zit viel groözi Bruchstei uf Huse an d'Legi zuem Damm hintere gfuehrt und isch gern selber gfahre. Bi sonere Steisuehr ischem der Sutter Karli usserdienstlich bigegnet. Si sin mitenander gange go e paar Vierteli trinke und 's isch alles wieder guet gsi. Vo dört eweg hän si d'Raibecher z'Huse in de Wirtshüfere wieder muße dörfe, wänn der Sutter Karli als Nachtwächter Dienst gha het. Au no de Delfe z'Nacht.

* * *

Heimsuchungen durch Seuchen

In einem Brief an seinen Freund Sievert, Spezial in Gutach (Kinzigtal), schrieb Hebel am 3. Mai 1814 u. a.:

„... Wie wild ist der Krieg auch durch Euer Tal gezogen. Aber welche Hütte und welchen Palast hat er ungefährdet gelassen. Was unser schönes, gutes Oberland gelitten hat, weißt Du und trauerst gewiß auch darüber. Hausen soll durch die Seuche zu einem Leichen- und Trauerhaus geworden sein. Dieser heilige Krieg, wie man ihn nennt, hat große Opfer gefordert, nur fange ich an zu zweifeln, ob er so sehr heilig war. Doch das müsse der Himmel in seinen Folgen bewähren, die ihm überlassen seien und der auch Euch, liebe Freunde, trösten und segnen wolle...“

Wir erfahren aus diesem Brief Hebels, daß die vielen Heimsuchungen der Bewohner unseres schönen Heimattals während der napoleonischen Kriege auch noch durch Seuchen vermehrt wurden. Von den Leiden, die unsere Vorfahren in Kriegs- und Seuchenzeiten ertragen mußten, vermögen wir uns heute kaum mehr eine richtige Vorstellung zu machen. Kriege und die in ihrem Gefolge auftretenden Seuchen wirkten verheerender als schwere Naturkatastrophen. Der Krieg brachte Einquartierungen, Kriegsfrondienste, Beschlagnahmen, Plünderungen, Brandschakungen und Schändungen aller Art, vernichtete also das Volksvermögen und demoralisierte einen großen Teil der Menschen, die Seuchen aber, die durch den Krieg erzeugt wurden, rafften die Ueberlebenden, Kinder wie Erwachsene, in Massen weg.

Vor allem der 30jährige Krieg und die Seuchen, deren Nährboden er war, entvölkerten unsere Gegend und stürzten die Ueberlebenden in ein Elend, dessen Spuren noch Jahrhunderte hindurch zu finden waren. So berichtet z. B. Eberlin in der „Geschichte der Stadt Schopfheim“, daß im Jahre 1629, nachdem die kaiserlichen Exekutionstruppen abgezogen waren, die Pest, ausbrach. In normaler Zeit starben damals im Schopfheimer Kirchspiel jährlich etwa 40 Personen, im Pestjahr 1629 aber waren 465 Sterbefälle zu verzeichnen. Auch im Jahr 1630 starben noch 160 Personen an der Pest. „Die Glocken hören fast den ganzen Tag nicht auf zu läuten“, meldet der Chronist. Oft wurden an einem Tag 4—5 Tote beerdigt. In Hausen starben bei dieser Seuche 47 Personen, darunter 17 Erwachsene. Nicht minder schlimm waren die Folgen des Krieges und der Pest im benachbarten Basel und in der ganzen Markgrafschaft. Dabei wütete der Krieg noch volle 18 Jahre in den deutschen Landen; Krieg und Pest dezimierten die Bevölkerung und fremde Kriegshaufen zerstampften und vernichteten die in jahrhundertelanger mühsamer Arbeit fruchtbar gemachten heimischen Fluren.

Damals waren alle Städte und Dörfer unserer Heimat mehr oder weniger ein Leichen- und Trauerhaus geworden. Doch Hebels Bemerkung bezog sich ja nicht auf den 30 jährigen Krieg, in trüben Ahnungen befürchtete

Hebel, sein liebes Heimatdorf sei durch die Seuche von 1813—14 zu einem Leichen- und Trauerhaus gemacht worden. Vermutlich waren auch Gerüchte zu ihm nach Karlsruhe gedrungen, die das große Sterben noch größer erscheinen ließen, als es ohnehin war. Es handelte sich bei dieser Seuche um das *Nervenfieber* (Typhus). Fast die gesamte Bevölkerung des Dorfes und unserer Heimatgegend war davon betroffen worden; die Seuche wütele im ganzen Land und hat in unserem Dorf, wie anderwärts auch, sehr viele Todesopfer gefordert.

Derartige Nachrichten über Seuchen, die unser Dorf heimsuchten, liegen erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab vor, doch ist aus Kirchenbüchern und aus Werken mancher Geschichtsschreiber bekannt, daß lange vor dieser Zeit die Pest als Würger Dörfer, Städte und ganze Länder entvölkerte. Von den Seuchen im 30jährigen Krieg ist bereits berichtet worden. Viele Generationen sind seither ins Grab gesunken, aber die Erinnerung an jene Schreckenszeiten ist lebendig geblieben, sie hat sich durch mündliche Ueberlieferungen von den Eltern auf die Kinder und von diesen wieder zur nächsten Generation fortgepflanzt. Aber auch schon vor dem 30 jährigen Krieg hat die Pest öfters die Schatten des Todes über unser Heimatthal gejagt. In Basel z. B. hat, wie die Geschichtsschreiber melden, in den Jahren 1348—49 die Pest gewütet, 1420 auch im Wiesental und 1564 wieder in Basel. Soweit unser Dorf damals bevölkert war, wurde es zweifellos von diesen Seuchen mitbetroffen, doch fehlen genauere Angaben.

Die erste Nachricht, die uns über eine Seuche im Dorf Kunde gibt, liegt vor aus dem Jahr 1746. Hier und in der Umgebung war damals die *Ruhr* ausgebrochen. 9 Erwachsene und 13 Kinder sind in unserem Dorf dieser Seuche zum Opfer gefallen. Als Seuche mit besonders bösartigem Charakter verzeichnet die Chronik dann die *Blattern*, die in den Jahren 1755 und 1769 hier grassierten. 10 Kinder im Alter von 2—6 Jahren erlagen in unserem Dorf dieser Seuche. Daß dann in den Jahren 1813/14 das *Nervenfieber* hier wütele und viele Opfer forderte, ist bereits erwähnt. Von *Blattern* und *Pocken* wurde unser Dorf ferner im Jahr 1825 heimgesucht, doch scheint die Seuche ziemlich glimpflich verlaufen zu sein. 1831 mußten große Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden, da *Cholera*-gefahr bestand, so konnte dem schwarzen Würger der Zutritt ins Dorf verwehrt werden. Ein größeres Kindersterben verursachte anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts die *Ruhr*.

Kinderkrankheiten mit seuchenartigem Charakter, wie Rotsucht und Halsbräune (Masern, Scharlach, Diphtheritis), traten in den folgenden Jahrzehnten wie überall so auch hier öfters auf. Viel junges Leben haben diese Krankheiten vernichtet, immerhin war inzwischen die ärztliche Wissenschaft zu einer Höhe entwickelt, die eine erfolgreichere Bekämpfung dieser Krankheiten ermöglichte, als es früher der Fall war. In den Jahren 1893 und 1894 trat die *Influenza* auf, an der ein großer Teil der Ortsbewohner erkrankte, doch war der Verlauf der Krankheit, bei genügender Vorsicht,

meist ohne schlimmere Folgen. Recht bösartigen Charakter hatte dagegen die Grippe, die von 1918 bis 1920 einen großen Teil der Bevölkerung und namentlich jüngere Leute heimsuchte. Manche Todesopfer hat diese Seuche gefordert. Darunter befanden sich auch Kriegsteilnehmer, die dem vierjährigen Eisenhagel des Weltkrieges entkommen waren, deren von den Strapazen des Krieges geschwächter Körper aber den Tücken der Grippe erlag. Auch sie starben für ihr Vaterland.

* * *

Bei dieser Gelegenheit sei auch das schwere Einsturzungs-
glück erwähnt, das sich am 4. September 1901 bei der oberen Fabrik ereignet hat. Ein mehrstöckiger Neubau war in Ausführung begriffen. Im oberen Stockwerk brach eine Zementdecke ein und riß alles mit in die Tiefe. Glücklicherweise waren nur noch wenige Arbeiter am Bau beschäftigt. Vier italienische und ein deutscher Bauarbeiter und eine italienische Arbeiterin, die gerade durch einen Ausgang gehen wollte, wurden getötet, mehrere Arbeiter verletzt. Der deutsche Bauarbeiter wurde in seiner Heimat beige-
schßt, während die ausländischen Opfer des schweren Unglücks ihre Ruhestätte in einem gemeinsamen Grab auf dem hiesigen Friedhof fanden.

Das Dorf in Kriegszeiten

Wie weit unser Dorf durch die Kriege der neueren und neuen Zeit in Mitteilenschaft gezogen wurde, können künftige Geschlechter aus zuverlässigem schriftlichem Quellenmaterial ersehen, das in großen Geschichtswerken, in Gemeindearchiven und auch in vielen Tagebüchern der Kriegsteilnehmer gesammelt ist. Je mehr wir uns von großen Ereignissen entfernen, um so unklarer werden die Vorstellungen davon, wenn die Erinnerung nicht durch wahrheitsgetreue schriftliche Aufzeichnungen gestützt werden kann. Selbst der Weltkrieg vom August 1914 bis Ende 1918 gehört bereits zu den alternden Ereignissen. Die junge Generation, die jenes gewaltige Geschehen nicht miterlebte, vermag sich von der Wirklichkeit kaum mehr eine richtige Vorstellung zu machen. Vergangenes sinkt rasch in Vergessenheit, zumal wenn sich, wie in der gegenwärtigen Zeit, auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens die größten Umwälzungen vollziehen. Durch schriftliche Aufzeichnungen ist das Vergangene daher vor der Vergessenheit zu bewahren.

Leider sind über die vielen Kriege, die unsere Heimat vor dem 19. Jahrhundert heimgesucht haben, nur spärliche örtliche Nachrichten vorhanden. Das Schicksal unseres Dorfes in der Zeit, die vor dem 15. und 16. Jahrhundert liegt, ist überhaupt in völliges Dunkel gehüllt. Es fehlen aber auch

sichere Nachweise darüber, wann in unserer Heimatflur die ersten menschlichen Siedelungen entstanden sind. Bekannt ist aber aus der allgemeinen Geschichte, daß unser Heimatgebiet durch den Fleiß und die Tüchtigkeit seiner Bewohner schon sehr frühzeitig in fruchtbares Kulturland umgewandelt wurde, das raubgierige Feinde oft zu Beutezügen anlockte. Wie die Rückwirkungen dieser Beutezüge auf unser Dorf waren, sofern es bestanden hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Selbst über den Bauernkrieg, der 1525 in der Markgrafschaft tobte, sind keine unmittelbaren örtlichen Nachrichten vorhanden. Es sei aber bei dieser Gelegenheit hier auf das ausgezeichnete Werk unseres verdienten Heimatforschers Karl Seith aufmerksam gemacht: „Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des Jahres 1525“ (Verlag G. F. Müller, Karlsruhe).

Erst im 30jährigen Krieg (1618—1648) wird das geschichtliche Dunkel, das über unserem Dorf lagerte, etwas aufgehellert durch die Kirchenbücher. Daß in jenem unglückseligen 30jährigen Krieg, der ursprünglich wohl um Glaubensgrundsätze geführt wurde, aber Eroberungszwecken dienen mußte und schließlich zum Vernichtungskampf aller gegen alle wurde, auch unser Dorf entsetzlich zu leiden hatte, geht daraus hervor, daß so manches furchtbare Erlebnis aus dieser mit Hungersnot und Pest verbundenen Kriegszeit sich von Generation zu Generation durchgesprochen hat, bis auf den heutigen Tag. Zuverlässige schriftliche Aufzeichnungen hierüber verdanken wir jedoch den Pfarrern, die ihre Beobachtungen und unmittelbaren Erlebnisse in den Kirchenbüchern festhielten.

Ueber die verheerenden Folgen der Pest im Jahr 1629 ist schon an anderer Stelle berichtet. Aus dem Schoppsheimer Kirchenbuch ist ersichtlich, daß im Jahr 1634 abermals die Pest gewütet hat. Diaconus Mauritius berichtet, daß in diesem Jahr vom Oktober bis Neujahr in Schoppsheim 77 und im ganzen Kirchspiel 133 Personen gestorben sind. Es wütete aber nicht nur die Pest und der Hunger, es wütete auch die Soldateska. In einer Schilderung des Brisinger Lagerbuchs aus dem Jahr 1636 heißt es 3. B.:

„Da war keine Barmherzigkeit gegen Alt und Jung, gegen Mann und Weib, mit Hauen, Schlagen, Brennen, Knöbeln, Voltern, Wirten, Schanden; da war gegen Weibspersonen kein Erbarmen, daß etliche erbärmlich sterben mußten . . . Sie spürten ihnen nach in den Wäldern und schossen sie da nieder, die Unglücklichen mußten sich mit unmenschlicher Speise erhalten. Wer Hunde, Ragen und Fleisch von gefallenem Rossen haben konnte, der stillte den Hunger damit . . .“

Namentlich von 1630 ab (die ersten Kriegsjahre scheinen für unsere Gegend ziemlich glimpflich verlaufen zu sein) war das Wiesental und das weitere Gebiet der Markgrafschaft fast stets durch Streifzüge und Einquartierungen heimgesucht, wobei es in der Schwere der Leiden kaum Unterschiede gab, ob Feinde oder „Freunde“ im Lande waren. Ueber ein schauderhaftes Verbrechen an unschuldigen Kindern, worunter sich 3 Kinder des

Müllers Saler von Hausen befanden, berichtet Mauritius im Schopzheimer Kirchenbuch vom Sommer 1643:

„Bei dem Herannahen der Franzosen (Weimarschen) flohen die Alten in höchster Angst, die armen Kinder allein zurücklassend. Allein die entmenschten Marodeurs kannten kein Mitleid, sie zündeten das Haus an und verbrannten ihrer 7 Kinder im Hause, worunter 3 dem Jakob Saler, Müller in Hausen gehörig.“

Der Ort, wo dieses Verbrechen verübt wurde, war G e s c h w e n d im hinteren Wiesental, wohin sich viele Bewohner aus unsrer Gegend vor der Soldateska geflüchtet hatten in der Meinung, dort sicher zu sein. Ob auch wehrfähige Männer unseres Dorfes aktiv am 30jährigen Krieg teilgenommen haben, entzieht sich der Kenntnis, wenn es der Fall war, sind ihre Namen verweht. Wie groß die Demoralisation auch nach dem Krieg gewesen sein mag, geht aus einer kirchlichen Verwaltungsrechnung des Jahres 1650 hervor. Da ist betont, daß die Ortsbewohner infolge der herrschenden Unsicherheit nur die in der Nähe des Dorfes gelegenen Aecker bebauten, die weiter abliegenden aber zu Grasland werden ließen.

Raum waren die Wunden, die der 30jährige Krieg geschlagen hatte, etwas vernarbt, wurden sie durch einen neuen Krieg wieder aufgerissen. Im sog. Holländischen Krieg war unser Dorf, wie aus dem Müllheimer Kirchenbuch zu ersehen ist, Zerstörungen ausgesetzt, die Kirchenfenster wurden zertrümmert. In andern Orten der Sausenberger Diözese wurden die Glocken weggeschleppt. Am 29. Juni 1678 haben die Franzosen das Schloß Rötteln erstürmt und zerstört. Zehn Jahre nach dem Holländischen Krieg brach der sog. Orléanische Krieg aus (1689—1697). Daß unser Dorf wiederum in Mitleidenschaft gezogen wurde, geht aus einem Bericht des damaligen Vogts Lacher hervor. Es befindet sich in diesem Bericht der folgende Vermerk:

„1694 die Schanz nach Zell 120 tag a 6 Wagen zusam. 48 Gulden. Es haben mehrere mal Husaren hier gelegen, einmal in Hausen und Raitbach zus. 150 Soldaten übernachtet. 1 Str. Brot u. 1 Str. Fleisch gegeben 10 Guld.“

Weiter vermerkt Vogt Lacher:

„Es ist aber insonderheit dem hochfürstl. Oberamt zu berichten, daß in der Gem. S. gar nichts mehr sicher ist, weder tags noch nachts und auf dem Feld. Zu Nacht brechen sie in die Häuser, haben Scheitern und haben schon 3 Bürgern Löcher in die Häuser gebrochen und Hausrat mitgenommen. Außer Land ist niemand weder A d a m D e r f l i n ¹⁾ ist im Krieg von Weib und Kind.“

In den Kriegsjahren von 1689—1695 hatte die Gemeinde im ganzen nicht weniger als 6774 Gulden als Kriegskosten zu bezahlen, eine für die damaligen Verhältnisse und für eine nur etwa 130 Einwohner zählende arme Gemeinde enorm hohe Summe. „Vor Haber, so den Husaren gegeben wurde“, hatte

¹⁾ Vermutlich der Urgroßvater Hebels.

die Gemeinde dann zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges wieder Einquartierungslasten zu tragen. „Vor von den franz. u. Teutschen parthien durch Marsch Nachtquartier u. sonsten der Gemeinde wegen gethanen und aufgeeg. Zöhrungen“ stellten auch die Wirte Greiner Hans Derg, Greiner H. Jakob, Maurer Jakob und Claß Forderungen an die Gemeinde.

Mehrere Jahrzehnte herrschte dann eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Eine recht fortschrittliche Entwicklung setzte ein auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Markgraf Karl Friedrich (1746 bis 1811) hob u. a. die Leibeigenschaft auf (1783). Die Förderung der Landwirtschaft lag ihm besonders am Herzen und er wußte, daß ein freier Bauer auf der eigenen Scholle mit größerer Hingabe arbeitet, als ein unfreier. Der Anbau von Kartoffeln und die Ausfaat von Klee sind auf Anordnungen dieses Markgrafen zurückzuführen. Die Stadt Schoppsheim stand bei Karl Friedrich in besonderer Gunst und genoß manche Privilegien (u. a. war Schoppsheim zeitweise gänzlich von der Militärpflicht befreit, allerdings gegen Bezahlung von 1000 Gulden). Oesters hat der Markgraf die Stadt und ihre Umgebung besucht. Bei einer solchen Gelegenheit soll er auch das Hausener Eisenwerk besichtigt haben, wie Eberlin berichtet. (In Hausen selbst sind keine Belege dafür vorhanden.)

Die napoleonischen Kriege

Die friedliche Aufbauarbeit, die überall im besten Zuge war, wurde wieder unterbrochen durch den Ausbruch der großen französischen Revolution (1789) und durch die ihr folgenden napoleonischen Kriege. Zeitweise wurde auch unser Dorf stark in den Strudel der kriegerischen Ereignisse hineingerissen. Kriegskosten aller Art drückten auf die Gemeinde und ihre Bewohner. Aus der Gem.-Rech. des Jahres 1793 geht z. B. hervor, daß die Bürgerschaft „freiwillig“ einen größeren Geldbetrag als Zuschuß zu den Kriegskosten nach Karlsruhe ablieferte, da „Serenissimus“ bisher die ganzen Kriegskosten allein bestritten hatte. In den sog. Koalitionskriegen zwischen Frankreich und Oesterreich sammelte die Gemeinde auch Liebesgaben und lieferte sie an die Soldaten ab. Im August und September 1795 mußte die Gemeinde beträchtliche Mengen Heu und Hafer ins Kaiserliche Magazin von Binzen liefern. Die Kosten dafür beliefen sich auf über 600 Gulden. Einzelne Bürger der Gemeinde hatten sowohl bei den Franzosen wie bei den Oesterreichern Wachdienst zu schieben und an Schanzarbeiten teilzunehmen, die Vergütung hierfür war Sache der Gemeinde.

Aus der napoleonischen Zeit stammen vermutlich auch die Schützengräben auf der Burgeß und unterhalb des Röschbergwegs bei der „Wilhelmshöhe“. Zwei beim Wegbau beim „Munibuck“ gefundene Münzen stammen ebenfalls aus dieser Zeit. Schwer waren oft die Einquartierungslasten. So erhielt

nach der Gem.-Rech. von 1796 der Lindenwirt Heinrich Stuck aus der Gemeindefasse für die Kosten einquartierter französischer Offiziere und deren Begleitung rund 103 Gulden; Adlerwirt Stein mußte die Gemeinde 19 Gulden bezahlen. Einem französischen Rittmeister gab die Gemeinde 8 Gulden als Anerkennung für die Manneszucht, die des Rittmeisters Mannschaft gezeigt haben soll. Auf hunderte von Gulden wuchsen die Einquartierungs-lasten an. Wiederholt hatte die Gemeinde aber auch Holz zu liefern. Ferner mußte sie im Jahr 1796 abliefern 2 Leiterwagen, 8 Ochsen, 150 Ztr. Heu, 150 Wollen Stroh, 10 Sack Hafer, 12 Schaufeln, 400 Laib Brot, den Laib zu 4 Pfund. Auch Weizen, Dinkel und Gerste mußte in die Herrschaftl. Fruchtspeicher für Kriegszwecke geliefert werden. Zu den drückenden Kriegslasten kamen noch Mißernten, was aber weder die Franzosen noch die Kaiserlichen davon abhielt, das Wenige, was die Bevölkerung hatte, für sich zu beanspruchen, oft wurde das Wenige mit Gewalt weggenommen.

Der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) brachte Baden Gebietszuwachs und dem Markgrafen die Kurfürstenwürde. Das Volk aber litt noch schwer unter den Folgen der vergangenen Kriege, als 1805 erneut der Krieg ausbrach. Der schmachvolle Rheinbund kam zustande, der auf Seiten Napoleons stand. Preußen und Oesterreich unterlagen, Badens Belohnung für den Napoleon geleisteten Hilfsdienst bestand in weiterem Gebietszuwachs und in der Ernennung des Kurfürsten zum Großherzog. Im Jahr 1811 tauchten in unserem Dorf franz. Häscher auf, die alle jungen Männer, deren sie habhaft werden konnten, auf Wagen mitschleppten. Sie sollten Napoleon als Kanonensfutter dienen bei seinem Feldzug nach Rußland (1812). 8 junge Männer unseres Dorfes sollen es gewesen sein, die von den Häschern forttransportiert wurden. In den Eiswüsten Rußlands sind sie, nachdem die Russen ihre Hauptstadt Moskau niedergebrannt hatten, elend umgekommen, wie die ganze napoleonische Armee bis auf kleine Ueberreste.²⁾ Nur einer unserer Hausener Landsleute kehrte wieder heim. Unter den in Rußland Umgekommenen befand sich auch einer namens Gottstein; er war der letzte männliche Nachkomme seines Geschlechts in Hausen.

Im Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes sind manche Berichte Hebels, der bekanntlich bei Hünningen selber einmal in der Kampfzone war, über die napoleonischen Kriege zu finden. Es sind aber nicht die eigentlichen „Kriegsberichte“ die wertvollen Beiträge, als solche sind vielmehr die Erzählungen anzusehen, die uns edelstes Menschentum im Krieg und soldatische Tugenden der Krieger künden. Die Titel einiger dieser wertvollen Erzählungen mögen hier erwähnt sein: „Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld“, „Rettung einer Offiziersfrau“, „Lange Kriegsfuhr“, „Der Schneider von Pensa“, „Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk“.

²⁾ Von 7000 Badener, die Napoleons Zug nach Moskau mitmachten, sollen nur 143 wieder heimgekehrt sein.

Als dann die Befreiungskriege Deutschland vom Joch des kaiserlichen Eroberers befreiten, wurde auch Hebel unwiderstehlich von der patriotischen Hochflut mitgerissen. Im Januar 1814 schrieb er sein patriotisches Mahnwort „An den Vetter“. (Siehe Abschnitt „Auswanderer“).

Im Revolutionsjahr 1848

Ueber die Revolutionszeit 1848/49 sind nur spärliche örtliche Aufzeichnungen vorhanden. Aus Gemeindeakten geht aber hervor, daß im Frühjahr und Herbst des Jahres 1848 eine Bürgerwehr gebildet war, die zur Bewachung des Dorfes herangezogen wurde. Laut Gemeinderrechnung wurden auch für Pulver, Blei und Pistons 6 Gulden, 40 Kreuzer ausgegeben. Den Wachmannschaften wurden auf Gemeindefkosten Nahrungsmittel auf die Wachstube gebracht.

Am 18. April 48 war der Freischarenführer Hecker, ein Mannheimer Advokat, mit etwa 1000 Mann durchs Wiesental gezogen. Vom Seekreis her waren die Rebellen gekommen, die nachmittags in Zell einrückten, wo sie gute Verpflegung erhielten, aber nicht, weil sie gern gesehene Gäste waren, sondern weil die Aussicht bestand, sie bald wieder loszuwerden. Nach zweistündiger Rast marschierten die Freischärler weiter über Hausen und Fahrnau nach Schopfheim, wo sie Nachtquartiere bezogen. Die Schopfheimer Fabrikanten Gottschalk und Sutter rieten Hecker von seinem Abenteuer ab, doch vergebens.¹⁾ Hecker marschierte am 19. April morgens weiter über Steinen, Schlächtenhaus nach der Scheideck und von hier nach Kandern. Hier erfuhren die Freischärler, daß von Schliengen her badische und hessische Truppen gegen sie im Anmarsch seien.

Von Zell hatten sich etwa 80 Mann dem Heckerzug angeschlossen, von Hausen gingen, wie mündliche Ueberlieferungen besagen, nur einige Mann mit. Doch noch bevor es zum Treffen auf der Scheideck kam (20. April. Gründonnerstag), bei dem der Kommandeur der Hessen, Generalleutnant Friedrich von Gager²⁾ fiel, sagte sich einer der „Husener“ Freischärler: „I mein, die Sach chönnt eweng gefährli werde, 's isch wägen am beschte, mer gönge wieder heim.“ Er teilte das Ergebnis seiner langen Ueberlegung den andern mit und alle pflichteten bei. Es ergab sich somit die Tatsache, daß unsere landsmännischen Rebellen in der Stunde der Gefahr eines Sinnes waren. Sie machten linksumkehrt und wählten ihr Heimatdorf Hausen als Marschrichtungspunkt, bevor es auf der Scheideck zum Gefecht

¹⁾ Recht anschaulich hat ein Schopfheimer Bürger, Wilhelm Müller, in „Blätter aus der Markgrafschaft“ 1. Heft 1915 die „Erlebnisse eines Schopfheimer Bürgers aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849 nach eigenen Aufzeichnungen“ geschildert.

²⁾ Dem Gefallenen ist der Gedenkstein auf der Scheideck gewidmet.

gekommen war, denn sie waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß es schöner sei, daheim in Sicherheit für hehre Ideale zu leben, als im Kampf mit regulären Truppen dafür zu sterben.

Die „Hufener“ Rebellen hatten klüger gehandelt, als Heckers Freischärler, die am andern Tag in die Flucht geschlagen und versprengt wurden. Viele flohen in die Schweiz und sahen ihre Heimat lange Zeit nicht wieder, manche sahen sie überhaupt nicht mehr. So hatte Heckers Abenteuer ein unruhliches Ende gefunden, ein Ende, wie es auch die Siegelischen, Struvelschen und Herweghschen Freischärler erlebten. Vor ihrer Flucht in die Schweiz stieß eine Schar der Herweghschen Legion bei Dossenbach mit württembergischen Truppen zusammen. Eine Anzahl Freischärler fielen, unter ihnen auch ihr Führer Schimmelpfennig. Die Gefallenen ruhen in einem gemeinsamen Grab auf dem Dossenbacher Friedhof.

Nochmals flackerten im Jahr 1849 in Baden und andern Teilen Deutschlands revolutionäre Brände auf, die aber bald durch Militär unterdrückt waren. In Baden rückten preußische Truppen ein und schlugen in einem Gefecht bei Waghäusel die Rebellen in die Flucht. Wieder flohen viele Freischärler in die Schweiz. Das badische Oberland und das Wiesental bekamen dann für einige Zeit preußisches Militär zur Einquartierung.

Die Kriege von 1866 und 1870/71

Nach den Revolutionsjahren war wieder Ruhe und Ordnung eingetreten, doch hatte die Bevölkerung namentlich anfangs der 50er Jahre viel unter Mißernten zu leiden. Besonders das Jahr 1850/51 war ein böses Hungerjahr. Manche weniger begüterten Ortseinwohner verarmten ganz, denn sie gaben Acker und Matten her, nur um wieder einige Laib Brot oder etwas Mehl zu bekommen. Starke Besitzverschiebungen haben sich in jenen Notzeiten in unserem Dorf vollzogen. Nach und nach wurden aber die Verhältnisse wieder erträglicher. Auch der im Jahr 1866 ausgebrochene preußisch-österreichische Krieg verursachte keine größeren Störungen im normalen Leben unseres Dorfes. Wohl mußten auch in unserem Dorf eine Anzahl Wehrpflichtiger den Gestellungsbefehlen Folge leisten, sie wurden aber vorwiegend nur zum Garnisons- und Etappendienst herangezogen. Verluste hatte unser Dorf keine zu beklagen.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein“. Das bewahrheitete sich besonders eindrucksvoll im deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Baden war Grenzland wie heute, aber die deutsche Wacht am Rhein sorgte dafür, daß kein Feind ins Land kam und so blieb unsere Heimat von den Kriegsleiden verschont, die sie in den napoleonischen und in früheren Kriegen so oft hatte ertragen müssen. 23 Krieger aus unserem Dorf haben am Feldzug 1870/71 teilgenommen. Einige waren bei den Besatzungstruppen in der Festung Rastatt und in der Etappe im Kriegsdienst,

die andern aber standen drüben im Feindesland. Sie nahmen an den glorreichen Kämpfen des badischen Armeekorps teil, so an der Belagerung von Straßburg, dann an den blutigen Gefechten bei Epinal und Ruits und vor allem an der dreitägigen großen Schlacht bei Belfort im Januar 1871. Eine vielfache Uebermacht des französischen Generals Bourbaki suchte bei Belfort den eisernen Ring, den das badische Armeekorps bildete, zu durchbrechen, um ins badische Oberland einfallen zu können. „Wir lassen sie nicht durch“, das war die Parole unserer badischen Landsleute bei Belfort und es kam auch kein Feind ins badische Oberland, wohl aber floh das französische Heer nach dreitägigem blutigem Ringen in die Schweiz, wo es entwaffnet und interniert wurde.

Verluste hatte unser Dorf auch im 70er Krieg keine zu beklagen; alle Kriegsteilnehmer kehrten wieder in die Heimat zurück. Zum Andenken an den Friedensschluß wurde bei der Zweigung des „Burichwegs“ und des „Flieschwegs“ eine Friedenslinde gepflanzt und eine Friedensfeier abgehalten. Die Feldzugsteilnehmer von Anno 70/71 erzählten gerne von ihren Kriegserlebnissen. Da man dem Gressel Frieder, der mit Herbst Theodor den Krieg bei der reitenden Batterie mitgemacht hatte, nicht alles glauben konnte, pflegte er oft im Wirtshaus seine Erzählung abubrechen und in schöner Selbsterkenntnis zu seinem Kameraden Herbst zu sagen: „Verzells Du, Theodor, mir glaube si's doch nit!“

Aus unserem Dorf haben folgende Krieger am Feldzug 1870/71 teilgenommen: Bipp Gg. Fr., Dörflinger Wilhelm, Dreher Bartlin, Dreher Philipp, Greiner Gustav, Greiner Emil, Grether Wilhelm, Gressel Friedrich, Gressel Emil, Herbst Aug. Theodor, Kiefer Joh. Jakob, Kiefer August, Kiefer Wilh. Friedrich, Landes Emil, Müller Ludwig, Reif Erhard, Reif Rudolf, Rötter Raphael, Rötter Karl, Räuber Wilhelm, Schleith Bartlin, Würger Jak. Friedrich und Würger Heinrich.

Alle diese Feldzugsteilnehmer sind inzwischen zur großen Armee abberufen, aber die Gedenktafel am Rathaus wird ihre Namen den kommenden Geschlechtern künden. Ihr Leib zerfällt, doch nie soll vergessen werden, daß unsere Krieger von 1870/71 unter Einsatz des Lebens die Heimat geschützt und bewacht haben.

Der Weltkrieg von 1914-1918

„ . . . Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl henni di no!
Wohl het mi bigleitet die liebli Gfalt
uf duftige Matte, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi bchümmere Herz
dur Schwerdter und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und bettet, Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart!
Wie chlopft's mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, humm weidli, mi Friedli isch do!“

„Der Bettler“, dessen Schlußteil vorstehend wiedergegeben ist, gehört zu den alemannischen Gedichten Hebels, die von den Schülern am Hebelfest besonders gern vorgetragen werden. Manche Erwachsene unseres Dorfes können das Gedicht auswendig, alle kennen zum mindesten den Inhalt und wissen, daß der heimkehrende Krieger Hebels Vater ist. Die Liebste dagegen, die so geduldig auf die Rückkehr des Kriegers wartete, wird der Dichter in seiner Mutter verkörpert gesehen haben. Aus tiefstem Herzen quillt ihr Jubel empor, als sie in dem verkleideten Bettler den lange sehnstüchtig Erwarteten erkennt, um den sie so oft gebangt hatte.

Manches frohe Wiedersehen in der Heimat gab es auch nach dem Weltkrieg, der von 1914 bis fast 1919 tobte. Doch arg viel Frauen und Mädchen harrten vergeblich der Rückkehr des Mannes und des Liebsten, und manchen Kindern auch blieb ein Wiedersehen mit dem Vater vorenthalten, denn viele, die ausgezogen waren, um die Heimat vor dem Einfall der Feinde zu schützen, sind auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges geblieben, oder im Feindesland gestorben. Sie sahen ihre Lieben in der Heimat nicht wieder. Ein Vergleich mit früheren Kriegen zeigt uns die Größe des blutigen Ringens im Weltkrieg und die Schwere der Blutopfer, die er gefordert hat. Es konnte betont werden, daß unser Dorf weder im Krieg von 1866, noch im Krieg 1870/71 Verluste an Gefallenen und Verwundeten zu beklagen hatte. Im Weltkrieg aber verzeichnet die Kriegsschronik unseres Dorfes 46 Gefallene, Vermißte und Gestorbene. 46 Kriegsteilnehmer, die von Hause eingerückt waren, starben für ihr Vaterland.

Die Vorgeschichte des Krieges in einem ortsgeschichtlichen Buch behandeln, hieße den Aufgabenkreis weit überschreiten, aber einige allgemeine Betrachtungen sind notwendig, um auch den kommenden Geschlechtern die Größe der Gefahr aufzuzeigen, in der Deutschland das gesamte Volk zur Verteidigung seiner Heimat vor dem Ansturm der Feinde aufgerufen hat. Vom Osten her rollte die riesige Kriegsdampfwalze des zaristischen Rußlands heran; sie sollte, wenn es nach dem Willen der Feinde gegangen wäre, ganz Deutschland zermalmen. Mit Rußland zogen Frankreich, England und Japan, später auch Italien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Deutschland in den Krieg. Auf ihrer Seite

kämpften noch eine große Zahl von diesen Großmächten abhängige kleinere Staaten, während auf Deutschlands Seite nur Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei standen. Ueber 4 Jahre hat das deutsche Heer dieser Welt von Feinden siegreich getrogt und Heldentaten vollbracht, wie sie die Kriegsgeschichte aller Zeiten nicht aufzuweisen hat. Schließlich stand Deutschland noch allein. Unbesiegt fand es sich, im Vertrauen auf des amerikanischen Präsidenten Wilson 14 Friedenspunkte, zum Waffenstillstand bereit, dem dann der Friedensvertrag von Versailles folgte. Hohnvoll schoben die „Enger“ Wilsonschen Friedensbedingungen auf die Seite und diktierten den Deutschen den Schmachfrieden, dessen Fesseln die deutsche Nation drückender empfand, als in Adolf Hitler der Führer erstand, der diese Fesseln nach und nach sprengte und das nationale Selbstbestimmungsrecht wieder herstellte.

Beispiellose Leistungen hatte das Heer vollbracht, aber nicht minder schwere Opfer hat die Heimatfront während des vierjährigen Ringens auf Leben und Tod ertragen. Englands Blockade schnitt unserem Volk die Zufuhr von Lebensmitteln und sonstigen Bedarfsgegenständen ab. Ganz Deutschland wurde zur belagerten Festung. Im Jahr 1915 wurde mit der Rationierung der Lebensmittel begonnen; die wichtigsten Lebensmittel wurden durch Karten zugeteilt. Fleischlose und fettlose Tage kamen zur Einführung. Die Hamsterei kam in Blüte. Wer genügend Geld hatte, holte sich auf dem Land, was er erhalten konnte gegen gute Bezahlung, oder auch im Austausch mit Genußmitteln wie Kaffee, Tabak und andern Nahrungs- und Genußmitteln, an denen auch auf dem Land Mangel war. Große Not herrschte bei den Minderbemittelten, vor allem bei der Industriebevölkerung. Kohlrüben waren besonders im Winter 1917/18 ein begehrtes Nahrungsmittel. Glocken der Kirchen und kupferne Küchen- und Hausgeräte waren für Kriegszwecke abzuliefern. Für das in Rußland kämpfende Heer mußten die Schlitten abgeliefert werden. Aus Brenneffeln sind Ersatzstoffe angefertigt worden. Selbst Buchenlaub wurde gesammelt, zunächst hieß es zu Fütterungszwecken, aber bald stopften die Krieger ihre Pfeifen mit diesem getrockneten „Tabakersatz“. Fast alle Gemeinden gaben nach und nach eigenes Papiergeld heraus, das durch das Gemeindevermögen gedeckt war.

Nur ein unvollständiges Bild der wirklichen Lage vermögen diese kurzen Hinweise zu geben, immerhin dürften sie einen Begriff geben von den Opfern und Leiden, die das ganze deutsche Volk an den Kampffronten und in der Heimatfront ertragen hat. Am Ende des Krieges brach auch die monarchistische Staatsordnung zusammen. Doch hierüber und über die nachfolgende Zeit mögen unsere Nachkommen später berichten, wenn der Abstand von den Ereignissen größer geworden ist. Nur über die Inflationszeit, die dem Krieg folgte, wird noch an anderer Stelle besonders berichtet. Trotz aller Leiden, blieb auch unserer Dorfbevölkerung der Glaube an Deutschland erhalten. Ein Volk, wie das deutsche, kann nie untergehen.

Ehrenblätter

für die 46 Söhne und Krieger des Heboldorfes Hausen, die
im Kampf für ihre Heimat und ihr Vaterland opferbereit ihr
Leben ließen.

(Aus den hinter den Namen in Klammern beigefügten Zahlen
ist das Alter der Kriegsoopfer ersichtlich.)

Ujal Albert (21)	gef. an der Westfront
Eichin Wilh. Fried. (22)	gef. an der Westfront
Müller Josef (34)	gef. an der Westfront
Weßel Fr. Julius (20)	gest. in einem Heimatlazarett
Schmidt Fr. Ernst (19)	gest. in einem Feldlazarett
Brunner Wilhelm (24)	verm. an der Westfront
Jäh Ernst (26)	verm. an der Westfront
Wahrer Heinrich (25)	gef. an der Westfront
Ujal Ernst (24)	gef. an der Westfront
Brunner Karl (22)	verm. an der Westfront
Röther Emil (42)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Wagner Otto (28)	gef. an der Ostfront
Raab August (69)	gest. in einem Heimatlazarett
Greiner Wilhelm (23)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Arnold Friedrich (31)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Hug Karl (26)	gef. an der Westfront
Müller Eduard (46)	gest. in einem Heimatlazarett
Schmidt Gustav (26)	gef. an der Westfront
Kunkel Johann (25)	gest. in einem Feldlazarett
Röther Albert (21)	gef. an der Westfront
Hug Adolf (19)	verm. an der Westfront
Röther Georg (29)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Schmidt Ernst (21)	gef. an der Westfront
Bernhard Willi (20)	gef. an der Westfront
Roths Max (21)	gef. an der Westfront
Albiez Georg (25)	gef. an der Westfront
Janeßin Ant. (37)	gef. an der ital. Front
Minut Ernst (20)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Falger Max (21)	gef. an der Westfront

Hug Albert (20)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Vogt Albert (19)	gef. an der Westfront
Roths August (30)	gef. an der Westfront
Hugel Franz (29)	gef. an der Westfront
Emmenegger Ad. (33)	gef. an der Westfront
Philipp Karl (24)	gef. an der Westfront
Bernauer Alb. (25)	gef. an der Ostfront
Thoma Alfred (28)	gef. an der Westfront
Maier August (25)	gef. an der Westfront
Falger Gustav (25)	gef. an der Westfront
Jacobi J. Fried. (29)	gef. an der Westfront
Sutler Gustav (29)	gef. an der Westfront
Sutler Herm. (40)	vermißt
Schneider Otto (32)	gest. in einem Feldlazarett an der Westfront
Gerstmann Ad. (38)	gest. in einem Heimatlazarett
Maier Karl (?)	gef. an der Westfront
Mehger Karl (25)	vermißt

Auf fast allen Kriegsschauplätzen standen Hausener Krieger in den Kampffronten. In Frankreich, Belgien, Rußland, Italien, auf dem Balkan und auf hoher See kämpften **H e b e l s L a n d s l e u t e** nach der Weisung, die unser alemannischer Heimatdichter im patriotischen Mahnwort seinem Vetter gegeben hat:

„Auf denn mit vereinter Kraft zum großen Werk! Laßt das Feldzeichen ein wenig flott wehen. Wenn's gilt, so finden wir uns, und wer mit uns nicht gleichen deutschen Mutes und Sinnes ist, der braucht uns nimmer grüßen, denn wir danken ihm nicht.“

Von den 46 Gefallenen des Hebeldorfes ruhen

in Frankreich und Belgien	28
in Rußland	3
in der deutschen Heimat	6
in Italien	1
Vermißt und an unbekannten Orten bestattet sind	8.

Die in Lazaretten gestorbenen Landsleute sind zum Teil ihren schweren Verwundungen erlegen, teils sind sie an Krankheiten gestorben. Der 69jährige **K a a b August** hatte schon den Krieg von 1870/71 mitgemacht. Beim Ausbruch des Weltkriegs stellte er sich als Oberleutnant a. D. seinem bedrohten Vaterland erneut für den Kriegsdienst zur Verfügung.

Gedenket in Ehren allezeit unserer gefallenen Landsleute!

Die Inflation

Wie das ganze deutsche Volk, so litt auch die Bevölkerung unseres Dorfes in der Zeit des Weltkrieges bittere Not. Deutschland glich einer belagerten Festung und die grausame englische Hungerblockade bewirkte eine immer fühlbarer werdende Verknappung aller lebenswichtigen Bedarfsgegenstände. Einschränkungen aller Art mußten vorgenommen werden, sowohl auf dem Gebiet der Ernährung, wie auf dem Gebiet der Bekleidung. Selbst bei Beleuchtung und Heizung mußte der Verbrauch gedrosselt werden. Alle unentbehrlichen und lebenswichtigen Verbrauchsgüter waren der Zwangswirtschaft unterworfen und mußten den Weg über die Bürokratie der Kommunalverbände machen, bevor sie der Verbraucherschaft zugeleitet wurden. Wer allerdings genügend Geld hatte, der besorgte sich als Hamster auf Schleichwegen entsprechende Zulagen zu den knappen vom Kommunalverband zugeteilten Rationen.

In den ersten Jahren nach dem Krieg waren nach und nach auch gegen Geld im „freien Handel“ kaum mehr Lebensmittel zu erhalten; wir schienen in die Zeit des primitivsten Austauschverkehrs zurückgesunken zu sein, wo Gebrauchsgüter nur gegen Gebrauchsgüter ausgetauscht wurden. Mochte jemand einen ganzen Koffer voll Papiergeld mitschleppen, es konnte ihm passieren, daß ihm niemand dafür Waren gab. Das war in der schrecklichen Zeit der *I n f l a t i o n*. Alle, die sie miterlebten, werden von einem Grauen gepackt, wenn sie an die Inflation zurückdenken.

Schon bei Kriegsende wurde die Mark dem Dollar gegenüber nur noch mit etwa 60 Pfennig berechnet. Rasch sank dann der Wert der Mark immer tiefer und immer höher schwoollen die Lebenshaltungskosten an. Immer neue Massen von bedruckten Papierscheinen, die Geld darstellen sollten, wurden durch die Notenpressen hergestellt und in Umlauf gesetzt. Schließlich kam man so weit, daß am Vormittag versucht wurde, das vorhandene Papiergeld restlos in Waren umzusetzen, weil die Gefahr bestand, daß am Nachmittag der ganze Geldhaufen ein wertloser Haufen bedruckter Zettelchen wurde, für die nichts oder fast nichts erhältlich war.

Der „*M u l t i b i b b e l*“ kam zur Herrschaft, d. h. jeden Nachmittag so um 2 Uhr wurde amtlich von der Reichsbank aus bekanntgegeben, zu welchem Wert von diesem Zeitpunkt ab die Mark zu berechnen war. Wer vielleicht am Vormittag für sein Papiergeld noch ein Paar Hosen kriegen konnte, der mußte damit rechnen, daß er am Nachmittag für dieselbe Summe kaum noch ein Paar Schuhriemen bekam. Mit einem Monatsgehalt, oder gar mit einem Wochenlohn konnte unter Umständen die ganze Kaufsumme für ein Haus bezahlt werden, wenn es vielleicht ein halbes Jahr vorher gekauft worden war, ohne daß eine Klausel im Kaufvertrag vorgesehen wurde, die eine wertbeständige Währung, etwa Dollar oder Schweizer Franken, zur Berechnungsgrundlage machte.

Schließlich wurde Papiergeld überhaupt nicht mehr gern in Zahlung genommen, nachdem der Goldwert einer Mark nur noch mit astronomischen Zahlen festzustellen war. Nicht mehr hieß es etwa eine Million Papiermark, oder eine Milliarde Papiermark ist gleich einer Goldmark, nein, mit einer Billion mußte am Ende der Inflation vervielfacht werden. Eine Billion Papiermark repräsentierte also den Wert einer Goldmark.

Ein kleines Beispiel aus der Praxis möge zeigen, wie die Zustände waren. Im Herbst 1923 ging Adlerwirt B e h r i n g e r mit 3 Milliarden Papiermark auf den Weinhandel, aber niemand fand sich bereit diese ungeheure Summe für Wein in Zahlung zu nehmen. Mit einigen Päckle Tabak, einigen Pfund Kaffee oder Mehl, oder einigen Metern Stoff hätte er eher Wein kaufen können, als mit 3 Milliarden Papiermark. Lebens- und Genußmittel, wie Sachwerte überhaupt, waren als Zahlungs- bzw. Tauschmittel sehr viel begehrter als Papiergeld. Am schlimmsten waren die Lohn- und Gehaltsempfänger daran; in vielen größeren Industriebetrieben unserer Gegend, auch in gewerblichen Betrieben, setzten es die Belegschaften nach und nach durch, daß ihnen wenigstens ein Teil des Arbeitseinkommens in wertbeständigem Geld, z. B. in „Schwizerfränkli“, ausbezahlt wurde.

Endlich im Spätherbst 1923 kam die Rentenmark zur Einführung. Wie durch ein Wunder war die Hochflut der Inflation von einem Tag zum andern abgedämmt. Alles atmete erleichtert auf, als der so oft verwünschte Multiplikator, den der Volksmund „Multibibbel“ getauft hatte, endlich aus der Tageschronik ausgemerzt wurde und wir nunmehr wieder eine stabile Währung hatten. Jetzt erst bekam auch Hebel's Vers im Gedicht „Der Wegweiser“ wieder seinen tiefen für Haus- und Volkswirtschaft günstigen Sinn:

„Weisch, wo der Weg zuem Gulde isch?
Er goht de rote Chriüzere no;
und wer nit uf e Chriüzler luegt,
de wüird zuem Gulde schwerli cho.“

Schlußbemerkungen

Der geschichtliche Flurgang ist beendet. Wir stehen an der Schwelle der Gegenwart und vor dem schweren eisernen Vorhang, hinter dem die Zukunft verborgen liegt. Hier machen wir Halt und prüfen rückschauend die Bilder, die zu einer Jahrhundertschau zusammengestellt wurden. Gelegentlich ist auch ein Bild aus der Gegenwart eingefügt, das sozusagen durch Schnappschuß aufgenommen wurde, um die organische Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit aufzuzeigen. Ueber die Gegenwart im Allgemeinen aber werden künftige Geschichtsschreiber berichten, wenn der zeitliche Abstand größer geworden ist, und wenn die jetzt lebenden Generationen restlos im unbekannten Land, in den Vertiefungen der Ewigkeit weilen.

Die künftigen örtlichen Geschichtsschreiber werden es leichter haben, als ihre Vorgänger, denn um die Erschließung der Nachrichtenquellen brauchen sie sich nicht zu sorgen. Nicht nur in den Bereichen der großen nationalen und kulturellen Gemeinschaften werden alle wichtigen Vorgänge schriftlich festgehalten, auch die kleinsten Zellen der großen Gemeinschaft, die Gemeinden und Familien, wissen heute den Wert gewissenhafter Aufzeichnungen wichtiger Begebenheiten besser zu würdigen als unsere Vorfahren. Vertrauensvoll kann daher die Berichterstattung über die Gegenwart den Nachkommen überlassen werden, aber einige allgemeine Bemerkungen zum gegenwärtigen großen Geschehen mögen auch uns gestattet sein. Wir fühlen es alle, daß wir eine Zeitenwende miterleben, die Altes und Neues von der Bühne der Geschichte segt, wie der Sturm das dürre Geäst von den Bäumen. Da erinnern wir uns des patriotischen Mahnworts Hebels an seinen Better. Es stellt auch ein verpflichtendes Vermächtnis für Hebels Landsleute dar, und so sei es hinausgerufen in die sturm bewegte Welt: Wo deutsches Recht, deutsche Freiheit, deutsche Kultur und deutsches Land verteidigt werden müssen, da werden stets auch Hebels Landsleute zu finden sein. Deutsch sind die Alemannen in Hebels Heimat! Deutsch wollen sie bleiben!

Die Aufgabe der Verfasser des ortsgeschichtlichen Buches bestand darin, das Schicksal des Dorfes in der Vergangenheit aufzuhellen. Sie suchten dieser Aufgabe gerecht zu werden mit gutem Willen und geduldigem Ausdauern, doch sind sie sich darüber klar, daß nicht alle gehegten Wünsche und Erwartungen sich erfüllen ließen. Die Leserinnen und Leser werden aber gerne Nachsicht üben und berücksichtigen, daß es die Verfasser nicht immer leicht hatten; sie mußten auf der langen Wanderung durch die Jahrhunderte manchen „Ranf“ machen, manche „Cheri“ nehmen und oft den Weg zur Schwelle der Gegenwart über steinigtes Geröll und durch „Dornbüschel“ und dichten „Ufswachs“ bahnen. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden und viele Hindernisse auszuräumen, als die Grundlagen für die Ortsgeschichte geschaffen und diese niedergeschrieben wurde. Daran möge bei der kritischen Beurteilung gedacht werden.

Da und dort wird in den Leserkreisen die Meinung zu hören sein, es seien unwichtige Begebenheiten zu sehr hervorgehoben, während wichtige zu wenig oder gar nicht erwähnt würden. Die Frage, was wichtig und was unwichtig ist, wird schwer zu entscheiden sein und schließlich gilt es eben, die goldene Mittellinie zu suchen. So haben es die Verfasser gehalten. Wir alle wollen auch nicht vergessen, daß es Ereignisse gibt, die uns im Augenblick des Geschehens groß und bedeutend erscheinen, deren Bedeutung aber mit dem Wachsen des zeitlichen Abstandes immer mehr zusammenschrumpft. Schließlich verdrängen neue und noch bedeutendere Ereignisse das alte ganz aus der

Erinnerung. Aus diesen Gründen möchten wir unsern geschichtlichen Flur-
gang mit einem Sprüchlein unseres Heimaldichters zum Abschluß bringen,
das er einer Freundin schrieb, die ihm einige nette, kleine Bröblein ihres
schriftstellerischen Talents hatte zukommen lassen. Dieses Sprüchlein H e b e l s
„An eine Freundin“ lautet:

„N e h m e t das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grotet just nit eis wie's ander,
Chorn und Spreu isch unterenander.
Lefet 's Fürnehmst uus,
's isch, cha sy, ne Fund;
's ander striichet uus!
Gott erhalt Ich gfund,
und Gott schent Ich allewiil
liebi, süßi Freude viel!“



Quellennachweis

Wenn ein Wünschelrutengänger ausgeschiedt würde, um das Gebiet ausfindig zu machen, in dem die ersten Quellen liegen, aus denen die Triebkräfte kamen zur Schaffung eines ortsgeschichtlichen Buches, dann müßte er mit seiner Wünschelrute den Weg nach Sebel's Rinderland antreten, denn hier würden zweifellos die ersten Schwingungen der geheimnisvollen Rute spürbar. Im Dorf und in den Matten, Feldern und Wäldern der Umgebung liegt dieses Rinderland. Hier spielte die Dorfjugend auch nach Sebel stets am liebsten und hier senkt sich unbemerkt das Samentorn in das Rinderherz, aus dem wurzelstarke Heimatliebe keimt.

Im Rinderland also liegt der Ursprung der Triebkraft, die zur Schaffung dieses ortsgeschichtlichen Heimatbuches drängte. Soll aber dargelegt werden, wie die im Rinderland sprudelnden Quellen „gefaßt“ und für das vorliegende Buch nutzbar gemacht wurden, dann ist zunächst eines Mannes ehrend zu gedenken, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, der aber zu seinen Lebzeiten damit begonnen hat, fortlaufend wichtige Tagesereignisse, gleichviel ob örtlicher oder allgemeinerer Natur, auf den Blättern des Wandkalenders des „Statthalters von Schoppsheim“, später auf den Blättern des aus dem „Statthalter“ hervorgegangenen „Marktgräfler Tagblatt“ schriftlich festzuhalten. Er hatte offenbar erkannt, daß den kommenden Geschlechtern die Heimat um so lieber und teurer sein wird, je vollständiger ihnen das Bild der Heimat aus der Zeit der Vorfahren übermittelt wird. Dieser Mann war der Vater des heutigen Adlerwirts; auch er hieß Joh. Georg Behringer und ist im Jahr 1907, erst 55jährig, gestorben.

Vermutlich hatte der Verstorbene ursprünglich nicht die Absicht, eine Art Zeitsaden für eine künftige Ortsgeschichte zu schreiben, Erfahrungen, die er als Wirt machte, dürften ihn bewogen haben, wichtige Ereignisse aufzuschreiben, um beim Auftauchen von Meinungsverschiedenheiten über den Zeitpunkt der Geschehnisse den Gästen Aufschluß geben zu können. Auf diese Weise sammelte sich nach und nach wertvoller ortsgeschichtlicher Stoff an, dessen Bedeutung nach dem Tod des früheren Adlerwirts vom ältesten Sohn erkannt wurde. Dieser ordnete die vom Vater hinterlassenen Kalenderaufzeichnungen, schrieb das Datum der Tage in ein Heft und sagte sich schließlich, daß sich diese Art Geschichtsschreibung und Tagebuchführung auch in die Vergangenheit zurück fortsetzen lasse. Schlummernde Gaben waren geweckt und ein reger Sammeleifer ließ den geschichtlichen Stoff rasch anwachsen.

Schon als Bub war der angehende „Archivar“ beim Spiel mit Kameraden oft „unterm Dach de Tremle no“ geschlichen und hatte seine Nase neugierig in manches alte Schriftstück gesteckt, das auf der Bühne des Rathauses lagerte. Später wurde im Gemeindearchiv Umschau gehalten, alte Gemeinderechnungen, Kaufprotokollbücher, Pergamenturkunden usw. wurden durchgesehen und der wertvolle Inhalt abgeschrieben. Dann landete der Amateurarchivar im Generallandesarchiv in Karlsruhe, wo ihm ein mächtiger Berg alter Hausener

Alten vorgelegt wurde. Zunächst umschlich der Forscher den Berg, wie die Raze den heißen Brei, aber nach anleitenden Winken eines hilfsbereiten Beamten drang er schließlich in des Altenwaldes tiefste Gründe ein und kehrte mit einer reichen Ausbeute von der Forschungsreise ins Wiesental zurück.

Der gesammelte geschichtliche Stoff war schon ziemlich durchgeseiht, als der Weltkrieg im Sommer 1914 zum Ausbruch kam. Der in den Krieg ziehende ehemalige Leibgrenadier trug sein Bündel ortsgeschichtlichen Stoffes auf das Rathaus, damit es im Gemeindearchiv in Verwahrung blieb, falls der Krieger nicht mehr aus dem Feld zurückkehren sollte. Glücklicherweise kehrte er wieder heim und konnte später seine Forschertätigkeit wieder aufnehmen. Vor einigen Jahren gingen dann die beiden Verfasser gemeinsam ans Werk, um mit vereinter Kraft das vorliegende Buch „Hausen im Wiesental, das Heimatdorf unseres alemannischen Dichters Johann Peter Hebel“ zu schaffen.

Was die geistige Durcharbeitung des Stoffes betrifft, so ist zu sagen, daß hierbei die Hebelbüchlein der Basler Hebelstiftung einen großen Einfluß ausgeübt haben, wobei erwähnt sein mag, daß die beiden Verfasser zu den beschenkten Schülern gehörten. Nicht unerwähnt sei, daß auch der verstorbene Adlerwirt, Joh. Georg Behringer, am Hebelfest 1866 das Hebelbüchlein erhalten hatte. Die Hebelbüchlein sind die Grundsteine geworden im Aufbauwerk, das jetzt in Form eines ortsgeschichtlichen Buches vorliegt. Mittelbar geht also der Ursprung des Buches auf den verstorbenen Adlerwirt und auf die Basler Hebelstiftung zurück.

Zum Quellennachweis ist weiter zu sagen: Bei der Bearbeitung des ersten Teils des Buches ist das deutschsprachliche Schrifttum über Hebel, so weit es zugänglich war, herangezogen worden. Wo Stellen daraus wiedergegeben sind, ist der Ursprungsort genannt. „Hebels Schreiben zum Blumenkranz“ ist Ernst Kellers 1905 erschienenem Buch entnommen: „J. P. Hebels sämtliche poetische Werke“. Von den übrigen benützten Werken seien genannt: Wilhelm Altwegg: Johann Peter Hebel (Verlag von Huber und Comp. Frauenfeld/Leipzig). J. P. Hebels Schackstäblein des Rheinischen Hausfreundes (Cotta, Tübingen). Philipp Wittkop, Freiburg i. Br.: Johann Peter Hebel, Gedichte, Geschichten, Briefe. Friedrich Becker, Basel: J. P. Hebel. Festgaben zu seinem hundertsten Geburtstage. Wilhelm Zentner: J. P. Hebels Briefe an Gustave Fecht (Karlsruhe, C. F. Müllersche Buchhandlung). Karl Oberer: Briefe von J. P. Hebel. Eine Nachlese. (Karlsruhe C. F. Müllersche Buchhandlung). Karl Oberer: J. P. Hebels Ahnen. Fritz Lieberich: J. P. Hebel und Basel (Basel, Helbing und Lichtenhahn). Hermann Vöhr: J. P. Hebel und sein Grab in Schwegen. G. Laengin: J. P. Hebels Biblische Geschichte. Adolf Sütterlin: Hebels Werke. Hermann Albrecht: Der Präzeptoriatsvikari („s Gotteskübli“ 1, Schopfheim). Hermann Bortisch: Vom Peterli zum Prälaten. Schließlich dienten auch als Unterlagen eine große Anzahl von Aufsätzen in Zeitungen und in den Heimatzeitschriften „Der Markgräfler“, „Mein Heimatland“ und das „Markgräflerland“. Verfasser dieser Aufsätze waren Hermann Burte, Karl Herbst, Karl Bortisch, R. F. Nieber, Pfarrer Weidner und andere.

Im zweiten Teil des Buches „Das Dorfes wechselvolle Geschichte“ sind die benützten Quellen ebenfalls jeweils genannt. In Betracht kommen hauptsächlich: August Berlin: Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung. M. Klär: Das nordere Wehratal. Döflingen, Wehr und Umgebung in Geschichte und Gegenwart. Pfarrer Weidner: Die Geschichte von Hasel und Glashütten. Dr. Theodor Humpert: Geschichte der Stadt Zell im Wiesental. Julius Schmidt: Kirchen am Rhein. Eine karolingische Königspfalz. Karl Seith: Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des

Jahres 1525 (Primatblätter vom Bodensee zum Main). Karl Seith: Wie unser Marktgräflerland badisch wurde. (Feldbergs Töchterlein, 1924. 12. 13.). Kirchenbücher und Chroniken einer großen Reihe von Orten. Für den Abschnitt „Das Eisenwert“ dienten vorwiegend die Akten des Generallandesarchivs als Stützpunkte, so: Hausen, Amt Schopfheim, Spezialakten, Conv. 1, 4, 5, 6. Herrschaft Rötteln. Fasz. 21, 22, 23, 25, 40, 50, 51, 99, 141. Verainsammlung Nr. 3718. Sammlung der Handschriften, Nr. 764 (Notizen über das Eisenwert Hausen.) J. G. D. N. F. 40. C. G. Fecht: Der südwestliche Schwarzwald. Gemeindeakten aller Art.

* * *

Auch an dieser Stelle wird nochmals allen Mithelfern herzlich gedankt, mag die Mithilfe in der Ueberlassung alten Schrifttums und familiärer Aufzeichnungen, oder in der Erteilung guter, aus einem reichen Erfahrungsschatz geschöpften Ratsschlügen und in der mündlichen Uebermittlung wissenswerten örtlichen Geschichtsstoffes bestanden haben. Dankbar wird besonders das freundliche Entgegenkommen der Beamten des Generallandesarchivs und der Landesbibliothek anerkannt, das bei der Durchforschung des amtlichen Urkundsstoffes von Hausen stets bewiesen wurde. Gleiches Entgegenkommen bewiesen die Pfarrämter, wenn das Suchen nach geschichtlichen Unterlagen den Einblick in die Kirchenbücher nötig machte. Ein erheblicher Teil des verarbeiteten Stoffes konnte dem Hausener Gemeindearchiv entnommen werden, was ebenfalls dankbar erwähnt sei. Als erfahrener Heimatforscher stand vor allem Herr Karl Seith den Verfassern beratend zur Seite. Manche älteren Leute des Dorfes förderten das gemeinsame Werk durch die Uebermittlung mündlicher Ueberlieferungen, so insbesondere der Greiner Wilhelm (Murer Willi), der Hebelstiftveteran K. Metzger (Düßli Schneider) und viele andere. Dankbar erwähnt sei auch die verdienstvolle Forschertätigkeit des Oberlehrers a. D. Otto Rüdlin auf dem Gebiet der Hebelstiftung und des Hebelfestes. Schließlich sei auch der Belegschaft der Buchdruckerei Georg Uehlin, Schopfheim, vom Betriebsleiter bis zum Lehrling, herzlich gedankt für ihre bereitwillige Mithilfe bei der Drucklegung des Werkes.

Die Bildbeigaben

Um die Wirkung des geschriebenen Wortes zu erhöhen und um geschichtlich bedeutsame Vorfälle und dingliche Erinnerungszeichen aus der Vergangenheit unseres Dorfes anschaulich zu machen, sind eine größere Anzahl Bilder in das Buch eingefügt. Ein Bildnis Hebels, wie es sich beim ortsgeschichtlichen Buch des Heimatdorfes gebührt, eröffnet die Bilderreihe. Das Beckersche Bild, das den Baslern besonders lieb und teuer ist, wurde in der Absicht ausgewählt, das freundschaftliche Verhältnis zwischen der Geburtsstadt und dem Heimatdorf Hebels hervorzuheben. Auch die aufgenommenen Bildnisse von den Ehrengästen der Basler Hebelstiftung sollen sinnbildlich bekunden, daß Hebel der Verbindungsmann ist zwischen Basel und Hausen und zwischen den Alemannen diesseits und jenseits der Reichsgrenzen.

Wie beim geschriebenen Buchinhalt, liegt auch bei den Bildbeigaben die Gemeinschaftsarbeit einer Anzahl „Hufemer“ vor, soweit die photographische Aufnahme örtlich erfolgte. Verehrung für Hebel, Liebe zu Heimat und Vaterland und Pflichtbewußtsein gegenüber den Hebel Freunden im ganzen alemannischen Kulturkreis ließen unsere „Amateurphotographen“ freudig an die Ar-

beit gehen. Von den Herren Wilhelm Menton jung, Hausen, Wilhelm Gretherr jung, Hausen, Direktor Währer, Fahrnau-Hausen und Karl Behringer, Schiltach-Hausen sind diese Bilder aufgenommen und bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden.

Das Hebelbildnis nach dem Pastellbild von Ph. Becker ist durch freundliche Vermittlung des Präsidenten der Basler Hebelstiftung, Herrn Prof. Wilhelm Altwegg, vom Verlag Huber u. Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld/Leipzig zum Zwecke der Verwendung in unserem Heimatbuch freigegeben worden, wofür herzlich gedankt sei. Dankbar sei ferner das Entgegenkommen anerkannt, das der Verlag C. F. Müller, Karlsruhe und der Verlag der Zeitschrift „Mein Heimatland“, G. Braun, Karlsruhe, dadurch bekundeten, daß sie uns die „Klichees“ vom Hebelhäuschen überließen. In entgegenkommendster Weise stellte das Generallandesarchiv in Karlsruhe den alten Lageplan vom Bergwerk vom Jahr 1690 zur Verfügung, wofür hier ebenfalls gedankt wird; „Autotypie“ und „Strichätzung“ stammen von der Firma Schuler u. Co., Freiburg i. B. Von dieser Firma wurden auch Zeichnung und „Strichätzung“ für das Bild der Linde ausgeführt. Es handelt sich um eine Nachbildung. Eine naturgetreue photographische Aufnahme der Linde war leider nicht ausfindig zu machen, doch erinnerte sich Ratsherr Emil Vogt, Lörrach, der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts bei der Firma M. B. B. die kaufmännische Lehre durchgemacht hatte, in alten Papieren öfters einen Plan vom Eisenwerk eingesehen zu haben, auf dem die Linde eingezeichnet war. Diesen Plan machte dann Herr Direktor Silber ausfindig und stellte ihn bereitwilligst zur Verfügung. Die Linde mit dem Ruhebänke ist darauf eingezeichnet; so konnte dieser Plan in Verbindung mit den Erinnerungen älterer Leute bei der Zeichnung der Linde verwertet werden.

Das „Klichee“ mit der Gesamtansicht von Hausen wurde von der Firma A. Weber, Stuttgart, geliefert, von welcher auch die photographische Erdaufnahme gemacht worden ist. Alle übrigen „Autotypien“ (19 an der Zahl) wurden von der Firma Haßmann in Darmstadt angefertigt.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

	Seite
Einleitende Bemerkungen	9
Hebels Schreiben zum Blumenkranz	17
Der Kranz an die Linde des Unsterblichen von Hermann Burte	19
Die Linde unterm Sonntagshimmel blau	20
Hermann Burte unter Hebels Linde	23
Zwischen den Bergen von Hausen	25
Hebel und seine Mutter	32
Einiges über Hebels Lebensgang	33
Die Hebelstiftung	36
Die Basler Hebelstiftung	41
Das Hebelfest	43
Die „Zentral-Hebelfeier“ am 10. Mai 1860	45
Das Hebelhäuschen	47
Die Erinnerungstafel am Hebelhäuschen	49
Das Hebeldenkmal	50
„Eingefrorene“ Guthaben Hebels	51
Der Schutzbürger Johann Jakob Hebel	53
Johann Jakob Hebels Gesangbücher	55
Hebel als verbindende Kraft	56
Drei „alti Manne“ vor dem Himmelstor	58

Zweiter Teil

Die ältesten Nachrichten über Hausen	71
Streifzug durch die allgemeine Geschichte	73
Hausen als Dorf in der Markgrafschaft	75
Gerichtsbarkeit und Zehntpflicht	77
Zehnten und Frondienste	78
Die Zehntablösung	79
Weide und Walddrechte	80
Notrufe nach Rötteln und Karlsruhe	82
Wachsende Bevölkerung, wachsende Not	83

Streit um den Wald	84
Sippenforschung	87
Hebels Vorfahren mütterlicherseits und die ältesten Familien des Dorfes	87
Verwandte Hebels in Hausen	89
Auswanderer	91
Heimattreu auch in fernen Landen	94
Derbliche Bevölkerungsbewegung	98
Ein Dorf der Altemannen	100
Das Eisenwerk	106
Jude Löwel als Pächter	108
Das Werk im Werden	111
Löhne, Gehälter und soziale Einrichtungen	113
Weitere Verpachtungen	116
Einrichtung einer Gewehrfabrik	118
Von der Selbstbewirtschaftung wieder zur Verpachtung	121
Großer Kahlholzbedarf und vielstaatliches Durcheinander	123
Das Werk wieder in Selbstbewirtschaftung	123
Leitende Persönlichkeiten im Eisenwerk	125
Großh. Hüttenverwalter Eduard Böckh	127
Hausen und Zell	131
Eine oft zerstörte Pegel	133
Hochwasser der Wiese	137
Brückenkosten und Lastenverteilung	140
Kleinere, aber verkehrswichtige Brücke	143
Von der Dreikönigskapelle zur evang. Dorfkirche	145
Die Orgel	148
Von der Filialkirche zur selbständigen Pfarrei	149
Die Kirchenglocken	151
Die Kirchenuhr	154
Die Verlegung des Pfarrsitzes	154
Bereinigte Kirchengemeinde Hausen-Raitbach	157
Die katholische Kirche	158
Die Ruhestätten unserer Toten	160
Die Schule	164
Schulstuben und Schulhäuser	166
Hebels Lehrer Andreas Grether	169
Sonstige Schulmeister	170
Die Lehrer	172
Die Kleinkinderschule	174
Gesang und Musik	176
Die Hebelmusik	178
Bögle und Bürgermeister	182
Bögl Johann Jakob Maurer	183

Wie die Berufung eines Vogts erfolgte	184
Die Vögte unseres Dorfes	186
Die Namen der Bürgermeister	187
Die Ratsschreiber	188
Die Größe der Gemarkung	188
Die Höhenlage	189
Die Flurnamen	189
Was uns Flurnamen erzählen	191
Spuckgeschichten und Volkslagen	192
Kleine und große Marksteinversetzungen	194
„Da blühen die Reben“	195
Wo Hebel oft auch weilte	195
Die Poststelle	199
Die Eisenbahn	201
Handwerk und Gewerbe	204
Kaufläden	204
Die Gaststätten	205
Mühlen und Fabriken	214
Mentonische Walzenmühle	215
Die „obere Mühle“	216
Die „untere Mühle“	217
Wollspinnerei Behringer und Tuchfabrik Vortisch u. Comp.	219
Von der Kammgarnspinnerei zur Baumwollspinnerei	221
Versuche zu Neugründungen	222
Fischerei	223
Bohlfahrtswesen	224
Brandfälle	225
Feuerlöschwesen	226
Beleuchtungswesen	227
Heimsuchungen durch Seuchen	232
Das Dorf in Kriegszeiten	234
Die napoleonischen Kriege	237
Im Revolutionsjahr 1848	239
Die Kriege von 1866 und 1870/71	240
Der Weltkrieg von 1914 bis 1918	242
Ehrenblätter für die Gefallenen	244
Die Inflation	246
Schlußbemerkungen	247

„Hufemer Allerlei“

finden die Leser auf den Seiten 61, 102, 129, 196, 201, 210, 228

